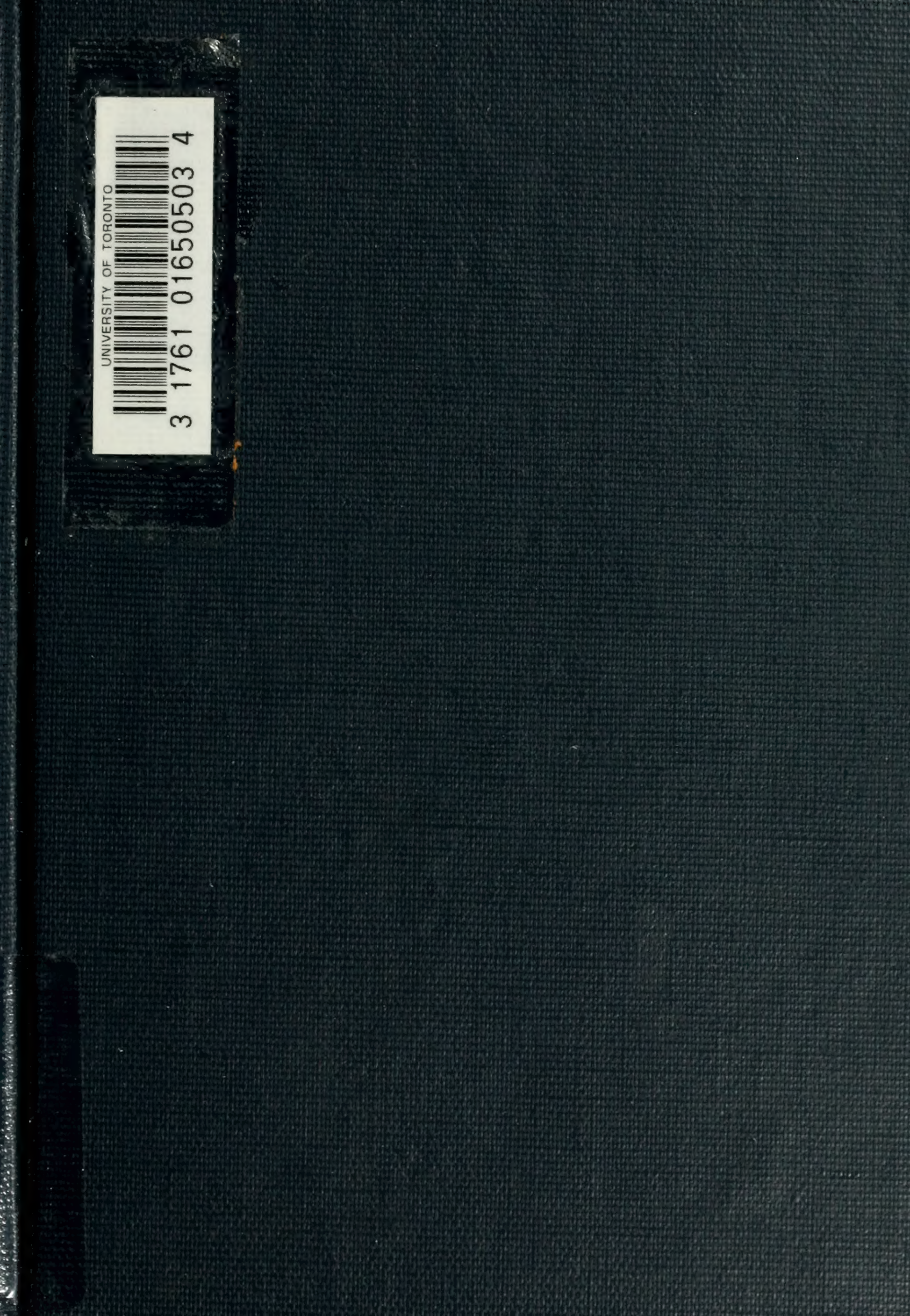

UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01650503 4



Königin Luise von Preußen (1810)

Pastellgemälde von Wilhelm Ternite

Große Frauen

Von Maria Schade

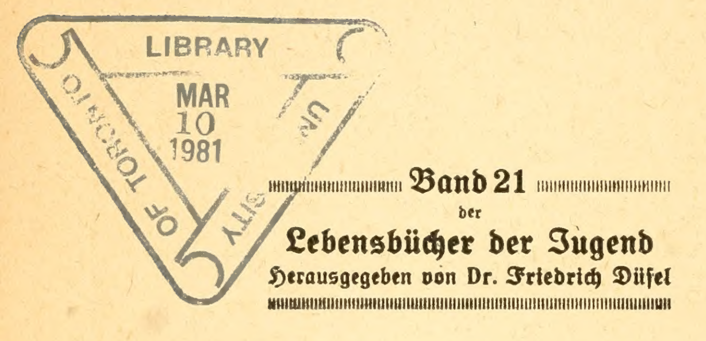
Mit elf Einschaltbildern

6. bis 10. Tausend



Verlag von Georg Westermann, Braunschweig





Band 21
der
Lebensbücher der Jugend
Herausgegeben von Dr. Friedrich Düsel

Druck von Georg Westermann in Braunschweig

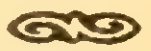
Zum Geleit

Der Plan zu diesem Bande der „Lebensbücher der Jugend", dem 21. der Sammlung, entstand im Gedächtnisjahr der vaterländischen Erhebung von 1813, an der die deutschen Frauen einen so ruhmwürdigen Anteil haben. Diesen entscheidenden Anstoß kann und will das Buch nicht verbergen. Wie die Leser auf den ersten Blick entdecken werden, machen seinen Grundstock die acht Lebensbilder aus, die Heldinnen der Befreiungskriege zum Gegenstand haben, Mädchen und Frauen, die in der schweren Zeit der Not, da das Vaterland alle Kräfte brauchte, um aus tiefem Sturz wieder zur Freiheit und Ehre emporzukommen, die Beherztheit der Männer zeigten, indem sie gleich ihnen zu den Waffen griffen oder noch vor ihnen zaghafte Gemüter im Bürgerhaus und Königsschloß zur mutigen Entscheidung anfeuerten.

Diese Abschnitte also sind und bleiben die Seele des Buches, ihr Anfang und ihr Gipfel, nach dem sich die übrigen Beiträge haben richten müssen. Freilich, daß sowohl aus sachlich-geschichtlichen wie aus Gründen einer gewissen künstlerischen Einheit und Geschlossenheit Ergänzungen dieser grundlegenden Stücke nötig waren, das ergab sich bald. Und dabei tat sich nun ein Reichtum der Stoffe auf, so vielseitig, mannigfaltig und verlockend, daß es vor der Überfülle keine andre Rettung gab als die entschlossene Auswahl des Reizvollsten, oder sagen wir bescheidener: dessen, was sich der Verfasserin und dem Herausgeber so darstellte.

So liegen zwischen den drei Hauptteilen des Buches, die sich deutlich kennzeichnen, wohl größere Lücken, über die scheinbar kein Weg der Verbindung führt; wer aber aufmerksam liest und den Grundakkord der *sittlichen Gesinnung* aus den Darstellungen herauszuhören weiß, der wird sich trotzdem bald der inneren Zusammengehörigkeit aller dieser einzelnen Lebensbilder bewußt werden und das Buch als ein Ganzes empfinden, das von *einem* Ausgangspunkt zu *einem* Ziele strebt. Dieser Ausgangspunkt ist der *Vaterlandsstolz* auf ein Volk, das so viele und so verschiedene Frauenpersönlichkeiten im öffentlichen Leben hat bedeutsam hervortreten lassen, ohne ihnen dadurch den Schleier der Weiblichkeit zu nehmen. Und das Ziel? Nichts andres als die Hoffnung und der Wunsch, gleiche Gemüts-, Geistes- und Charakterkräfte auch fernerhin in der weiblichen deutschen Jugend lebendig zu sehen.

Inhalt





1813

Die Franzosen! Die Franzosen!" Laut schallte der Schreckensruf durch das stille schlesische Dörfchen, das bis jetzt vom Feinde verschont geblieben war. Doch nun zogen sie heran ... Entsetzen faßte jeden der friedlichen Dorfbewohner. Diese übermütigen Sieger, die die Besiegten in den Staub traten, die in jedes Haus Qual und Elend brachten! Was nützte es, daß man die Türen fest verrammelte! Dröhnende Schläge sprengten sie. Und was dann kam! In dumpfer Verzweiflung standen die Männer da; ohnmächtige Wut ballte die Hände zu Fäusten. Irr glitt der Blick über Weib und Kind, über die schwer erarbeitete Habe, über all das, was jetzt noch ihnen gehörte und in nächster Stunde der Raub frevelnder Fremder war. Planlos liefen die Frauen und Mädchen umher, in der Eile zusammenraffend, was ihre Arme tragen konnten, nach einem Versteck suchend. Und in dieses geängstigte Durcheinander, in die lauten Klagen, die stillen Tränen klangen schon die Schritte der Franzosen.

In dem Pfarrhause, das an dem Ende des Dorfes lag, saß der würdige Geistliche gerade über der Predigt, mit der er am morgigen Sonntag die verzagten Gemüter seiner Gemeinde stärken und trösten wollte. Da drang der Schreckensruf auch in seine Stille. Der mutige Mann erhob sich. Die seiner Fürsorge Anvertrauten in Gefahr! Da mußte er hinaus, helfen, das Unglück abwenden, soweit seine Kraft es vermochte. In der Tür stürzte ihm die laut weinende Gattin entgegen: eine schwache kränkelnde Frau, die nicht gewachsen war dem Elend dieser Jahre.

„Geh nicht von mir!" rief sie, seinen Hals umklammernd. „Verlaß mich nicht! Sie kommen... Hör' doch, sie kommen! Sie sind schon da!"

Aus dem Dorfe drang jetzt lautes Geschrei, wilde Flüche, hier und da ein Schuß.

In das Zimmer stürmten die Kinder: ein hochgewachsener Knabe, dem Schrecken und Empörung über das, was er soeben gesehen hatte, aus den Augen flammten, ein schönes blondes Mädchen, deren ganze Sorge nur die Mutter war, die geliebte Mutter. Sanft schloß sie die Bebende in die Arme.

Der Pfarrer zeigte auf die Kirche, die gerade gegenüber seinem Hause in der Abendsonne leuchtete. Der schlanke Turm wies nach dem Himmel, der Liebes und Leides sendet, dem zum Segen, der die Sendung versteht.

Nein, nein, bis in das Pfarrhaus würden sie nicht dringen. Vor dieser Tür wird der frevelnde Schritt haltmachen. Die heilige Nähe des Gotteshauses ...

Doch da erklang es schon im Garten, auf dem Hofe. Übermütige Rosse, die gewöhnt waren, goldenen Segen niederzutreten, zerstampften blühende Beete. Was nützte es, daß der würdige Geistliche beschwörend die Hände hob, mahnte, flehte, auf sein Weib zeigte, das wie getötet vor Angst und Schrecken auf der Diele des Zimmers lag! Die Frechen durchsuchten das Haus, plünderten, raubten, zerstörten. Die zitternde Magd zwangen sie, ein Mahl herzurichten. Das Beste schien ihnen nicht gut genug. Mit wildem Fluch, höhnischem Gelächter verließen sie das Haus, das zuvor der Ort des Friedens gewesen war und jetzt ein Bild des Schreckens bot.

Bleich, mit entstelltem Antlitz lag die Frau des Pfarrers da. Vor ihr kniete Luise, die Tochter.

„Bete!" rief das junge Mädchen dem am Fenster stehenden Bruder zu. „Bete, Ferdinand! Ich ... ich kann nicht."

Doch auch über die Lippen des Knaben wollte nicht das erlösende Wort. Mit geballter Faust stand er da, ein paar Laute stammelnd, die wie ein Racheschwur klangen.

Erst spät kehrte der Pfarrer heim: in dem Dorfe bedurfte jedes Herz seines Wortes, jedes Haus seiner helfenden Hand. Und nun in der eignen Familie! Nicht konnte die Gattin

mehr sein Wort hören, den Segen seiner Hand fühlen: dem Schrecken war ihr zitterndes Leben zum Opfer gefallen.

* * *

In dem Pfarrgarten blühte es wieder auf den Beeten, die übermütige Rosse zerstampft hatten, aber in den Menschen, die still zwischen diesen Beeten wandelten, wollte es nicht wieder Frühling werden.

Die Jahre kamen und gingen. Unermüdlicher noch als ehedem diente der würdige Geistliche seiner Gemeinde.

Der Knabe Ferdinand war zu einem kräftigen Jünglinge herangewachsen, die Tochter Luise zu einer schönen Jungfrau. Wohl hatte sorgsame, liebende Hand die Spuren feindlicher Zerstörungswut in dem Hause getilgt, doch der Schrecken, den jener Tag in die Gemüter gedrückt, wollte nicht mehr aus ihnen weichen. War doch die liebende Mutter, die gütige Herrin des Hauses diesem Schrecken erlegen. Jeder fühlte schwer den Verlust, am schwersten wohl die Tochter. Lange hatte es gewährt, bis sie wieder das Haupt heben konnte; nur der Gedanke an den Vater, den Bruder hatte sie mit frischer Kraft erfüllt.

Zur Freude war es in ihr und um sie herum nicht mehr gekommen, denn jeder Tag hatte neues Elend gebracht, neue Erniedrigung. Immer siegreicher rückten die Verhaßten vor, das ganze Land war ein Raub der Feinde. Überall wohin man blickte Qual, überall wohin man hörte Jammer. Der Friede zu Tilsit, den man hoffend herbeigesehnt hatte, zerstörte den letzten Glauben an die Zukunft. Und dann der Tod der geliebten Königin! Besonders Luise war von diesem Tode aufs tiefste ergriffen. Die Franzosen hatten der Königin das Herz gebrochen, wie sie das Herz ihrer Mutter gebrochen hatten. Von diesem Tage an fühlte sie einen noch stärkeren Haß gegen den frevelnden Feind. In diesem Hasse wurde sie durch den Bruder bestärkt.

Auch der junge Geistliche, der seit einiger Zeit in dem Hause

weilte, dem Pfarrer zur Hilfe und Stütze, fühlte ganz mit den Geschwistern. Die drei schlossen sich in ihrer Liebe zum Vaterlande eng aneinander. Sie jauchzten, als sie von dem Untergange des Napoleonischen Heeres in Rußland hörten. Das war das Gericht Gottes, das war ein Fingerzeig des Allmächtigen. Nun mußte der Tag der Vergeltung kommen. Aber nicht nur in ihren Herzen regte es sich, das ganze Volk hatte nur einen Gedanken: Rache. Und jetzt, jetzt rief der König zu den Waffen.

Der heilige Ruf tönte auch durch die Stille des Dorfes. Wie sie davonzogen, die Männer, die Jünglinge! Noch eine Strecke des Weges begleiteten sie die Frauen. Dann nahmen sie voneinander Abschied, still, stark; in den Herzen, trotz dem Trennungsschmerze, Friede und Hoffen.

An dem Gartenzaune stand Luise. Sie kannte jeden der Vorüberziehenden, jeden grüßte sie. Sanft wehte der Wind, in den Hecken wurde es lebendig, die Kirche leuchtete in der Frühlingssonne, und dort auf dem Grabe der Mutter blühten die ersten Blumen.

Luise sann, Luise lauschte. Da hörte sie liebe, vertraute Schritte: der Bruder und der junge Freund kehrten heim. Wie ihnen die Augen leuchteten! Wie sich die schlanken Glieder in die Höhe reckten. War es nicht, als wären die beiden gewachsen? Still reichten sie Luise die Hand, still schritten die drei durch die schmalen Wege des Gartens nach dem Hause.

Im Wohnzimmer trat ihnen der Vater entgegen. Wie auch ihm nun die Augen leuchteten! Keiner sprach ein Wort, und doch wußte jeder was geschehen war. Der junge Geistliche wollte mit den Lützowern für Freiheit und Recht kämpfen, Ferdinand trat in eine Freischar schlesischer Jäger. Segnend hob der Pfarrer die Hand. Still stand Luise daneben. Ihr war es, als müßte sie sagen: Vater, segne auch mich, auf daß ich stark und siegreich bin! Und dann war es ihr, als sähe sie die sanfte bleiche Mutter durch das Zimmer wandeln ... Wildes Kriegsvolk stürmte herein ... Die Bebende sank zur Erde,

den letzten Blick voll unendlicher Liebe auf die Tochter gerichtet....

Die Verwaiste wandte sich ab. Sie schritt durch den Garten: unwillkürlich ging sie die Wege, die ihre Mutter einst so geliebt hatte.

Da trat der junge Geistliche an ihre Seite. „Ich weiß, wen Sie suchen," sagte er. „Wohl gibt es keinen Ersatz für die Liebe der Mutter, doch was mein Herz an Liebe zu bieten hat, das gehört Ihnen, Luise."

Sie blickte auf.

„In einer Stunde muß ich fort ..." Seine Stimme bebte.

„Ja, gehen Sie, gehen Sie mit Gott." Es war, als beeilte sie sich zu sprechen. „Ich bin Ihre Braut. Und wenn wir uns als Sieger wiedersehen ..."

Nun versagte auch ihr die Stimme. Aber in dem Fliederstrauch sang eine Nachtigall, und von der Dorfstraße her tönten noch immer fest und gleichmäßig die Schritte der in den Kampf Ziehenden.

— — — — — — — — — — — — —

In der Frühe des nächsten Morgens mußte Ferdinand das elterliche Haus verlassen. Sein letzter Gang war nach dem Grabe der Mutter, Luise begleitete ihn.

Hand in Hand standen die Geschwister an der lieben Stätte. Da brach Ferdinand ein frisches Reis ab, das sich um das Marmorkreuz rankte.

„Es soll im Kampfe bei mir sein," sagte er und barg es an seiner Brust.

Auch die Schwester pflückte eine Maienblume von dem Grabe.

„Dieser Gruß soll auch mich dorthin begleiten," flüsterte sie.

Fragend blickte der Bruder sie an.

Hoch richtete sich Luise auf. Ihre Gestalt wuchs, ihre Augen flammten. „Ich gehe mit dir," rief sie. „Ferdinand, wir kämpfen Seite an Seite."

Dem Jüngling schloß das Staunen die Lippen. Und dann konnte er sich nicht satt sehen an der herrlichen Erscheinung.

Was war aus dem stillen, zurückhaltenden Mädchen geworden! Eine Heldin, eine Göttin des Krieges.

„Wer weiß, daß ich ein Weib bin? Als dein Bruder ziehe ich mit dir."

„Du ... Du ..." flüsterte Ferdinand.

Was die Schwester so kühn, so stolz ausgesprochen hatte, konnte er kaum fassen. Allmählich fand er sich in diesen Gedanken. Die außergewöhnliche Zeit, in der er aufgewachsen war, die große Stunde, deren Schlag gerade jetzt dröhnend durch die Welt tönte, hatte seine Seele freier gemacht.

„Aber der Vater ..." flüsterte er. „Bedenke ... Wir können ihn nicht allein lassen."

„Er bleibt ja nicht allein. Lina, die treueste Dienerin, sorgt für ihn."

„Und doch würdest du ihm in jeder Stunde fehlen. Nein, nein, Schwester, es geht nicht."

„Halt mich nicht zurück! Hier bin ich entbehrlich; das Vaterland braucht jeden Arm. Bruder, denke an jene furchtbare Stunde ..."

Sie blickte auf das Grab der Mutter, das schon der Abend mit seinen Schatten zudeckte. Am Himmel stand der Mond.

Als die Geschwister in das Wohnzimmer traten, brannte bereits die Lampe, der Vater wartete. Zärtlich strich ihm Luise über das Antlitz. Dann setzten sich die drei zum Abendessen. Der Vater sprach, die Kinder lauschten seinen Worten; ihnen war es, als könnten sie nicht genug von diesen Worten hören. Jetzt war es Zeit, zur Ruhe zu gehen. Immer und immer wieder schloß der Vater den Sohn in die Arme.

„Geh mit Gott! Er wird dich führen."

„Vater," flüsterte Luise, „leg' auch auf mein Haupt deine Hand."

Wie sie unter der Berührung erzitterte!

„Vater ... Lieber, lieber Vater ..."

„Mein Kind!"

Still hatte Ferdinand das Zimmer verlassen.

„Es ist ja ein heiliger Kampf, in den er zieht," tröstete der würdige Geistliche, die Rührung seiner Tochter falsch deutend. „Will's Gott, so sehen wir ihn wieder."

„Ja, will's Gott, so sehen wir uns wieder." Und still küßte Luise die väterliche Hand. —

Der Morgen dämmerte, da klopfte es an Ferdinands Tür.

„Ich bin schon wach," rief er, in der Meinung, daß es Lina, die Magd, sei, die ihn wecken wollte.

„Nein, nein, ich bin's!"

„Du, Luise ..."

Er öffnete. Staunend trat er zurück. Vor ihm stand ein schöner schlanker Jüngling ... Nein, nein, es war seine Schwester ...

„Ich gehe mit dir." Wie fest ihre Stimme klang! „Weise mich nicht von dir! Die ganze Nacht habe ich mit mir gerungen. Ich muß dem Rufe des Königs folgen, fürs Vaterland kämpfen, unsre Mutter rächen. Ferdinand, wir werden siegen!"

Ferdinand sprach kein Wort. Fühlte sie nicht ganz, wie er fühlte? Wer hätte ihn zurückhalten können! Und sie! Hatte sie nicht das gleiche Recht, dem Drange ihrer Seele zu folgen?

Still schritten die beiden Geschwister durch den dämmernden Morgen, der aufgehenden Sonne zu. —

Der Vater erwachte, als die Kinder bereits das Haus verlassen hatten. Gewiß begleitete Luise den Bruder noch ein Stück des Weges. Und ruhig ging der würdige Geistliche an die Arbeit.

Nach Tagen kam ein Brief aus Breslau. Die Schriftzüge seiner Tochter ... Der Pfarrer las und las ... In seine Augen traten Tränen, aber auf seiner Stirn stand jenes Leuchten, das auch Ferdinand und Luise verklärte.

„O könnte ich mit euch ziehen, meine glücklichen Kinder!"

Ruhig stand der würdige Mann auf. Entblößten Hauptes schritt er über die Dorfstraße nach der Kirche, um an heiliger Stätte zu beten für — Sieg.

* * *

Und Sieg erstritten auch die mutigen Kämpfer. Seite an Seite fochten die treuen Geschwister. Bewundernd schaute die ganze Freischar auf die „unzertrennlichen Brüder". Wo es am heißesten herging, da blitzten ihre Schwerter. Und wunderbar! Kein Stahl, keine Kugel traf die Tapferen. Der übermütige Feind wurde zurückgedrängt, der deutsche Name wieder zu Ehren gebracht. Stolz hoben sich die Herzen. Luise jauchzte; immer wieder griff sie in heißem Danke nach der Hand des Bruders. Daß sie hatte mitziehen dürfen, mithelfen an dem großen Werke der Befreiung! Wie dieses Glück den Arm stark machte, die Seele weit!

Und nun kam der große Kampf heran — der letzte. Vor Leipzig sollte sich das Schicksal der Welt entscheiden. Luise zweifelte keinen Augenblick, wer Sieger sein würde: mit der heiligen, der gerechten Sache war Gott.

Am Morgen des 18. Oktobers zog die Schwadron aus, zu der die Geschwister gehörten: ein Bataillon feindliche Infanterie sollte gesprengt werden.

Wie sich der Nebel hob, der rings die weite Erde umlagerte! Wieder ritten die „unzertrennlichen Brüder" Seite an Seite. Es war ein heißes, blutiges Ringen. Ein Grenadier stürzte auf Ferdinand zu ... Sein Bajonett blitzte ... Der Bruder sah nicht die Gefahr ... Aber Luise, die, auch von Feinden umdrängt, mutig focht, sie sah es ... Sie sprengte vor ... Ein Schlag ... Am Boden lag der Grenadier ... Doch im selben Augenblicke stürzte ihr Pferd durchbohrt zur Erde. Die Feinde drangen auf sie ein ... Nun warf sich der Bruder dazwischen ...

Luise war gerettet, doch unberitten konnte sie nicht weiter am Kampfe teilnehmen. So stand sie hinter der Front, nach einem ledigen Pferde spähend. In heiligem Kampfeseifer hob und senkte sich ihre Brust. Kein Auge ließ sie von dem geliebten Bruder. Da sank sie plötzlich nieder. Meuchlings, aus dem Hinterhalte, hatte ein Franzose, den sie zum Gefangenen gemacht, aber in ihrem Edelsinn nicht entwaffnet hatte, sie erschossen.

Ferdinand sah es. Mit der Kraft der Verzweiflung bahnte er sich den Weg zu ihr. Seine Arme umschlossen sie. Er trug sie aus dem Gewühl des Kampfes.

„Ferdinand ..." Kaum daß sie noch sprechen konnte. „Leb wohl... Dank ..." Ihre Hand tastete nach der seinen. „Grüße... Vater... Paul ..." Das Haupt sank zurück... Noch einmal schlug sie die Augen auf — groß, leuchtend: „Sieg ..."

Und „Sieg!" erscholl es jetzt ringsum. Der Bruder hörte es, und hörte es doch wieder nicht. In stummem Schmerze kniete er neben dem entseelten Körper der geliebten Schwester.

Dann raffte er sich in die Höhe. Mit eignen Händen grub er ihr das Grab: niemand sollte sie berühren. Nun ruhte sie unter einer alten Eiche. In den mächtigen Stamm schnitt er:

Ein Mädchen, hold wie Milch und Blut,
dir, heil'ger Gott, ergeben,
verspritzte hier mit edlem Mut
für Volk und Fürst ihr Leben.

Das letzte Wort, das über Luisens Lippen gekommen war, es hatte sich erfüllt, so schön, so herrlich, wie selbst der kühnste Traum es nicht gewagt hatte zu träumen: Napoleon geschlagen, Deutschland befreit.

Ferdinand genügten diese Erfolge nicht, er wollte weiter gegen den verhaßten Feind kämpfen. Es war ja so viel, was er zu rächen hatte: die Mutter, die Schwester, den Freund. Ja, Luisens Verlobter war wenige Tage vor ihr gefallen. Also vorwärts!

Unter Blücher zog der mutige Jüngling nach Frankreich, in jedem Kampfe Wunder der Tapferkeit verrichtend. Nie war ihm das Erreichte genug.

Vor Paris noch ein heißes Ringen. Der Feind floh. Im Übermaß des Glückes sanken sich die Sieger in die Arme. Ferdinand sah nicht das Glück, nicht den Sieg, nur die tödlich Gehaßten sah er. Er stürzte ihnen nach, allein, unbeschützt,

nicht achtend der Gefahr. Da traf ihn eine Kugel... Gerade ins Herz traf sie ihn.

* * *

In der Kirche des kleinen schlesischen Dorfes hielt der Pfarrer den Dankgottesdienst. Sein Haar war in den letzten Tagen grau geworden, aber in seinen Augen leuchtete es.

Er stand an dem geschmückten Altar. Die Lichte, die darauf brannten, neigten sich vor ihm, als er die Hände hob und dem Himmel dankte — dankte für den Sieg.



Die „große Landgräfin"

Die deutsche Nation ist reich an großen Frauen: Fürstinnen wie bürgerlichen Kreisen entstammende stehen leuchtend vor uns. Im Glück und in Leidenstagen wollen wir auf sie unsre Augen richten, ihnen nachstreben. In diesem Streben werden wir glücklich sein. Denn gibt es etwas Beglückenderes, als von großen edlen Menschen zu hören und zu fühlen, wie unsre Seele in der Gemeinschaft mit ihnen wächst? Viele behaupten, daß nur eine große Zeit große Menschen hervorbringen kann. Ich meine: jede Zeit ist groß, wenn wir es sind.

Die „große Landgräfin"! — Warum heißt Caroline von Hessen so? Ist ihr Leben reich an außergewöhnlichen Ereignissen? War es ihr vergönnt, in die Geschichte ihres Hauses, ihres Landes mit gewaltiger Tat einzugreifen? Nichts von alledem. Und doch steht diese Frau von Ruhm umstrahlt da, bewundert und gepriesen von den hervorragendsten ihrer Zeitgenossen.

Friedrich der Große, vor dessen strengem, scharfem Auge nur wenige Frauen Gnade gefunden haben, sagt von ihr, „daß sie eine Fürstin sei, welche die Zierde und die Bewunderung des Jahrhunderts bildet". Goethe nennt sie die „große Landgräfin". Wieland wünscht einen Augenblick Herr des Schicksals zu sein, um sie zur „Königin von Europa" zu machen. Ein gelehrter Franzose ihrer Zeit beklagt, daß sie nicht allmächtig wie die Vorsehung sei, weil sie dann das Glück der Welt sein werde.

Was reißt diese Geister zu solch ungeteilter Bewunderung hin? — Carolinens sittliche Größe, die Kraft ihrer Seele, die jeder fühlte, der in ihre Nähe kam. Mit dieser Kraft über-

wand sie alle Schwierigkeiten, die das Leben ihr auferlegte. So widrig auch die Verhältnisse waren, die sie umgaben, sie blieb die Siegerin. Immer war sie groß: als Tochter, als Gattin, als Mutter, als Freundin, als Herrscherin und Helferin. Wie und wo sie auch in Beziehung zu Menschen trat, stets war sie voll Wohlwollen, voll Güte. Sie liebte und förderte das Gute, das Schöne, sie verabscheute das Böse. So wurden die Dornen, auf die oft schmerzend ihr Fuß treten mußte, zu Rosen, die ihre Mitmenschen stärkten und beglückten. So wurde sie die „große Landgräfin", so klein auch das Land war, das ihr gehörte, denn weit über die Grenzen von Hessen-Darmstadt reichte das Zepter ihres Geistes, ihrer Güte.

Caroline wurde am 9. März 1721 geboren als Tochter des Herzogs Christian III. von Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld. Mit vierzehn Jahren verlor sie den Vater. Nun lag die Erziehung der jungen Prinzessin ganz in der Hand der Mutter. Diese, eine Tochter des Grafen Ludwig Crato von Nassau-Saarbrücken, war eine ausgezeichnete, hochgebildete Frau. Früh erkannte sie die seltenen Geistes- und Herzensgaben ihres Kindes und wußte sie zu reicher Blüte zu bringen. Innig hingen Mutter und Tochter aneinander. So war Carolinens Kindheit und erste Jugend beschützt von schöner, verständnisvoller Liebe. Oft kam nach Bergzabern, wo die Herzogin-Witwe sich aufhielt, Erbprinz Ludwig von Hessen. Dieser Besuch wurde stets freudig begrüßt, denn die Schwester des jungen Prinzen war Carolinens beste Freundin. Eifrig korrespondierten die Prinzessinnen miteinander. Aus den Briefen der kaum sechzehnjährigen Caroline sprechen schon die trefflichen Eigenschaften, die sich später zu so großen entfalten sollten.

Erbprinz Ludwig wohnte nicht bei seinem Vater in Darmstadt, sondern hatte bereits als Kind mit seinen Erziehern nach Buxweiler übersiedeln müssen. Dieses war auf Wunsch seines Großvaters geschehen, des Grafen Johann Reinhard von Hanau, der als letzter männlicher Sproß seines Hauses die Erbfolge im Hanauer Lande seinem ältesten Enkel, dem Sohne seiner

einzigen Tochter, dem Erbprinzen Ludwig von Hessen-Darmstadt, sichern wollte. Da er fürchtete, daß nach seinem Tode Zwistigkeiten in dieser Angelegenheit entstehen könnten, hatte er bereits bei Lebzeiten Ludwig zu seinem Nachfolger ernannt und angeordnet, daß der junge Prinz seinen Aufenthalt in Buxweiler, dem Sitze der Hanauischen Regierung, nahm. So wurde denn Ludwigs Erziehung hier vollendet. Teilweise hielt er sich auch in Straßburg und Zweibrücken auf und hatte so oft Gelegenheit, Caroline zu sehen, die in ihrer Trefflichkeit einen tiefen Eindruck auf ihn machte. Eine Reise des Prinzen nach Frankreich schien wünschenswert und notwendig, denn in Paris mußte er sich dem König als künftigen Grafen von Hanau vorstellen, da dieses Land teilweise unter französischer Oberherrlichkeit stand. Kaum heimgekehrt von dieser Reise, verlor Ludwig seinen Großvater, den Grafen Johann Reinhard. Nun fiel Hanau an den Erbprinzen, doch da er noch nicht majorenn war, konnte er die Regierung nur unter der Vormundschaft seines Vaters antreten. Dieses behagte dem jungen Prinzen nicht lange, denn ein Drang nach Selbständigkeit beherrschte ihn schon von Kindheit an. So bat er denn seinen Vater, ihn majorenn zu erklären, und verband mit dieser Bitte noch eine andre, die den Landgrafen sehr erfreute: Ludwig hatte sich nämlich Caroline zur Gemahlin erwählt. Nichts stand der Vereinigung entgegen, die auch der Herzogin-Witwe angenehm war. So erklärte der Landgraf denn seinen Sohn für majorenn; am 20. August 1741 fand die Vermählung statt. Von allen Seiten freudig begrüßt, hielt das junge Paar seinen Einzug in die Residenz Buxweiler.

Doch nicht lange behagte es dem Erbprinzen jetzt in dieser Stille. Mit dem Bewußtsein der Selbständigkeit, das als Graf von Hanau über ihn gekommen war, wuchs ein Wunsch, der ihn schon als Knabe beherrscht hatte: Soldaten, Militär — ein Feldherr wollte er sein. Immer wieder sah er im Wachen und im Träumen glänzende Regimenter. Diese Bilder nahmen ihn ganz gefangen. So schuf er eine erste Kompagnie

gräflichen Militärs. Doch was war diese Handvoll Leute für einen Mann, der sich nur an der Spitze eines großen Regiments wohlfühlen konnte! Sehnsüchtig schweiften seine Blicke nach Frankreich. Da blitzten Waffen, da gab es Krieg. Rasch entschlossen bot er dem König, unter dessen Oberherrlichkeit ja Hanau stand, seine Dienste an.

Caroline mußte den Gatten scheiden sehen. Sie tat es mit tiefem Weh im Herzen, denn sie war eine echt deutsch gesinnte Frau, und es wollte ihr nicht in den Sinn, daß Ludwig sein Leben und seine Kräfte für Fremde einsetzte, wo er doch eignen Untertanen dienen konnte. Doch gebot ihr die Klugheit, diese Ansicht dem Gatten gegenüber nicht offen auszusprechen, denn schon in der kurzen Zeit ihrer Ehe hatte sie erfahren, daß Ludwig einen eigenartigen schroffen Charakter besaß, der keinen andern Willen als den seinigen duldete, der sich jeder Einsicht verschloß, mochte diese Einsicht auch zu seinem und andrer Glücke führen. Wie oft hatte die junge Prinzessin schon unter dem Drucke dieses Willens, der von allen blinden Gehorsam forderte, und der die Gattin als erste Untertanin ansah, heiße Tränen vergossen! Und wie oft sollten die Tränen der feinempfindenden Frau noch fließen!

Voll stolzer Hoffnungen zog der Erbprinz an der Spitze des Regiments „Royal Allemand“ gegen Österreich ins Feld. Doch erfüllten sich seine Hoffnungen nicht. Fremdes Militär zu führen, unter fremder Oberherrschaft zu kämpfen schien ihm jetzt unwürdig. Fast wäre er nicht wieder heimgekehrt. Mit Schrecken erfuhr Caroline, daß der Gatte bei dem furchtbaren Rückzuge von Prag dem Tode durch Erfrieren nahe gewesen war. Von Herzen dankte sie Gott für seine Rettung und daß er den Wunsch hatte, den französischen Dienst aufzugeben. In dieser Stimmung schreibt sie an die Freundin ihrer Mädchenjahre, die die Freundin ihres Lebens geblieben ist, an ihre Schwägerin, die Prinzessin Caroline:

„Mit welcher Freude werde ich den Erbprinzen die weiße Kokarde ablegen sehen, sobald sich dies tun läßt; allein ich

kann es nicht wünschen vor dem Schluß des Feldzuges; er ist Prinz von Hessen, und die Ehre ist ihm teuer."

Ja, stets war die Ehre dieser Frau teuer, mochte es sich um die eigne oder die andrer handeln. Persönliches Glück, persönlichen Nutzen vergaß sie in solchen Augenblicken ganz.

Erst mußte der Feldzug beendet sein! So sehr sie sich auch um den fernen Gatten sorgte, so erfüllte sie es doch mit Glück, daß er sein Regiment nicht vor dem Schluß des Krieges verließ. Nun kehrte er heim; mit aller Kraft wollte er ein eignes Militär bilden. Doch war es unmöglich, den Plan in Buxweiler auszuführen. Was würde der König von Frankreich, unter dessen Oberherrlichkeit ja diese Residenz stand, dazu sagen? Also mußte ein andrer Ort gewählt werden, ein Ort auf deutschem Boden, der aber doch zu der Grafschaft Hanau gehörte. Da fielen die suchenden Augen des Erbprinzen auf Pirmasens, das zum Deutschen Reiche gehörte. Hier konnte der Soldaten liebende Fürst ungestört seinen militärischen Neigungen nachgehen. Daß der Ort nur aus 34 Häusern bestand, schreckte ihn nicht ab. Die Gegend war ihm vertraut und behagte ihm. Ein Schloß gab es hier allerdings nicht. Doch was tat das! Stand da nicht ein Jagdhaus, das sein Großvater hatte erbauen lassen, denn die Gegend war reich an Wild. Man machte den Erbprinzen darauf aufmerksam, daß in diesem Hause kein Raum für die Prinzessin sei. Der Erbprinz zuckte die Achseln. So wohnte er eben allein hier, Carolinen würde es doch auf die Dauer in dieser rein militärischen Umgebung nicht behagen. Also blieb sie in Buxweiler, seine Residenz war fortan Pirmasens.

Von dem Augenblick an, da der Erbprinz diesen Entschluß faßte, begann für Caroline ein eignes Leben, ein Leben, das sie zu dem machte, was sie werden sollte.

Um die junge Fürstin ward es einsam, nur mit einer Gesellschaftsdame lebte sie in Buxweiler. Doch liebte sie ihre kleine Residenz, die anmutig am Fuße des Bastberges lag. Das Schloß, das im Jahre 1435 erbaut worden war, hatten

die Grafen von Hanau im Laufe der Zeit mehr und mehr verschönt, ebenso die Gärten, an denen sich Caroline mit ganzer Seele erfreute. Sie liebte die Natur und verstand ihre Gaben zu genießen. Die herrlichen Statuen, an denen sie vorüberschritt, beglückten immer wieder von neuem ihren künstlerischen Sinn; die plätschernden, in der Sonne funkelnden Fontänen erfreuten ihr Auge, in den Vogelhäusern lauschte sie den Melodien der gefiederten Lieblinge. Mit welchem Entsetzen würde es die feinsinnige Fürstin erfüllt haben; wenn sie geahnt hätte, daß einst rohe Fäuste dies Paradies, ihr „Klein-Versailles“, zerstören, daß auf den jetzt so wohlgepflegten Wegen die Trümmer jener Statuen liegen würden, daß ein Napoleon ihre Orangerie, die schönste von ganz Europa, nichtachtend verschenkte!

Goethe, der während seines Straßburger Aufenthalts den ehemaligen Fürstensitz besuchte, sagt von Buxweiler:

„Wir vergessen leicht die ungleichen Straßen, die unregelmäßige Bauart des Ortes, wenn wir hinaustreten, um das alte Schloß und die an einem Hügel vortrefflich angelegten Gärten zu beschauen. Mancherlei Lustwäldchen, eine zahme und wilde Fasanerie und die Reste mancher ähnlichen Anstalten zeigten, wie angenehm diese kleine Residenz ehemals gewesen sein müsse. Doch alle diese Betrachtungen übertraf der Anblick, wenn man die völlig paradiesische Gegend überschaute. Man steht auf dem letzten Vorgebirge nach dem Lande zu; gegen Norden liegt eine fruchtbare, mit kleinen Wäldchen durchzogene Fläche, von einem ernsten Gebirge begrenzt, das sich gegen Abend nach Zabern hin erstreckt, wo man den bischöflichen Palast und die eine Stunde davon liegende Abtei St. Johann deutlich zu erkennen vermag. Von da verfolgt das Auge die immer mehr schwindende Bergkette der Vogesen bis nach Süden hin. Wendet man sich gegen Nordost, so sieht man das Schloß Lichtenberg auf einem Felsen, und gegen Südost hat das Auge die unendliche Fläche des Elsaß zu durchforschen, die sich in immer mehr abduftenden Landschaftsgründen dem Gesicht entzieht, bis

zuletzt die schwäbischen Gebirge schattenweis in den Horizont verfließen."

Diese herrliche Umgebung durchforschte Caroline meist zu Fuß, denn sie liebte das Wandern.

„Gestern bin ich von sechs Uhr morgens in den Wäldern und auf den Bergen herumgelaufen," schreibt sie an die Prinzessin Amalie von Preußen. „Ich kam mir vor wie die Ceres, welche die Proserpina sucht; der Unterschied war nur der, daß ich nichts suchte. Ich hatte das Fräulein von Göllnitz bei mir und einen kleinen Jungen von dreizehn Jahren, ein Soldatenkind, welches uns begegnet war und nun unsern Führer machte. Er ließ mich auf Höhen klettern, die eigentlich nur für Gemsen zugänglich sind. Nach drei Stunden war ich wieder zu Hause."

Groß ist der Genuß, den die Prinzessin an der Natur hat: „Sie machen sich nichts aus Spaziergängen, und darum werden Sie nicht begreifen können, welch köstlichen Tag ich gestern in dem grünen Walde verlebte, wo Hunderte von Nachtigallen ihr Lied ertönen ließen."

In dies lichte Reich flüchtet sich Caroline, wenn es dunkel um sie zu werden droht: „Ich treibe mich mehr als jemals in der freien Luft herum; mein Blut drohte dick zu werden, ich sah schwarz, entsetzlich schwarz, aber meine Promenaden zu Pferd und zu Fuß, die Berge, die ich erklettere, sind die Heilmittel, die ich mit Erfolg anwende."

Ja, Caroline mußte oft nach Mitteln suchen, die ihr Herz heilten, ihre Seele. In solchen Stunden fand sie Ruhe und Erleichterung, wenn sie an Menschen schrieb, die sie liebte. Dieser seelische Verkehr ersetzte ihr den persönlichen Umgang, der ihr so ganz in Buxweiler fehlte. Schon von Kindheit an hatte sie es geliebt, ihre Gedanken und Empfindungen andern mitzuteilen. Dieses Bedürfnis wuchs mit der Einsamkeit, in der sie nun lebte. Wohl beglückte sie zuweilen der Besuch der geliebten Mutter, doch genügte ihr dies kurze Beisammensein nicht. Viel hatte sie der Teuren mitzuteilen, so nahm sie ihre Zuflucht zu Papier und Feder. Sie gehörte eben zu den

Menschen, die sich mitteilen müssen, die nur glücklich sind, wenn sie andre beglücken. Und dies tat sie, indem sie ihre große Seele öffnete, durch eigne Ansichten die Ansichten andrer stärkte. Eine seltene Kraft und Überzeugung des Ausdrucks war ihr verliehen; so stiftete sie Gutes durch ihr Wort, verlieh Frieden durch den Frieden ihrer Seele. Das Bewußtsein, auch in der Ferne zu helfen und zu nützen, hielt sie aufrecht in schwerem Leid. Treu, wahr wie ihr Wesen, so auch ihre Briefe.

„Du siehst, daß ich alle Komplimente aus meinen Briefen verbanne,“ schreibt sie an ihre Freundin und Schwägerin. „Ich glaube, so ist es richtig, ich halte es für besser, daß die Freundschaft sich tief im Herzen findet, als wenn sie sich in schönen Worten ergeht. Meine Freundschaft für Dich ist von dieser Art, sie ist solid, aufrichtig, treu und unwandelbar.“

So war die Freundschaft zwischen diesen beiden hervorragenden Frauen, denn Caroline von Hessen, die sich mit dem Markgrafen Carl Friedrich zu Baden-Durlach vermählt hatte, gehörte zu den ausgezeichnetsten Frauen des achtzehnten Jahrhunderts. Gleich ihrer Schwägerin hatte sie ein großes Interesse für Kunst und Wissenschaften, das sie später als Großherzogin so recht betätigen konnte. An ihrem Hofe in Karlsruhe versammelte sie um sich alles Große, alles Schöne.

Ihr Gatte, mit dem sie sehr glücklich lebte, teilte ihre Interessen. An diesem Glück ihrer Freundin erfreute sich die einsame Fürstin in Buxweiler, nie trat auch nur der Schatten eines Neides zwischen die beiden Schwägerinnen. Gegenseitig ermunterten sie sich zu erneutem Streben. Kein Wort der Klage kam über Carolinens Lippen, wenn sie von dem Erbprinzen sprach. Mit hellem Blick machte sie die Freundin in Baden auf manches Werk der Literatur aufmerksam und stiftete dadurch viel Gutes.

So lebte Caroline in Buxweiler einsam und doch umgeben von Gutem und Schönem. Zuweilen forderte ihr Gatte sie auf, zu ihm nach Pirmasens zu kommen. Nie zögerte sie,

diesem Befehle zu folgen, so wenig angenehm ihr auch der dortige Aufenthalt war. Der Gedanke, daß ihr Gatte sich an diesem Orte wohlfühlte, ließ sie den Schauder überwinden, der sie stets überkam, wenn sie an Pirmasens dachte.

Ursprünglich war hier ein armes Köhlerdörfchen gewesen. Dann hatte Graf Johann Reinhard die wildreiche Gegend liebgewonnen und sich das Jagdhaus erbaut. Dadurch war man überhaupt erst auf den versteckten Platz, der am Abhange des Berges „Horeb" lag, aufmerksam geworden. Nach dem Jagdhause wurden einige andre Häuser erbaut. Und jetzt, nachdem der Erbprinz es zu seiner Residenz ersehen, wohnten mehr als 6800 Leute hier.

Wenn Caroline sich Pirmasens näherte, dachte sie immer an den heiligen Pirminius, nach dem der Ort benannt worden war. Wie mochte dem Gottesmann zumute gewesen sein, als er, aus Irland kommend, diese waldige Wüste betrat! Ob sein Herz auch so bang geschlagen hatte wie jetzt das ihre? Doch da war schon die Mauer, die die Residenz ihres Gatten umgab... Das Tor öffnete sich, Schildwachen traten unters Gewehr. Alles wie zur Kriegszeit. Caroline konnte sich eines Lächelns nicht erwehren. Durch die Straßen der Stadt ritten Patrouillen. Man konnte denken, der Feind sei vor den Toren. Warum diese Mauern, diese Schildwachen, diese Patrouillen? Nicht vor äußeren Feinden sollten sie den Erbprinzen schützen, sondern vor den Soldaten, die seine Uniformen trugen, seine Waffen. Aus allen Ländern, aus allen Nationen waren diese Soldaten zusammengewürfelt: dunkles Volk, das nicht die Liebe zu den Waffen, sondern nur der Sold herangelockt hatte, das bald, der ungewohnten Tätigkeit überdrüssig, sich wieder nach Freiheit sehnte. Hätte der Erbprinz seine Residenz nicht mit Mauern umgeben, so würde er eben keine Soldaten gehabt haben. Mit Gewalt mußten die einmal Geworbenen zurückgehalten werden; daher die Husaren, die fortwährend die Straßen durchritten. Die unter so strenger Aufsicht stehenden Soldaten hießen die „Unvertrauten". Die „Ver-

trauten" durften sich freier bewegen, manche von ihnen hatten sogar einen bürgerlichen Erwerb, dem sie neben dem militärischen Dienste nachgingen.

Der feinfühlenden, kunstsinnigen Fürstin wollte dies alles nicht recht in den Sinn. Aber da war sie ja schon mitten in der Stadt vor dem Residenzschloß! Überall, wohin sie blickte, Uniformen, Waffen; selbst die Wände der Zimmer, die sie betrat, zeigten auf Leinwandtapeten lange Grenadiere.

Ein eigentümliches Leben spielte sich in diesem waldversteckten Orte ab. Zufällig kam ein Wanderer in diese Gegend, es war zu der Zeit, da der Erbprinz gerade Landgraf geworden. Erstaunt berichtet der Fremde: „Hier in Pirmasens bin ich wie in eine andre Welt versetzt, unter eine zahlreiche Kolonie von Bürgern und Soldaten, die kein Reisender auf einem so öden und undankbaren Boden suchen würde; alles um mich her wimmelt von Uniformen, blinkt von Gewehren und tönt von kriegerischer Musik. Der Landgraf wohnt in einem wohlgebauten Hause, das man weder ein Schloß, noch ein Palais nennen kann, und das genau genommen nur aus einem Geschoß besteht. Nahe dabei, nur etwas höher, liegt ein Exerzierhaus. Hierin nun exerziert der Fürst täglich sein ansehnliches Grenadierregiment, das aus 2400 Mann bestehen soll. Schönere und wohlgeübtere Leute wird man wohl schwerlich beisammen sehen. Allerlei Volk von mancherlei Zungen und Nationen trifft man unter ihnen an, die nun freilich auf die Länge nicht so zusammenbleiben würden, wenn sie nicht immer in der Stadt eingesperrt wären und Tag und Nacht von umherreitenden Husaren beobachtet werden müßten. Soeben komme ich aus dem Exerzierhaus von der eigentlichen Wachtparade, ganz parfümiert von Fett- und Öldünsten der Schuhe, des Lederwerks, der eingeschmierten Haare und von dem allgemeinen Tabakrauchen der Soldaten vor dem Anfang der Parade; wie ich eintrat, kam mir ein Qualm und Dampf entgegen, der so lange meine Sinne betäubte und mich kaum die Gegenstände unterscheiden ließ, bis meine Augen und Nase sich endlich an die mancherlei

Dämpfe und widrigen Ausflüsse einigermaßen gewöhnt hatten. Wer Liebhaber von wohlgeübten, aufgeputzten und schön gewachsenen Soldaten ist, wird für alle die widrigen Ausflüsse hinlänglich entschädigt. Sowie das Regiment aufmarschiert und seine Front durch das ganze Haus ausdehnt, erblickt man von einem Flügel zum andern eine sehr gerade Linie, in welcher man sogar von der Spitze des Fußes bis an die Spitze des aufgesetzten Bajonetts kaum eine vorwärts- oder rückwärtsgehende Krümmung wahrnimmt; durch alle Glieder erscheint diese pünktliche Richtung, und sie wird weder durch die häufigen Handgriffe, noch durch die vielfältigen Körperbewegungen verschoben. Die Schwenkungen und Manövers geschehen mit einer außerordentlichen Schnelligkeit und Pünktlichkeit; man glaubt eine Maschine zu sehen, die durch Räder und Triebwerk bewegt und regiert wird. Man soll sogar öfters das ganze Regiment im Finstern exerziert und in den verschiedenen Tempos keinen einzigen Fehler bemerkt haben. Auf den 25. August, als dem Namensfest des Landgrafen, ist jährlich Hauptrevue, und dann wimmelt es in Pirmasens von auswärtigen Offizieren und andern Fremden, die teils aus Frankreich, Zweibrücken, der Unterpfalz, Hessen und andern Ländern hierherreisen. Den Landgrafen habe ich auch in aller Tätigkeit dabei gesehen; mit spähendem Blicke befand er sich bald auf dem rechten, bald auf dem linken Flügel, bald vor dem Zentrum, bald in den hinteren Gliedern; alles war geschäftig an ihm, und er scheint mit Leib und Seele Soldat zu sein. Doch läßt er hierbei keinen fremden Zuschauer aus den Augen; es wurde sogleich bei Anfang der Parade ein Offizier an mich geschickt, der sich nach meinem Namen erkundigen sollte, und nach einiger Zeit hatte ich die Ehre, den Herrn Landgrafen selbst zu sprechen, wobei er sich in den höflichsten und gefälligsten Ausdrücken mit mir unterhielt. In seinem Hause und in seinen Appartements erblickt man wenig Pracht; man glaubt bei einem kampierenden General im Felde zu sein, überall leuchtet die Lieblingsneigung des Fürsten hervor."

Ja, Carolinens Gatte war ganz Soldat: in seinem Äußeren, in seinen Gedanken, in seinen Gesprächen. Blickte die Fürstin aus den Fenstern des Residenzschlosses, so sah sie die Hauptwache, das Exerzierhaus. Um ihr den Aufenthalt in Pirmasens angenehm zu machen, hatte der Erbprinz hinter dem Schlosse einen Garten anlegen lassen. Doch auch in diese Stille drangen die kriegerischen Klänge: Kommandos, Trommelwirbel.

Um Mitternacht schrak die Prinzessin aus dem Schlaf empor. „Um Gottes willen! Was ist vorgefallen?"

„Nichts," beruhigte der Gatte. „Es ist der Scharwachemarsch, der getrommelt wird."

„Der Scharwachemarsch ...?"

„Ja, weißt du, damals, als Wien von den Türken belagert wurde, wollten die verdammten Turbanträger um Mitternacht an einer unbewachten Stelle in die Stadt eindringen, da erscholl plötzlich Trommelwirbel: im Nu war die ganze Besatzung alarmiert. Der hinterlistige Feind wurde zurückgeworfen. Von wem war die Trommel gerührt worden? Von keiner menschlichen Hand. Eine Trommel hatte sich selbst in Bewegung gesetzt. Und was für eine? Eine hessen-darmstädtische."

Begeistert lauschte der Erbprinz dem Marsch, der die Stille der Nacht zerriß.

„Wie hübsch von dir, daß du die alte Sage nicht vergessen hast!"

„Und der Marsch! Hör' nur, wie das klingt! Der ist von mir." Selbstbewußt reckte sich der Erbprinz in die Höhe.

„Ich finde ihn sehr gut," sagte Caroline voll Interesse. „Du könntest mich morgen mit einigen deiner neuen musikalischen Produktionen bekannt machen."

„Von Herzen gern!" rief Ludwig erfreut.

Am nächsten Tage stellte er sich denn auch mit einer Trommel bei der Gattin ein. Caroline mußte ihr liebenswürdig geheucheltes Interesse schwer büßen, denn die Märsche, die der Erbprinz komponierte, zählten zu Tausenden. Immer gütig, hingebend, ermüdete sie nicht, zuzuhören, so sehr auch die geräuschvolle Vorführung ihr fein empfindendes Ohr schmerzte.

Stets teilte sie ihres Mannes Interessen, nahm an den Staatsparaden, den Kirchenparaden, dem Zapfenstreiche teil und ließ sich nicht anmerken, daß es ein Opfer war, das sie ihm brachte. Wenn wieder einmal ein besonders gut aussehender Grenadier desertiert war, so war sie voll Mitgefühl. Der militärische Umgang ihres Gemahls mußte sie langweilen, zuweilen sogar ihren feinen Sinn verletzen, und doch entzog sie sich nie diesem Umgange, wenn sie in Pirmasens weilte. Stets war sie ganz die liebenswürdige, hingebende Gattin, bemüht, ihre Gedanken und ihre Interessen zu verbergen. So war der Aufenthalt in Pirmasens stets eine Qual für Caroline, die sie aber niemand als der vertrauten Freundin, der geistreichen Prinzessin Amalie von Preußen, zugestand: „Das Leben hier ist weniger noch als ein Vegetieren, und wenn eines Tags eine Seelenwanderung stattfindet, weiß ich nicht, ob ich nicht vorziehen würde, eine Auster zu sein, wenn man mir die Wahl ließe, ein solch trauriges Tier zu sein, oder hier zu wohnen."

Zu diesen äußeren Unannehmlichkeiten, die der Aufenthalt in Pirmasens mit sich brachte, kam noch das Ertragen des schweren Gemüts des Erbprinzen, das für Caroline geradezu eine Pein wurde. Die Soldaten kosteten viel Geld, ihr Unterhalt überstieg die Mittel, die dem Prinzen zur Verfügung standen. Er fühlte sich in der Ausübung seiner größten Liebhaberei gehemmt. Dazu kamen noch die fortwährenden Desertionen. Sein von Natur schroffer Charakter wurde immer schroffer. Niemand litt darunter mehr als Caroline. Sie sah ihn zu Handlungen hingerissen, die sie tief verletzten, und die sie doch nicht verhindern konnte. Besonders schmerzte es sie, wenn unter diesem Gemüte die Untergebenen litten. Helfen! Lindern! Aber wie? In solchen Augenblicken mußte sie ihre ganze Klugheit aufbieten: der krankhaft erregte Gemahl war leicht verletzt in seinem Gefühl als Herrscher. Schwere Stunden kamen und gingen für die Fürstin, deren Schwere sie besonders in der Einsamkeit fühlte, in der sie lebte. Wenn der Himmel sie doch mit einem Kinde segnen möchte!

Ihr heißer Wunsch ging in Erfüllung: sie gebar eine Tochter. Mit diesem Glücke wurde ihr auch noch eine andre Freude zuteil: dem Prinzen war seine Tätigkeit in Pirmasens zu eng geworden, es drängte ihn, seine Fähigkeiten nutzbringender zu verwerten, und so bot er Friedrich II. seine Dienste an. Der große König, der Ludwigs militärische Begabung sehr hoch schätzte, hieß ihn mit Freuden willkommen und gab ihm das Regiment Selchow. So nahm die erbprinzliche Familie jetzt in Prenzlau ihren Aufenthalt, wo dieses Regiment stand. Caroline freute sich, nun mit dem Gatten vereint zu sein und dadurch mehr auf ihn wirken zu können, zum Besten andrer. Doch war dieses erhoffte Beisammensein nur von kurzer Dauer, denn Manöver und Feldzüge entfernten den Erbprinzen von Prenzlau. Für die Prinzessin gestaltete sich das Leben in der kleinen Stadt wenig angenehm.

„Mein Aufenthalt hier ist sehr einsam," schreibt sie an ihre Freundin und Schwägerin, „und ich kann Dir nichts Neues erzählen; man spricht von Krieg und von Vorübungen dazu, von Soldaten und dergleichen ... Ich sehe sehr wenig von Frauen; sie verlassen nur ungern ihre Haushaltung, und ich würde ein Unrecht begehen, wenn ich sie stören wollte. Meine Lebensweise ist von einer vollkommenen Einförmigkeit und Einfachheit; alles, was ich tun kann, ist, daß ich keine Langeweile aufkommen lasse."

Caroline war also wieder ganz auf sich angewiesen: „Ich vermeide Seufzer und Langeweile und noch andre Dinge, die man mit meiner Situation als verbunden betrachten darf. Die Situation erweckt mir weder Neid noch Eifersucht. Sie werden mir das zugestehen ... Ich schreibe Ihnen Brief auf Brief, aber vergessen Sie nicht, daß eine Bürgersfrau in Prenzlau gar viele Augenblicke für sich hat."

Ja, wie eine Bürgersfrau lebte die hochsinnige Fürstin in dieser kleinen Garnison. Überall Enge, Beschränktheit; selbst die Räume, in denen sie ihre Tage verbringen mußte, waren durchaus nicht ihrer Persönlichkeit und ihren Gewohnheiten angepaßt. Ein altes Haus am Markt hatte man notdürftig

für die erbprinzliche Familie hergerichtet. Dieses Haus, das den Namen „Burgfreiheit" trug, und in dem sich jetzt die Apotheke befindet, war für die Bedürfnisse nicht ausreichend. Da es keine Wirtschaftsräume hatte, so mußte die Hofküche in dem gegenüberliegenden Rathaus untergebracht werden. In dieser Unbequemlichkeit schenkte die Fürstin drei Töchtern und einem Sohne das Leben. Wie beglückt war sie durch diese Geschenke des Himmels, besonders durch die Geburt des Thronerben! In ihrem Glück und über den daraus erwachsenden Pflichten vergaß sie gern das Unangenehme ihrer Umgebung. Wie immer, so bestrebte sie sich auch hier, den Menschen, mit denen sie in Berührung kam, Liebes zu erweisen, teilzunehmen an Freuden, die ihrem vertieften und verfeinerten Sinne fernlagen. „Der Geburtstag des Erbprinzen ist mit einem Maskenball gefeiert worden, der von sechs Uhr abends bis vier Uhr morgens gedauert hat und nur durch ein Abendessen unterbrochen wurde. Der Erbprinz war in prächtiger Laune und hat nach seiner Rechnung 160 Menuette getanzt. Ich habe nur zugesehen, bin aber beinahe vor Hitze gestorben."

Zuweilen blitzt auch der liebenswürdige Humor in ihr auf, wenn sie der verwöhnten, geistreichen Prinzessin Amalie von ihrem Leben in Prenzlau berichtet: „Ich sehe, daß Sie keine besonders hohe Idee von dem jüngsten Maskenball haben. Hören Sie also: es waren 22 Damen da, das Regiment lieferte die Herren; der Ball fing um sieben Uhr an, wurde nach dem Abendessen fortgesetzt und dauerte bis vier Uhr morgens; es waren eine Unzahl Schäferinnen, Spanierinnen, Tirolerinnen und Gärtnerinnen da, auf Alter und Gestalt hatten sie aber bei der Wahl ihrer Maske keine Rücksicht genommen, diese beiden Artikel waren Nebensache. Da war unter anderm ein altes Mädchen von fünfzig Jahren, das die tolle Idee hatte, als Schäferin zu erscheinen; ich hatte die Bosheit, muß ich bekennen, der Idee meinen Beifall zu schenken, und so kam sie denn an, ganz in Weiß und zartem Rosa; Schaufel, Hut und Korb, nichts war vergessen. Indessen war ich ver-

nünftig genug, zufrieden zu sein; der Landball war im ganzen doch nicht übel. Der Prinz war nur eine Stunde lang auf dem Ball, aber ohne die Maske abzulegen.“

Der Aufenthalt in Prenzlau brachte trotz vielen Unannehmlichkeiten doch ein großes Glück für Caroline, ein Glück, das ihr Leben vertiefte und verklärte. Zuweilen gestattete es der Gatte, daß sie ihn nach Berlin begleitete, wo er am Hofe des Königs zu tun hatte. Bei den Abendgesellschaften, die die Prinzessin Amalie, die Schwester Friedrichs II., gab, lernte Caroline den großen König kennen. Durch diese Bekanntschaft tat sich eine neue Welt für sie auf. Mit scharfem Blick erkannte der König die Eigenschaften der seltenen Frau. Er, der so wenige Frauen schätzte, verehrte und achtete Caroline hoch. Welch ein Gefühl des Stolzes, des Glückes durchströmte die Erbprinzessin! Sie, die Einsame, plötzlich der Mittelpunkt eines glänzenden Kreises, die Freundin des großen Königs! Wie ein Traum kamen ihr die Stunden vor, die sie in seiner Gesellschaft, in dem auserwählten Kreise, den er um sich versammelte, verleben durfte. Hier fand sie die Genüsse, die sie gesucht, erstrebt hatte, die ihrer würdig waren. Welch ein Erwachen aus diesem Traum, als sie Prenzlau, die Nähe des großen Königs verlassen und wieder in ihre Einsamkeit zurückkehren mußte! Ihr Schwiegervater, der alte Landgraf, wünschte nämlich dringend, daß sein Sohn den preußischen Dienst aufgebe, weil ein neuer Krieg mit Österreich drohte, und der Gedanke, daß der Erbprinz dann gegen Maria Theresia fechten mußte, ihm unerträglich war. Gehörte doch der alte Landgraf zu den größten Verehrern der Kaiserin. Wie für Caroline, so war auch für den Erbprinzen der Befehl des Vaters ein gewaltiger Schlag. Jetzt, gerade jetzt das Regiment verlassen! Im Geiste sah er sich schon im Gefolge des großen Königs unsterblichen militärischen Ruhm erringen. Nein, er blieb bei Friedrich II., den er hoch verehrte, mochte kommen was da wolle. Wie gern hätte Caroline diese Ansicht ihres Gatten geteilt, und doch gebot ihr Pflicht und Pietät, dem Rufe des

alten Vaters zu folgen. Mit blutendem Herzen mußte sie alles aufbieten, um ihren Gatten zu bestimmen, in die Heimat zurückzukehren. Ganz war sie die gehorsame, liebende Tochter, ihr Herz, ihr Glück vergessend. So gestaltete sich das Verhältnis zu ihrem Schwiegervater immer schöner: „Sie haben die Güte, mit mir wie ein wahrer Vater zu reden, Ihre Vorstellungen und Ratschläge werden niemals von mir vergessen werden. Ich bin glücklich, in Ihnen einen Vater und einen Freund zu finden. Gestatten Sie mir diesen Namen; ich denke nicht, daß er Sie verletzen wird, denn dieser Titel in seiner wahren Bedeutung ist nach meiner Ansicht der hochachtbarste."

Stets ist Caroline mit Sorge um den alten Landgrafen erfüllt. Auch hier ist sie zum Helfen, zum Trösten bereit: „... Gott sei Dank, daß Ihre Gesundheit gut ist; wie gern gäbe ich einen Teil meiner eignen, um Ihre so kostbaren Tage zu erhalten! Sie sind zu gleicher Zeit mein Beschützer und mein Vater, ich wage kaum hinzuzufügen, mein hochgeachteter Freund; diese verschiedenen Namen widersprechen sich nicht, wenn ich meine Liebe zu Ihnen empfinde und meine hohe Verehrung ..."

Wie ein lichter Engel steht die Prinzessin zwischen Gatten und Schwiegervater, diese beiden schroffen Naturen ausgleichend, versöhnend. Nie denkt sie dabei an sich, ganz treten in solchen Augenblicken ihre Wünsche zurück. So scheidet sie denn in tiefem Schmerz und doch ohne Klage von ihren Berliner Freunden. Nun ist sie wieder die Einsame in Buxweiler; der Gatte lebt wie ehedem ganz seinen militärischen Neigungen in Pirmasens. Und doch, wie ist ihr Herz von Glück erfüllt! Sie hat einen großen Freund gewonnen: „Ich verlasse mit dem schmerzlichsten Bedauern Euer Majestät Staaten, durchdrungen von Respekt und Verehrung für den Helden und großen Menschen ... Der Himmel schütze immerdar Ihre Tage, Sie sind seine vollkommenste Schöpfung."

Zu dem König flüchtet sie sich nun in jeder Bedrängnis, er wird ihr Berater: „Sie sind, Sire, der Schutz des Unglück-

lichen, Sie hören ihn an, Sie gehen auf seine Leiden ein; nicht allein sind Sie der größte der Sterblichen, Sie sind auch der gütigste und geeignet, ein vollkommenes Vertrauen zu erwecken ... Aus welchem Gesichtspunkt auch die Geschichte eines Tags Ihre ruhmvolle Regierung betrachten mag, sie wird die glänzendsten und weisesten Handlungen verzeichnen, und die Nachwelt wird sie anstaunen, wie es Ihre Zeitgenossen tun. Sie verdunkeln alle durch die Größe Ihres Genies und Ihre hervorragenden Fähigkeiten. Erfüllt von Ihren Ideen, kann ich mich nicht stolz fühlen, daß ich den ersten Mann des Weltalls meinen Freund nennen darf?"

Diese begeisterte Verehrung für Friedrich II. läßt Caroline auch seine Schwester, die Prinzessin Amalie, doppelt lieben und schätzen. Alles setzt sie daran, die unglückliche Freundin zu trösten, ihren dunklen, mit der Welt zerfallenen Sinn lichter zu gestalten. In dem Troste, den sie gibt, erkennen wir so recht die Größe der Trösterin. Was ist es denn, was den Menschen mit der Schwere seines Schicksals versöhnen kann? Das Versenken in Schönes und Gutes, die Beschäftigung mit Kunst und Literatur; doch vor allem — der gläubige Blick nach oben. Unter solchem Zuspruche lindern sich die Schmerzen der unglücklichen Amalie. Sie vergibt dem großen Bruder, daß er so unerbittlich zwischen sie und ihre Herzensneigung getreten ist. Ruhiger wird es in ihr, wenn sie an den Geliebten denkt, jenen jungen Offizier, der seine Kühnheit, die Augen zu ihr zu erheben, in Kerker und Nacht büßen muß. Anders sieht sie auch ihren Bruder an, den das Unglück seiner Schwester tief ergreift; immer freundlicher gestaltet sich das Verhältnis zwischen den Geschwistern, die in der Größe ihrer Gaben einander ähnlich sind.

Und wiederum findet Caroline in dem Briefwechsel mit Amalie Trost: „Ich hatte ein Jahr lang das Glück, in der strahlendsten Gesellschaft zu leben, und nun sitze ich am Tische mit Leuten, die in ihrer größeren Mehrzahl das Rad und den Strick verdienten."

Von dieser Umgebung fort wendet sie ihre Augen auf Friedrich II., verfolgt seine Taten, jauchzt mit der Schwester, wenn er gesiegt hat. Doch klug muß sie diese Freude vor ihrem Schwiegervater verbergen, der dem großen Preußenkönig feindlich gesinnt ist.

So geht Carolinens Leben immer in Schwierigkeiten dahin, stets muß sie sich selbst vergessen im Dienst andrer. Der Landgraf wünscht die erbprinzliche Familie in Darmstadt zu haben; Ludwig kann sich nicht entschließen, seine Grenadiere in Pirmasens zu verlassen. Immer dringender werden die Bitten des Landgrafen. Endlich gelingt es Caroline, ihren Gatten zum Nachgeben zu bewegen. Doch nur widerwillig begleitet der Erbprinz seine Familie nach Darmstadt, denn neben der Vorliebe für Pirmasens hält ihn noch ein andrer Grund von dem Hofe seines Vaters fern: in seinem Bruder Georg glaubt er einen Feind zu sehen, der ihm die Thronfolge streitig machen will. Wieder muß Caroline als Vermittlerin auftreten, tief verletzen ihren zarten Sinn die Ausbrüche des Hasses ihres Gemahls gegen den Bruder. Doch klug weiß sie ihn zu besänftigen, arbeitet fortwährend an der Aussöhnung. Freudig schreibt sie an ihre Freundin und Schwägerin in Baden: „Weißt Du, daß ich Hoffnung auf eine aufrichtige Versöhnung Deiner Brüder habe? Der Erbprinz hat mich an den Prinzen Georg schreiben lassen, und nie im Leben habe ich so gern den Sekretär gemacht; Gott gebe es, daß sie wieder einig miteinander werden, wie sie früher gewesen sind."

Außer dieser Feindschaft erwarteten Caroline in Darmstadt noch andre Unannehmlichkeiten. Auch hier mußte sie getrennt von dem Gatten leben, denn das gerade im Umbau befindliche Schloß konnte nur sie und die Kinder aufnehmen. Der alte Landgraf, ein leidenschaftlicher Jäger, wohnte in dem nahe gelegenen Jagdschlosse Kranichstein. Sein ganzes Sinnen war auf das Weidwerk gerichtet, alles stand in Darmstadt unter dem grünen Zeichen. Der kunstliebenden Fürstin wurde es schwer, sich in diese Interessen zu finden, doch tat sie es opfer-

freudig mit Zurücksetzung aller eignen Wünsche. Auch sonst fand sie in dem Darmstädter Leben nichts, was sie fesseln und befriedigen konnte. So gab sie sich denn ganz der Erziehung ihrer Kinder hin, die auch viel Schweres für sie hatte, denn immer drückender wurde die Geldnot: „Je größer meine Kinder werden, desto mehr kosten sie, aber der Erbprinz will es nicht begreifen."

Vorzüglich ist Caroline als Mutter, auch hier waltet ihr Herz und ihr Geist segenbringend. Tüchtige, gesunde Menschen will sie erziehen, kein Vorurteil ihres Standes beherrscht sie dabei: „Sie würden sich über mich lustig machen," schreibt sie an die Prinzessin Amalie von Preußen, „wenn Sie mich im Wagen, von meinen Kindern begleitet, ausfahren sähen. Ich lasse sie dann laufen und sich tummeln, wenn wir draußen im Freien sind."

Und dann aus einem Brief an ihre Freundin und Schwägerin: „An Deinen Kindern hat mir alles gefallen, namentlich aber der vertrauliche Ton, den sie im Umgange mit Vater und Mutter zu haben wagen, und der so ganz anders ist als bei der Mehrzahl von Hoheiten und Durchlauchten in Deutschland, die nur ein achtungsvolles und zurückhaltendes Benehmen verlangen, die aber niemals auf die Charakterentwicklung ihrer Kinder achten."

Die schlechten finanziellen Verhältnisse erschweren Caroline nicht nur die Erziehung der Kinder, sondern hindern sie auch an der Ausübung des Guten und Schönen, das ein Bedürfnis ihrer großen Seele ist. Immer trüber wird das Gemüt des Erbprinzen, der wieder Trost bei seinen langen Grenadieren in Pirmasens sucht. Caroline sucht und findet andern Trost. Vor allem erheitert sie die letzte Lebenszeit ihres Schwiegervaters. Immer ist sie tätig. Mit feinem Sinn verschönt sie ihre Umgebung, soweit die Mittel es ihr gestatten: „Der Landgraf hat die Güte gehabt, mir den Bienengarten zu geben," schreibt sie beglückt an ihre Schwägerin in Baden. „Dort habe ich eine Partie Samen säen lassen, den ich aus Amerika er-

halte; ferner lege ich ein englisches Boskett im ‚Herrengarten' an, gleich beim Eingange rechts, wo man nach dem kleinen Gehölz geht."

So schafft sie sich ihre Freuden selbst und genießt, indem sie andre genießen läßt. Die größte Freude wird ihr aber immer durch den Besuch der geliebten Mutter zuteil, an der sie mit der Seele eines Kindes hängt.

So gehen die Jahre dahin. Plötzlich stirbt der alte Landgraf; seine letzten Worte sind Dankesworte an die geliebte Schwiegertochter.

Nun beginnt ein neues Leben für Caroline, das neue Pflichten bringt, aber wenig neue Freuden. Trotz aller Klugheit, aller Güte, die sie anwendet, gelingt es ihr nicht, den in seinem Willen so starren Gatten zu bewegen, nach der hessischen Residenz überzusiedeln. Wie als Erbprinz, so bleibt er auch als Landgraf bei seinen Grenadieren in Pirmasens. Große Schwierigkeiten erwachsen dadurch Caroline, Schwierigkeiten, die sie anfänglich zu erdrücken scheinen. Doch mit der Kraft ihres Geistes, ihres Herzens überwindet sie alles.

Um die Erziehung der Kinder kümmerte sich der Landgraf gar nicht. Schwerer denn je liegt diese Last auf Carolinens Schultern. Besonders geht ihr Streben dahin, ihren ältesten Sohn so zu erziehen, daß er dereinst ein Vater seines Landes wird. Mit klugem Blick sucht und findet sie Männer, die sie in dem Streben unterstützen. Bewundernd stehen diese vor einer so weit und klar sehenden Mutter. Begeistert sagt Knapp von ihrer Erziehung: „Entfernt von aller Einseitigkeit, frei von den Fesseln beschränkter Meinungen hatte sie selbständig und mit Weisheit erwogen, wie der Mensch und wie der Fürstensohn erzogen werden müsse, daß nicht die Sorge für das eine verdrängt werde durch die Sorge für das andre, nicht die Rücksicht auf das Körperliche durch die auf das Geistige, nicht die Rücksicht auf die Bildung des Herzens durch die auf die Bildung des Verstandes, nicht die Rücksicht auf den Menschen durch die auf die Bestimmung des künftigen Regenten."

Unendlich beglückt es sie, wenn sie sieht, daß der Samen, den sie gesät hat, Wurzel faßt. Mit heller Freude begrüßt sie es, daß Prinz Louis sich dankbar zeigt gegen seine Pfleger, die ihn während einer Blatternkrankheit versorgt haben: „... denn ich will nicht, daß ein Kind von mir sich einbildet, es sei mehr wert als die übrigen Menschen und darum das, was andre für es tun, für eine Pflicht hält. Bitten wir den lieben Gott für Louis, daß er einst sein Land glücklich mache, das ist alles, was ich wünsche."

Immer hat sie die künftige große Aufgabe ihres Sohnes vor Augen. Was in ihren Kräften steht, tut sie für seine Ausbildung. Mochte sie auch selbst darunter leiden, freudig brachte sie dem Gedanken, daß dereinst andre durch ihren Sohn glücklich werden, jedes Opfer. Eine Ausbildungsreise nach England scheint notwendig. Schroff verweigert der Gatte das Geld dazu. Doch sie? Freudig legt sie ihren wertvollen Schmuck ab, versetzt ihn. Für den Erlös sammelt ja der Prinz Erfahrungen, mit denen er einst seinen Untertanen dienen kann. Und schön geht auch der Wunsch dieser großen Mutter in Erfüllung: „Mein Freund Louis hat noch viel zu tun, um zu werden, als was ich ihn gern sehen möchte, aber ich finde ihn zu seinem Vorteil verändert und bin seinen Reisegefährten viel Dank schuldig."

Hoch erfreut schreibt sie nach Baden: „Louis ist ein guter Sohn, ein guter Bruder, ein guter Neffe und ein guter Vetter ... Sein Herz und sein Charakter machen mich glücklich."

Sie ist eine zu kluge Frau, um eine blinde Mutter zu sein. So schreibt sie an eine ihrer Töchter: „Ich wünschte sehr, Louis hätte mehr Geschmack an dem Fleiß, aber bedauerlicherweise hat er diesen bis jetzt nicht. Wenn er sich darin nicht ändert, wird er sich viele Unannehmlichkeiten bereiten. Er hat mir versprochen, mehr zu arbeiten, aber die Tage vergehen, und ich sehe sie nicht von ihm angewendet. Du wirst sagen, er wäre ja noch jung; ich gebe das zu, aber es ist gar schwer, sich an eine nützliche Beschäftigung zu gewöhnen, wenn man nicht Geschmack dafür in der Jugend gewinnt."



Caroline von Hessen, die „große Landgräfin"

Stich von F. Felsing nach einem Gemälde von J. G. Ziesenis

Wie die Erziehung ihrer Söhne, so liegt ihr auch das Werden ihrer Töchter am Herzen. Ganz ist sie hier die liebevollste, sorgsamste Mutter. „Ich habe mir ein kleines Bett in dem Zimmer der drei ältesten Kinder aufschlagen lassen," berichtet sie, als die Erzieherin erkrankt ist, der Schwägerin in Baden. „Ich bin die Mutter, und es ist billig, daß ich die Sorge übernehme, wenn die Person, in die ich Vertrauen habe, außerstande ist, mit ihnen zu sein."

Wie sie ihren Kindern eine liebende, sorgsame Mutter ist, so möchte sie es auch ihrem ganzen Lande sein. Tief kränkt es die edle Frau, daß sie nicht helfen kann, wie sie wünscht, denn immer wieder sieht sie sich finanziell gehemmt. In dem Bestreben, die zerrütteten Geldverhältnisse zu bessern, geht der neue Landgraf in der ihm eignen Schroffheit vor, unter der die Gattin schwer leidet. Ihr bedrängtes Herz schüttet sie der Freundin in Baden aus: „Du weißt, in welcher Unordnung die Verhältnisse liegen; der Landgraf wird, um sie zu bessern, in allen Zweigen der Verwaltung Einschränkungen machen. Die Parforcejagd ist sogleich aufgehoben worden, der Marstall hat nur sechzig Pferde behalten, die Pferde der Dragoner wurden genommen, um die Gardedukorps beritten zu machen und um den Marstall in Pirmasens zu ergänzen, die Pagen sind entlassen — unsre Tafel ist vereinfacht und für gewöhnlich auf vierzehn Personen beschränkt, viele Diener sind entlassen, ich beklage aber nur die, welche lange treu gedient haben, das schmerzt mich, aber ich sehe ein, daß es sein muß. Es ist nicht die Einschränkung des ‚Staates', was mich betrübt, denn aus diesem habe ich mir nie etwas gemacht, aber ich leide, weil ich Unglückliche sehe."

Ja, die edle Fürstin mußte durch diese gewaltsamen Änderungen viele Unglückliche sehen. Fest, unerbittlich blieb der Landgraf: „... So ist meine Meinung gefaßt und das vorsätzlich, hierinnen zu beharren mir anständig, davon soll mich nichts abbringen. Das ist hessisch und nimmermehr zu weichen preußisch, das Böse bestrafen brandenburgisch, vor nichts sich fürchten ist heroisch."

So sehr die Landgräfin auch unter der Schroffheit ihres Gemahls litt, so schätzte sie doch seine guten Eigenschaften. Lag nicht seinen Handlungsweisen, mochten sie auch noch so hart erscheinen, das Bestreben zugrunde, Gutes zu tun? Litt er nicht selbst unter der Eigentümlichkeit seines Charakters? Mochte die Welt und die Geschichte ihn mißverstehen, die große Gattin verstand ihn. Je ruhiger und abgeklärter sie ihm gegenübertrat, je tiefer wurde ihr Gefühl für ihn. Und mit diesem Verstehen zog ein stilles Glück in ihre Seele, das ihr die Fügsamkeit unter seinen Willen immer leichter machte. Er liebte und schätzte sie. Was konnte er dazu, daß die Natur sein Herz so besonders gestaltet hatte! Und sie liebte ihn auch. Sie schätzte sein klares Denken, mochte es auch durch Vorurteil und Leidenschaft gestört werden, seine strenge Rechtlichkeit, seine Einfachheit, die Höflichkeit seiner Sitten. Wie bestrebte er sich jetzt nach dem Tode seines Vaters, Mißbräuche zu entfernen! In diesem Sinne hatte er die Parforcejagd aufgehoben, denn er sah nur den Schaden, den sie dem Landbau zufügte. Nein, der fleißige Landmann sollte nicht mehr „die Früchte seines Feldes, den Schweiß seiner Hände mit wilden Tieren teilen“. Wie den Landbau, so suchte er auch die Industrie zu heben. Was er tat, entsprang seiner innersten Überzeugung, denn beeinflussen ließ er sich nicht. So erwog er selbst, urteilte nach eignem Empfinden. Und dies hat seinem Reich und seinen Untertanen viel Segen gebracht. Standesunterschiede kannte er nicht; streng, schroff, wie es nun einmal seine Art war, vertrat er Recht und Gerechtigkeit. Besonders suchte er die Justiz zu verbessern, deren Langsamkeit er verabscheute: „Sind mir schon sehr viele Klagen zu Ohren gekommen, daß ohnerachtet das Ober-Appellatorium beinebst denen übrigen Gerichts-Stellen mehr als hinlänglich sich besetzt finden, dennoch die Justiz sehr schläfrig und zum alleinigen ohnerlaubten Vortheil derer in Menge vorhandenen Advokaten administriert werden. Hiervon habe ich erst noch heute ein Exempel in Sachen des Müllers Wiener zu Eberstatt gegen den dortigen

Schultheiß Hessen erfahren müssen ... Da aber nicht allein hierinnen, sondern noch in mehreren Sachen meine Absicht verfehlet und denen Unterthanen ihr gantzes oder meistes Vermögen ab und denen Geldhungrigen Advokaten zugewendet wird, so ist denen Geheimen Räthen in meinem Namen zu bedeuten, daß sie sich in Zukunft dergleichen Nachsichten zu enthalten und im Gegenteil bey allen Instanzen die gemessenste Ordre zu geben, damit die so kostspielige und langwührige Termine und Geldschneidereien derer Advokaten, welche endlich den Unterthanen zum Bettler machen, abgestellet und hinführo alle Klagen in diesem Gefach aufgehoben und vermieden werden mögen.“ Unter dieses Reskript setzte er noch eigenhändig: „Krieg, Pestilenz und theure Zeiten Sind drey große Landesplagen, Setzt man die Advokaten bey, So kann man ohne Furcht und Scheu, Von ihrer vieren sagen.“

So hat der Landgraf Herz und Blick für das Wohl und Wehe seiner Untertanen. Keine Angelegenheit scheint ihm zu gering, um von ihm erwogen und beurteilt zu werden.

Ein Sohn hatte seinen Vater gemißhandelt und geduzt, er war deshalb zu Schanzenarbeit und Kirchenbuße verurteilt worden. Der Landgraf resolvierte: „Von der Kirchenbuße, wovon ich gar kein Liebhaber, soll abstrahiert werden; der Sohn aber soll nach ausgestandener Strafe bei Amt in Gegenwart des Geistlichen den Vater um Verzeihung bitten, und der Geistliche soll ihm eine Vermahnung thun, welches bessere Wirkung als die Kirchenbuße thun wird, weil aus dieser Strafe nur mehr Bosheit entsteht.“

Auch für Schulen und Kirchen sorgte der Landgraf, nicht nur weil er dafür sorgen mußte, sondern weil es ihm ein Bedürfnis war. Das alles sah die kluge Gattin. Mit inniger Freude erfüllte es sie auch, daß er trotz der drückenden Geldnot nie seine Truppen in fremden Sold gab, wie es damals viele Fürsten taten. Mochten die Anerbietungen auch noch so lockend sein, stets wies er sie als unehrenhaft von sich.

In den guten Eigenschaften des Landgrafen sucht und findet

Caroline immer wieder Trost, so sehr auch seine Schroffheit und sein starrer Wille sie verwunden. In diesem Dunkel leuchtet der Glanz ihres Geistes und ihres Herzens hell. Darum auch die Verehrung der Zeitgenossen, die die Schwierigkeiten, mit denen die hohe Frau zu kämpfen hatte, erkannten. Dieser Kampf rieb vorzeitig Carolinens Kräfte auf, ihre ohnedies schwache Gesundheit wurde immer schwächer. Doch nahm sie darauf nicht Rücksicht, wenn es galt, andre zu beglücken, andern zu dienen. Wie gern hätte sie mehr noch ihr Volk beglückt, ihren Untertanen gedient! Hatte sie doch alle Gaben dazu, wußte sie doch immer die besten Mittel zum Ziel. Doch streng verbot ihr der Landgraf jede Einmischung in Sachen der Regierung. Was sie zum Wohl ihres Landes tat, das hatte sie mit Klugheit dem eigenwilligen Gatten abgerungen. Und doch verdankte ihr das Land viel. Trotz allen Hemmnissen wußte sie bedeutende Männer heranzuziehen. Sie war es, die Moser in den landgräflichen Dienst brachte, diesen berühmten Staatsmann des achtzehnten Jahrhunderts. Sein Verstand, seine Grundsätze, seine Tatkraft konnten die verworrenen finanziellen Verhältnisse ordnen. Wie auf einen Befreier blickte Caroline auf ihn. Mit welchem Schrecken erfüllte es sie, als der Landgraf den Bestrebungen dieses Mannes entgegentrat, als sie sah, wie Herrscher und Minister sich nicht einigen konnten! Mit Geist, mit Kraft vermittelte sie, hielt das kaum Haltbare. Voll Bewunderung sagt Moser von ihrer Tätigkeit: „Ihr Rat und Zurechtweisung, Unterstützung und Vertrauen waren in hohem Grade der Trost meines lastvollen Lebens; mit der ihr eignen Klugheit baute sie so manchen Schlechtigkeiten vor und setzte ihnen Grenzen; ihr bloßer Blick und Vorstellung war ein Schrecken der Schurken, sowie die Wonne jedes rechtschaffenen Dieners."

Ja, sie war eine gottbegnadete Herrscherin.

„Ich möchte auch dem verworfensten Menschen kein Unrecht zufügen; ich habe mir deshalb auch niemals etwas vorzuwerfen gehabt."

Alles Schöne, alles Gute suchte sie zu fördern. Mit ganzer Seele nahm sie teil an den Bestrebungen der großen Geister ihres Jahrhunderts. Tief versenkte sie sich in die Werke von Klopstock; seine Oden, die in Zeitschriften verstreut waren, ließ sie sammeln und drucken. Jedem Streben brachte sie Interesse entgegen. So zog sie Johann Heinrich Merck, Goethes Freund, der als Kriegsrat in Darmstadt wohnte, in ihren engen Kreis. Mit aller Kraft unterstützte sie das geistige Leben, das von seinem Hause ausging. Auch die Bestrebungen ihres Ministers Hesse und seiner feingebildeten Gemahlin verstand und förderte sie. Unter ihrer Teilnahme entfaltete sich so das Leben in Darmstadt. Bedeutende Männer kamen als Gäste: Goethe, Herder, Wieland, Gleim.

Doch nicht nur an dem deutschen geistigen Streben nahm die Landgräfin teil, sie trat auch in Beziehung zu den großen Franzosen ihrer Zeit. Diese Beziehungen vermittelte Freiherr von Grimm, der Freund Diderots und Mitarbeiter an der Enzyklopädie, der als hessischer Gesandter in Paris weilte und zu den Verehrern dieser großen Frau gehörte: „Ihr Lob ruht besser in meinem Herzen als in diesen Zeilen, und wenn es mir jemals vergönnt wäre, das Bild Ihrer Hoheit zu zeichnen, dann könnte es mir an Fähigkeit dazu fehlen, aber das Material dafür würde ich wohl kennen."

Allgemein bewundert wurde die Toleranz der Landgräfin: „Nichts ist grausamer als die Intoleranz," schreibt sie an Moser. „Gott duldet alle Religionen, alle Sekten, aber der Mensch tritt als Verfolgung auf. Ist dies nicht entsetzlich?"

Diese religiösen Anschauungen geben Voltaire den Mut, sich als Bittender für die in Toulouse durch die katholische Geistlichkeit verfolgte protestantische Familie Sirven an Caroline zu wenden: „... Ich weiß, Madame, daß Sie die Vernunft gegen die Tyrannei des Aberglaubens schützen. Der Fanatismus entehrt noch die französische Nation. Deutschland muß sie belehren durch Wort und Beispiel ... Wenn Ihre Hoheit sich entschließen kann, mir ein Zeichen ihrer Güte und ihres Mit-

leids für die Sirven zukommen zu lassen, dann wird diese Familie aufhören, unglücklich zu sein. Je mehr der Fanatismus Anstrengungen macht gegen die menschliche Natur, desto mehr wird diese durch Ihre schöne Seele verteidigt sein. Niemals hat man in Frankreich Vernunft und Wahrheit mehr verfolgt als jetzt. Der Aberglaube übt seine Qualen und Sie Ihre Wohltaten; es ist der Kampf der Grazien gegen Ungeheuer."

Caroline hilft, ihre eigne pekuniäre Lage vergessend. Die Art, wie sie hilft, reißt Voltaire zu noch größerer Bewunderung hin: „Madame, erlauben Sie mir Ihrer Hoheit den tiefgefühltesten Dank der Familie Sirven und mit ihm mich selbst zu Füßen zu legen. Die letzten Worte Ihres Briefes, mit dem Sie mich beehrt haben, haben meinem Alter Trost gewährt und die hinschwindenden Reste meiner Seele erwärmt. Sie verabscheuen die Tyrannei und den Aberglauben; pflanzen Sie diese edlen Gefühle allen denen ein, auf die ein Wort Ihres Mundes und ein Blick Ihrer Augen Eindruck macht. Sie haben die Macht der Schönheit und der Philosophie; ach, daß es mir nicht vergönnt ist, ehe ich mein Leben beschließe, zu Ihnen zu kommen, Ihnen meine Verehrung auszusprechen, Sie zu sehen, Sie zu hören und den Himmel und die Natur zu segnen, die solche Wesen wie Sie geschaffen haben zum Schutze gegen die Ungeheuer, welche die Erde betrüben ..."

Diese wohlverdiente Bewunderung großer Geister, das Bewußtsein, Gutes zu tun, in geistig Schönem zu leben, war ein herrlicher Ersatz für äußeren Prunk und Glanz. Nie hatte Caroline nach diesen fürstlichen Attributen gestrebt, die ihr immer entbehrlicher schienen, je mehr sich ihr Leben vertiefte.

In dem Herrengarten, den sie sehr liebte, hatte sie sich eine Einsiedelei erbauen lassen. In diese Stille zog sie sich oft zurück. Hier schrieb sie an liebe Menschen, las erhebende Bücher, beschäftigte sich mit göttlichen Dingen. Zuweilen fand man sie auch an diesem Lieblingsplatze nicht, man durchsuchte den Garten; nirgend eine Spur von ihr. Plötzlich trat sie aus

einem Boskett. Wo war sie gewesen? — Verklärt leuchtete ihr Antlitz. — —

Immer leichter trug die hohe Frau die Last des Lebens. Fast ausschließlich weilte der Gatte in Pirmasens bei seinen langen Grenadieren, doch wollte er von allem wissen, was sich in seiner Familie und an seinem Hofe zutrug. Täglich mußte Caroline ihm darüber berichten. In seinem Tagebuch, das der Landgraf mit militärischer Pünktlichkeit führte, sagt er: „Seit der Zeit, als ich mit meiner Frau Gemahlin versprochen gewesen, habe ich 2555 Briefe von ihr erhalten." Jeder dieser Briefe ein Dokument ihres Geistes, ihres Herzens. — —

Als die Töchter heranwuchsen, machte sich die Landgräfin oft Gedanken über ihre Zukunft: „Wo soll man Männer finden für die neun Prinzessinnen in Darmstadt?"

Diese Sorge stellte sich als ganz unbegründet heraus. Alle neun Prinzessinnen haben sich vermählt. Die älteste wurde Landgräfin von Homburg. Carolinens zweite Tochter wählte Friedrich II. für seinen Neffen und Thronfolger: „Ich gestehe Ihnen offen," schreibt er an die Landgräfin, „daß der Eindruck der Trefflichkeit der Mutter einzig und allein veranlaßt hat, daß unsre Wahl auf die Prinzessin, Ihre Tochter gefallen ist."

Das Herz der Landgräfin erfüllte Dank, Glück. Ihr Kind, ihre Tochter am preußischen Hofe, in der Nähe des großen Königs! Wieviel Segen konnte dereinst als Herrscherin von ihr ausgehen! Aber neben all dem Licht, in das sie blickte, sah ihr kluges Auge auch die Schatten: „Du wirst begreifen, daß mich dies Ereignis mit hoher Freude erfüllt," schreibt sie an ihre Schwägerin, „obgleich ich fühle, daß die meiner Tochter bestimmte Stellung ebenso Dornen wie Rosen bringen wird; aber ihre Denk- und Gefühlsweise und ihr Charakter beruhigen mich. Sie ist sehr glücklich über das Los, welches sie erwartet, aber sie kann nicht begreifen, wie der Prinz sie andern, schönen und reizenden Prinzessinnen vorziehen konnte, da sie weder das eine noch das andre sei; das macht sie dankbar gegen den Prinzen von Preußen, und schon glaubt sie ihn zu lieben."

Die gute Meinung der Mutter rechtfertigte die Prinzessin in hohem Grade: in den schweren Schicksalen, die sie erwarteten, hat sie stets gezeigt, daß sie die Tochter der großen Landgräfin war. An den König schreibt Caroline: „Ich bitte für sie um Nachsicht für die Fehler, die Unerfahrenheit und Mangel an Gewöhnung ein junges Mädchen begehen lassen, welches noch nicht in der großen Welt gelebt hat."

Welch bewegte Zeiten kommen jetzt für die Landgräfin! Der Sitte der damaligen Zeit gemäß trat die Prinzessin zuerst mit ihrem Bruder, dem Prinzen Louis, in Darmstadt vor den Altar. Dann erfolgte die eigentliche Vermählung in Potsdam. Auf ausdrücklichen Wunsch des Königs begleitet die Mutter die Prinzessin. Nun ist sie wieder vereint mit dem großen Freunde, nun ist sie wieder in dem ihr Herz und ihren Geist so beglückenden Kreise. Schwer ist die Trennung. Doch bald ist es ihr wieder beschieden, in Potsdam zu weilen: die geliebte Tochter sieht der Geburt eines Kindes entgegen. Auch jetzt ist das Kommen der Landgräfin der ausdrückliche Wunsch Friedrichs II. Schöne, glänzende Tage reihen sich aneinander. Doch in diesem Glanze vergißt es die Landgräfin nie, geistig weiterzustreben, für sich zu arbeiten. „Ich mache jeden Morgen Spaziergänge zu Fuß in den schönen Umgebungen, sonst aber lebe ich wie zu Hause; ich habe meine Stunden, in denen ich arbeite, und das ist es, was mir hier so gefällt; ein unruhiges Leben ermüdet mich, und ich fühle, daß ich nicht mehr jung bin."

Nun ist der Prinz geboren, der Erbe des großen Königs: „Der König ist unendlich glücklich, er kam um 11 Uhr morgens zu meiner Tochter und sagte ihr die schönsten Dinge, schien zufrieden mit dem Kinde, seinem festen Blick und seiner Gestalt. Potsdam ist voller Freude; welch glückliche Augenblicke für mich!"

Dankerfüllt sinkt die Landgräfin in die Knie. An der Wiege des jungen Prinzen betet sie für das Heil seines Lebens. Möge unter ihm sein Volk wachsen und glücklich werden! Möge der Himmel ihm eine Gemahlin bescheren, würdig der Krone, die sie trägt!

Und wunderbar ist das Gebet der Landgräfin erhört worden. Unter dem König, den ihre Tochter geboren, ist Preußen zu ungeahnter Höhe emporgestiegen. Neben ihm strahlt eine Königin, unsterblich geworden durch die Güte ihres Herzens, die Anmut ihres Geistes. Ihr Zauber bezwang alle. Selbst der gewaltigste Eroberer, der die Herrschaft der Welt an sich gerissen, der Königreiche zertrümmerte und Kronen zerbrach, beugte sich vor ihr. —

Nach der Taufe reiste die Landgräfin wieder heim. Doch auch in der Ferne bleibt sie der geliebten Tochter nahe, deren Ergehen sie mit zärtlichen und besorgten Blicken verfolgt. „Du willst also nicht, daß ich Dich als Prinzeß von Preußen behandle; Du willst vielmehr, daß ich fortfahre, mit Dir zu sprechen wie eine gute Mutter und treue Freundin. Wohlan denn, ich werde es tun, denn es macht mich glücklich, aber ich bitte Dich um Gottes willen, eile Dich, daß Du keine Ratschläge mehr brauchst, denn ich bin sterblich, und aus der andern Welt kann ich Dir keine mehr zukommen lassen, der Weg wäre zu weit."

Ahnt die große Frau, daß ihre Stunden gezählt sind? Verdoppelt sie deshalb ihre Liebe, ihre Besorgnis? „Wo weilst Du und bist Du, in Berlin oder in Potsdam? Ich möchte Dich in jeder Stunde zu finden wissen und Dir folgen in allen Deinen Beschäftigungen. Wenn ich Sylphe wäre, würdest Du mich Dir einige Worte ins Ohr flüstern hören. Wenn Du in ein Zimmer trittst, in dem sich viele Menschen befinden, würde ich Dir ganz leise zuflüstern: alle Augen sind auf die Gemahlin des Thronerben gerichtet, man erwartet von Dir eine noble Haltung, einen erhobenen Kopf. Ein andres Mal würde ich Dir zuflüstern, daß man die Frisur nicht zum Schrecken des Mr. Snieder betastet und daß die Finger nichts im Gesicht und an der Nase zu tun haben; dann ein andres Mal würde Dir die Sylphe zuflüstern, daß man den Mund öffnet, wenn man spricht, ohne zu besorgen, daß man die Zähne sieht, und damit man nicht in Gefahr kommt, sie verbergen zu müssen, würde die Sylphe raten, dieselben recht rein zu halten; sie würde Dir

dann in die Garderobe folgen ... Sie würde bitten, gleich nach dem Aufstehen sich frisieren zu lassen, oder wenigstens die Haare in Ordnung zu bringen, man muß besonders schön sein, wenn ihre Unordnung nicht auffallen soll; sie würde Dir eine recht große Nettigkeit im Morgenanzug empfehlen; wenn derselbe selbst etwas raffiniert erscheint, schadet das nichts, denn es ist eine Pflicht für eine junge Frau, sich in den Augen ihres Gemahls so anziehend wie möglich zu machen. Du würdest die Sylphe für eine Schwätzerin erklären, und darum ist es Zeit, daß ich sie jetzt schweigen heiße."

Wie die Landgräfin nie aufhörte im eignen Streben, so arbeitete sie auch aus der Entfernung immerfort an der Vervollkommnung ihrer Kinder. Besonders liegt ihr jetzt das Werden ihrer Tochter als zukünftige preußische Königin am Herzen: „Ich bin sehr glücklich, Dich mit allem, was Dich umgibt, zufrieden zu sehen; ich bitte Dich inständig, jeden in seiner Art glücklich zu machen, und wenn Du Anwandlungen von übler Laune und Heftigkeit hast, Dich dem einen und dem andern gegenüber zu prüfen; bemühe Dich nicht nur Deine Heftigkeit zu zügeln, sondern sie auszurotten, denn sie verletzt die Menschen, — um der Liebe Gottes willen bitte ich Dich, dafür zu sorgen, daß Dir nicht nachgesagt wird, Deine Herzensgüte und Sanftmut seien nur scheinbar gewesen und seien verschwunden, sobald Du dich unabhängig gefühlt, — suche Deinen Frauen den Dienst leicht zu machen, daß sie ihren Dienst preisen; belohne ihren Eifer und jede aufrichtige Anhänglichkeit mit gütiger Behandlung und mit Vermeidung alles dessen, was einer üblen Laune zugeschrieben werden könnte ... Hüte Dein Herz, damit es niemals lernt, jemand zu schaden, daß man es nur kennt an der Wohltätigkeit und an dem Wunsche, alle Welt einig zu sehen; wenn Du aber einmal die Einigkeit nicht herzustellen vermagst, dann sei gegen das eine wie gegen das andre."

Je mehr Einblicke der große König in die Seele dieser Frau tut, je mehr wächst seine Bewunderung. Sie bittet ihn

um ein Porträt, damit sie auch in der Entfernung in die Züge des Freundes blicken kann. Gern kommt er diesem Wunsche nach: „... Wenn das Konterfei sprechen könnte, würde es Ihnen sagen, wie das Original Sie schätzt und hochachtet, und wenn es kühner und verwegener wäre, würde es Ihnen eine unendliche Menge von Dingen sagen, die ich unterdrücke, um die ungemeine Bescheidenheit, zu der Sie sich bekennen, nicht zu verletzen. Möchte diese schwache Abbildung meiner Gebrechlichkeit Sie an einen Mann erinnern, der den ganzen hohen Wert Ihrer Freundschaft kennt, und der es sich zur Aufgabe macht, sie zu verdienen."

So blieben der große König und die große Landgräfin stets in innerer Gemeinschaft. Das Interesse, das Friedrich II. an Caroline nahm, übertrug er in väterlicher Weise auch auf ihre Töchter.

Kaiserin Katharina von Rußland suchte für den Großfürsten Paul eine Gemahlin. In ihrem Auftrage war Geheimrat von der Asseburg nach Deutschland gekommen. Friedrich II. wies den Gesandten nach Hessen; begeistert sprach er von der Landgräfin. Eine so treffliche Mutter konnte nur treffliche Töchter haben. Asseburg berichtete nach Rußland. Unverzüglich lud die Kaiserin die Landgräfin und ihre drei Töchter nach Petersburg ein.

Obgleich Caroline bereits durch ihren Freund vorbereitet war, so erschrak sie doch bei dieser Einladung. Sie zitterte in dem Gedanken, eins ihrer Kinder so weit fortzugeben. Wie würde das Schicksal des geliebten Wesens in dieser unsicheren Ferne sein? Und wenn die Töchter in Rußland nicht Gnade fanden? Wie würde der Gatte, vor dem man den Plan vorläufig noch geheimgehalten, sich dazu stellen? — Friedrich der Große wußte alle diese Bedenken zu beseitigen. Die Landgräfin atmete schwer. Zuletzt dachte sie auch noch an sich. Würde ihre geschwächte Gesundheit die schwierige Reise überstehen? — Deutlicher denn je fühlte sie in diesem Augenblicke die Nähe des Dunklen, Unsichtbaren ...

Doch hatte sie keine Zeit, diesen warnenden Empfindungen nachzugehen. Die Kaiserin hatte gebeten. Thron und Krone des gewaltigen Zarenreiches winkten ihren Töchtern. Durfte sie diesem Glücke feindlich entgegentreten? Diesem Glücke ...? Lächelnd schüttelte die große Landgräfin das Haupt ... War denn Glanz Glück? Doch da sprach wieder der große Freund. Er sprach von dem Ruhme des Hauses, wenn es sich mit Rußland verschwägerte. War es nicht ihre Pflicht, auf diesen Ruhm hinzuarbeiten? Nun wußte auch schon der Gatte von dem Ereignis ...

„Wie Gott will," sagte die Landgräfin leise. „Doch möchte ich nicht das Schicksal meiner Töchter sein. Selbst sollen sie sehen, sollen sie wählen."

Also war die Reise festgesetzt. Die äußeren Sorgen, denen die Landgräfin und Mutter sich jetzt ganz hingeben mußte, verdrängten die inneren. Sie berichtet ihrer Tochter nach Berlin: „Eben habe ich Briefe auf Briefe zu schreiben, nach Paris und nach Lyon wegen aller möglichen Stoffe, Spitzen, Netzen von Gold und Silber, und wegen dieses und jenes. Das ist eine schwerere Sache als die Beschaffung einer Ausstattung, denn ich habe drei Prinzessinnen und drei Hofdamen zu equipieren, und dazu kommen noch die Herren, und ich will nicht, daß jemand etwas aus eignem dazu tue."

So kam der 3. Mai des Jahres 1773 heran, der Tag der Abreise. Rührend war der Abschied: schon am frühen Morgen drängten sich die Bewohner von Darmstadt um das Schloß. In der Sorge, die geliebte Herrin vielleicht nicht mehr zu sehen, füllten sie die Treppen, die Korridore. War doch die Reise weit und gefahrbringend. In ihrer herzlichen Weise hatte die Landgräfin für jeden ein Wort, einen Gruß, einen Blick. Schmerzlich war ihr das Scheiden, doch am schmerzlichsten wurde ihr der Abschied von der geliebten Mutter, die noch einmal nach Darmstadt gekommen war. Würde sie die Beschützerin ihres Lebens wiedersehen, die Schritt um Schritt mit ihr gegangen war? „Ich hörte Dich gestern morgen weg-

fahren, meine liebe und angebetete Mutter; ich war um 5 Uhr erwacht; Gott weiß, wie ich gelitten habe, als ich den Wagen wegfahren hörte; ich ließ mich in meinem Bette auf die Knie nieder und bat Gott, daß er mir die Gnade gewähren möchte, Dich in Gesundheit wiederzusehen; dann ließ ich meinen Tränen freien Lauf, die mich seit zwei Tagen schwer gepreßt hatten. ‚Gott erhalte Dich', ist mein höchster Wunsch, tausendmal und abertausendmal Dank für alle die Beweise der Liebe, die Du mir im Leben gegeben hast. Beraube mich dieser Liebe niemals, ihr Verlust würde mich töten. Du bist das Glück Deiner Kinder und Enkel, Dir verdanken wir alles."

Zunächst ging die Reise nach Potsdam. Wer war es denn, der da durch das Land fuhr? Eine Königin? — Überall eilte man herbei, um Caroline zu sehen. Fürstliche Personen wie bürgerliche drängten sich an ihren Wagen, erwiesen ihr Huldigungen. Gleich einem Herold lief die Nachricht ihres Kommens von Ort zu Ort. Man wußte, wohin die Reise führte. Die Tochter der großen Landgräfin Kaiserin von Rußland! Der Glanz dieser Zukunft ihres Kindes vergrößerte noch den Ruhm der Mutter.

„In Gelnhausen, wo wir um Mitternacht ankamen," berichtet Caroline in die Heimat, „war alles auf den Beinen; man umdrängte unsre Wagen und betrachtete mich mit Hilfe eines Lichtes. Darüber erwachte ich; aber als sie mein altes Gesicht sahen, verließ man mich und drängte mit fünf oder sechs Lichtern an meine Töchter heran; und da hörte man sagen: ‚Die zur Linken wird bleiben, keine andre.'"

Staunend betrachteten die Leute die jungen Mädchen. Wie aber würde das Staunen gewachsen sein, wenn sie eine Ahnung gehabt hätten von dem gewaltigen Schicksale, das dort im Zarenreiche die Prinzessin Wilhelmine erwartete, die sich jetzt bescheiden lächelnd in die Kissen zurücklehnte.

In Potsdam genoß die Landgräfin wieder herrliche Tage in Gemeinschaft mit dem großen Freunde, mit der glücklichen Tochter. Ein Brief der Kaiserin Katharina, der die Ankunft

der russischen Schiffe in Travemünde meldete, machte nur zu bald dieser schönen Zeit ein Ende. Carolinens Hand zitterte, als sie den Brief las, ihr Herz bebte.

„Meine Frau Cousine!

Sobald es die Jahreszeit erlaubt hat, ist es mir ein Anliegen gewesen, meine Schiffe nach Lübeck abgehen zu lassen. Sie werden von dem General Rehbinder geführt, dem ich nicht allein den Befehl gegeben, Ihnen diesen Brief zu schicken, um Sie von seiner Ankunft in jenem Hafen zu unterrichten, sondern den ich auch bestimmt habe, Sie, wenn Sie es erlauben, in meine Staaten zu geleiten. Kommen Sie, Madame, kommen Sie, ich erwarte Sie mit Ungeduld; glauben Sie an mein lebhaftes Verlangen, Sie mit Ihren drei Prinzessinnen an meinem Hofe zu sehen, dessen Entzücken sie bilden werden. Es wird mir ein Fest sein, Sie zu empfangen, Ihre Bekanntschaft zu machen und Beweise der Hochachtung und Freundschaft zu geben, mit der ich bin Ihre gute Cousine Catarina.“

Das Schicksal ging seinen Gang. Wieder ein Abschied, schwer, voll Rührung.

Gleich einer Königin zog die große Landgräfin in Lübeck ein. Die Kanonen donnerten ihr Willkommen; in den Straßen drängte sich die Menge. Alles festlich geschmückt. Wie im Triumphzuge ging es nach dem Hause, das man für die hohen Gäste hergerichtet hatte. Hier standen zur Begrüßung die Abgeordneten der alten Hansestadt, die russischen Herren, die die Landgräfin und ihre Töchter weitergeleiten sollten. Fest reihte sich an Fest. Nun ging es nach Travemünde. Gleich gewaltigen Ungeheuern lagen die drei Fregatten da und das Admiralsschiff „Der heilige Markus“. Die Prinzessinnen und das Gefolge staunten, Caroline konnte sich eines Gefühls der Beklemmung nicht erwehren. Wohin führten diese Ungeheuer sie und die Ihren? Zum Glücke? Zum Schmerze ...?

Die Kanonen der Schiffe donnerten, dazwischen heulte der Sturm. Weiß, schäumend schlugen die Wogen an die Planken.

Endlich war man an Bord der Fregatte. Welch eine Pracht in den Räumen! Wieder staunte das Gefolge. Nur Caroline hatte keinen Blick für diesen Glanz. Unverwandt schaute sie nach dem Lande, das mehr und mehr verschwand. An der andern Seite des Schiffes, abseits von den übrigen, lehnte Prinzessin Wilhelmine. Nicht wie die Mutter schaute sie rückwärts, ihr Blick galt der Ferne: auf ihren Lippen lag ein triumphierendes Lächeln.

Nun schwiegen die Geschütze, doch eine andre Stimme sprach. Wie das grollte und rollte! Dazwischen zuckten die Blitze. Jetzt ein Knattern ... In Flammen stand der Mast ... Ein Diener sprang herzu, mit seinem Mantel erstickte er die Flammen.

Gott sei Dank, daß es die Landgräfin nicht gesehen hatte! Ruhig lächelte noch immer Prinzessin Wilhelmine. „Ein Zeichen," flüsterte sie. „Ein Zeichen vom Himmel ... Feuer bringt Glück."

Wasser. Wolken. Dazwischen die schwankenden Ungeheuer mit ihren Gästen, die sich, ungewohnt dieser Reise, übel befanden. Doch gab es auch herrliche Stunden im roten Scheine der Sonne, im weißen Glanze des Mondes.

„Land! Land!"

Wie der Ruf dieses vertrauten Wortes alle beglückte! Wie es in der Ferne flatterte und winkte! Die Kriegsschiffe dort auf der Reede von Reval.

An die Seite der Fregatte schmiegte sich eine Schaluppe: Konteradmiral Basbal sprang an Bord. In wohlgesetzter Rede wünschte er Glück zu der überstandenen Seefahrt. Dann geleitete er die hohen Gäste an Land. Hier harrte schon Baron Tscherkassow, kaiserliche Equipagen standen bereit. Fort ging's in sausender Fahrt. Vor dem Landhaus Katharinenthal eine glänzende Versammlung, feierliche Begrüßung. Der alte Herzog von Holstein überreichte der Landgräfin einen Brief: ein Willkommengruß der Kaiserin, denn nun stand man ja auf ihrem Boden. Und wieder reiht sich Fest an Fest: man ist bestrebt, den Damen die Zeit, die sie hier verbringen müssen, möglichst

angenehm zu gestalten, denn noch sind die beiden andern Schiffe mit dem Gefolge nicht angekommen. Jetzt laufen sie ein. Man reist weiter über Jamburg, Narva. Kurz vor Gatschina stellt sich Graf Orlow zur Begrüßung ein, um die hohen Gäste persönlich nach seinem prächtigen Landsitz zu geleiten. Hier sollen die Reisenden ausruhen, ein Mittagsmahl einnehmen. Selbst geleitet der Graf die Fürstinnen zu ihren Gemächern.

„Hoheit," wendet er sich an die Landgräfin, „darf eine Dame um die Gnade bitten, Ihnen Gesellschaft zu leisten?"

Und schon erscheint die Dame — Kaiserin Katharina II.

Keinen Augenblick verliert Caroline Fassung und Haltung. Die Liebenswürdigkeit der Zarin, die durch diese kleine List ihren Gästen gleich menschlich näher treten will und ihnen so über die Peinlichkeit des ersten Zusammentreffens hinweghilft, gewinnt sofort das Herz der Landgräfin. Anders bei den Prinzessinnen. Ermüdet und von der Hitze erschlafft, drohen sie fast umzusinken. Nur Wilhelmine findet sich sofort in die Situation; vorteilhaft sticht sie in diesem Augenblick von den verlegenen Schwestern ab. Mit besonderem Wohlgefallen ruhen denn auch die Augen der Kaiserin auf ihr.

Angenehm verläuft das Mittagsmahl. Die beiden großen Frauen, die schon so viel voneinander gehört haben, fühlen, daß sie bereits nach wenigen Stunden Freundinnen sind. Ein sechssitziger Wagen fährt vor, der die Damen nach Zarskoje Selo bringen soll. Liebenswürdig und elegant weiß die Kaiserin zu plaudern.

Da hebt sich auf dem Wege Staub ... Hufschlag von Pferden ...

„Mein Sohn," sagt die Zarin lächelnd.

Und schon steht Großfürst Paul vor den Damen.

„Nun aber," heißt es in dem Briefe der Landgräfin an ihre Mutter, „war ich in der Tat verlegener als meine Töchter."

Wie im Traume folgt Caroline der Kaiserin, die den Wagen verläßt. Wie im Traume ist es ihr, daß sich alle wieder in einem achtsitzigen Phaethon zusammenfinden. Gegenüber ihrer

Tochter Wilhelmine sitzt der Großfürst. Sie sieht, wie seine Augen auf ihr ruhen ...

Da ist man schon in Zarskoje Selo ...

Die nächsten Tage sind voll bangem Erwarten, voll mütterlicher Sorge. Die Würfel fallen: Prinzessin Wilhelmine wird Kaiserin von Rußland.

Still geht die Landgräfin in ihr Gemach: allein muß sie sein, allein mit ihren Gedanken. Dann werden die Gedanken Worte: die Mutter, die geliebte Mutter muß doch teilnehmen an dem, was ihre Seele gewaltig bewegt. „Gott gebe dazu seinen Segen,“ schließt sie den Brief. „Möge es sein Wille sein, daß das Bündnis zu seiner Ehre, zum Glücke von 25 Millionen Menschen und des Prinzen, der Kaiserin und meiner Tochter sich vollziehe!“

Welcher Glanz, welche Pracht jetzt an dem Zarenhofe! Wohl freut sich die Landgräfin an dem Glücke ihrer Tochter, doch wird es ihr oft bang im Herzen, bang in der Seele. Als guter Protestantin ist es ihr nicht leicht, sich in den Gedanken zu finden, daß ihre Tochter nun der griechischen Kirche angehört, doch tröstet sie das Bewußtsein, daß Wilhelmine nicht ihren Glauben abzuschwören braucht. Die Vermählungsfeste dauern bis zum 21. Oktober. So schön auch alles verläuft, so sehnt die Landgräfin doch den Schluß der Festlichkeiten herbei. Gewaltig packt sie die Sehnsucht nach der Heimat. Wieder fühlt sie die Nähe des Dunklen, Unsichtbaren ... Nein, nein, nur nicht auf fremdem Boden sterben! Fort! Heim!

Keine Bitten der Tochter, keine Vorstellungen der Kaiserin können sie zurückhalten. „Die Tage vor meiner Abreise waren grausam,“ schreibt sie an die Mutter. „Die Kaiserin nahm einen besonderen Abschied von mir in ihrem Zimmer, unsre Tränen flossen, ich werde niemals die Erinnerung an diese letzten Augenblicke verlieren; ich wollte um 8 Uhr abreisen, aber ich bin erst um 10½ weggekommen. Denke Dir, liebe Mutter, wie schrecklich dieser Aufschub für mich war, ich habe weder meine Tochter noch den Großfürsten sehen wollen.“

Fort! Heim! Nirgend gönnt sich die hohe Frau Ruhe. Jetzt erst fühlt sie, wie schädlich ihrer Gesundheit diese Reise gewesen ist, diese Aufregungen, diese Feste! Gott sei Dank, da ist schon Potsdam. Sie liegt in den Armen ihrer Tochter, sie hört die Stimme des Freundes ... Doch weiter! Weiter! Nur keine Stunde verlieren! Darmstadt. Die Mutter, die geliebte Mutter! Welch ein Wiedersehen! Hell jauchzt in ihr die Freude. Das alles gut überstanden ist! Die Tochter in dem großen fernen Rußland ...? Ein Brief der Kaiserin beruhigt ihre Seele: „Ihrer Frau Tochter geht es sehr gut, sie ist immer sanft und liebenswürdig, wie Sie sie ja kennen. Ihr Mann betet sie an, er tut nichts, als sie loben und mir empfehlen; ich höre ihn an, lache ihm dann aber gerade ins Gesicht, da sie ja einer solchen Empfehlung nicht bedarf; meine Liebe zu ihr erfüllt mein Herz, ich liebe sie, und sie verdient es ...“

Geliebt werden ... Liebe verdienen ... Still faltete die Landgräfin den Brief zusammen. So war denn auch dort Friede, Glück ... Ruhig konnte sie sterben.

Die sich mehrenden Krankheitserscheinungen der Landgräfin setzten jeden, der davon hörte, in Schrecken. Voller Besorgnis schickt Kaiserin Katharina einen Kurier:

„Meine teure Cousine!

Mein Herz ist von Betrübnis erfüllt über die Nachricht von Ihrer Gesundheit; um Gottes willen, meine liebe Landgräfin, um der Liebe zu Ihrer Frau Mutter willen und Ihrer Kinder und der zärtlichen Freundschaft willen, die ich für Sie hege, nehmen Sie doch alle Sorgfalt und alle Mittel zu Hilfe, welche die geschicktesten Ärzte anzuordnen vermögen. Es drängte mich, als ich Ihren Zustand vernahm, diese Estafette an Sie abzusenden mit meiner inständigen Bitte, keine Hilfe der Kunst unangewendet zu lassen. Mein Herz spricht hier, und das Ihrige ist zu gut, als daß Sie nicht unsre Bitte erhören sollten. Ihre Tage sind uns kostbar und teuer. Ich schicke

Eurer Hoheit anbei die Briefe unsrer Kinder, die ihre Bitten mit der meinigen verbinden ..."

Seltsam lächelnd legte die Landgräfin den Brief der Freundin beiseite. War sie nicht schon im Begriff, die Hilfe des geschicktesten Arztes anzuflehen? Ging sie nicht der großen Heilung entgegen, in der sie von allem Schmerz des Lebens genesen sollte?

Öfters als es sonst ihre Gewohnheit war zog sich Caroline von dem geräuschvollen Leben des Hofes zurück. Die Schritte lenkte sie nach dem Garten. Plötzlich war sie den besorgten Blicken der Ihren entschwunden.

„Sie wird in der Einsiedelei sein," meinte der Erbprinz.

Vergebens durchsuchte man diesen Platz. Doch dort ... war sie nicht eben aus jenem Boskett getreten? Voller Freude eilten ihr die Kinder entgegen. Wie sie lächelte! Wie ihr Antlitz im Frieden leuchtete!

Klar, ruhig blickte die große Frau ihrem Ende entgegen. Mit sicherer Hand schrieb sie ihren letzten Willen nieder:

„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Mein häufiges Unwohlsein läßt mich mein nahes Ende voraussehen. Ich glaube mich darauf vorbereiten und meinen letzten Willen aufsetzen zu sollen. Die Güte und die Achtung, mit der mich der Landgraf beehrt hat, gibt mir die Hoffnung, daß er meinen letzten Willen ausführen wird, und ich erwarte von seiner Großmut, daß er bestätigen wird, um was ich ihn bitte.

1. Ich will nicht in einer Kirche beigesetzt werden, sondern in dem Rondell meines Gartens. Die Gardedukorps sollen meinen Sarg tragen, ohne sonstiges Gefolge.

2. Kein Glockengetön, selbst nicht vom Glockenspiel, weder hier noch im ganzen Lande.

3. Sechs Monate Trauer, aber keine schwarze Livree, in dem Lande bei den Justizbehörden keine Trauer.

(4—34 enthalten die Verfügung über ihren Besitz; darunter kommen vor: 1000 fl. für das Waisenhaus, 1000 fl. für die

4*

Hausarmen Darmstadts, ihr kleines Naturalienkabinett an den Erbprinzen.)

(35—39 enthalten ihre Wünsche in betreff der Verwilligungen an ihre Söhne und an ihre Diener, die sie von dem Landgrafen erbittet.)

40. Meine Mutter wird meine Papiere durchsehen, und wenn sie nicht hier ist, die Ravanel; alle Briefe, die nicht geschäftlichen Inhalts sind, sollen verbrannt werden, mit Ausnahme derer vom König von Preußen, von der Kaiserin von Rußland, dem Großfürsten und meiner Tochter Natalie, welche in besondere Päcke versiegelt, mit meinem Siegel zu legen und im Archiv aufzubewahren sind.

Nun bin ich ruhig. Ich empfehle meine Seele Gott; ich habe niemals absichtlich jemand wehe getan. Ich verzeihe meinen Feinden, wenn ich solche habe, und den Verrätern. Ich beklage meine Kinder, meine Mutter und meine Freunde, möge ich in ihrem Andenken fortleben! Mit trockenem Auge und mit gesammeltem Sinn habe ich diese Verfügung in Darmstadt am 27. Januar 1774 gemacht."

„Nun bin ich ruhig ..."

Ja, immer ruhiger wurde es in Caroline. Der Winter schwand, die ersten Frühlingsblumen blühten. Da mußte sie am 25. März die Mutter scheiden sehen, die gerade zum Besuch in Darmstadt weilte. Wie schwer diese Trennung war, und doch wie leicht, denn die Landgräfin fühlte, daß nur eine kurze Strecke des Weges die Geliebte ihr vorangegangen war!

„Ich hole dich schon ein," sagte sie, als ihre fieberglühende Hand zum letzten Male in der kalten Hand ruhte.

Vier Tage waren dahingegangen. Die Landgräfin weilt in ihrem Kabinett, vor ihr steht der Minister von Moser, ihre Kinder, ihre nächste Umgebung. Erklärend spricht sie über die verschiedenen russischen Marmorarten, die die Kaiserin Katharina ihr zum Geschenk gemacht hat. Besorgt blicken die Anwesenden auf die hohe Frau. Wie ihre Wangen glühen! Wie seltsam es in ihren Augen leuchtet!

Die Stunde zur Tafel ist gekommen. Voll banger Sorge zögern die Kinder, die Kranke zu verlassen, doch bittet sie darum.

In dem Tafelsaale Schweigen. Geräuschloser noch als sonst bemühen sich die Lakaien, die Speisen aufzutragen. Da beugt sich einer der Diener zu Moser, flüstert ihm etwas ins Ohr. Moser springt auf, eilt hinaus. Prinz Louis ihm nach, die Prinzessinnen folgen ... Die Landgräfin ...

Zu spät. Die herrlichen Augen geschlossen, in den geliebten Zügen kein Leben mehr.

Selbst wie leblos steht die Familie da, der Hof, die Diener. In jedem Auge Tränen, in jedem Herzen tiefer Schmerz. Die Untertanen klagen, Deutschlands größte Geister beugen trauernd das Haupt.

Wenige Stunden zuvor hatte die Entschlafene noch an den Landgrafen geschrieben:

„Teuerster und liebster Gemahl! Die entscheidende Stunde meines Todes naht, und ich danke Gott, daß er mich nach so vielem Glück in der Welt noch des Glückes wert hält, sie mir so laut anzukünden. Auf Erden setzt mich nichts mehr in große Unruhe. Meine Seele genießt schon den Vorgeschmack der Freuden jener Welt. Ich wünsche Ihnen und meinen Kindern ein frohes Leben, ein ruhiges und ein seliges Ende. Meine Schatulle wird Ihnen Baron Riedesel einhändigen. Ich weiß, daß sie in Hände kommt, die sich ebenso gern wie die meinigen für die Dürftigen öffnen. Aber noch einen Wunsch habe ich, und dieser ist der letzte, den ich in die Welt schicke. Lassen Sie mich in dem großen Boskett im englischen Garten begraben. Man wird daselbst eine Grotte finden, die außer mir niemand als ihrem Werkmeister bekannt war. Hierin ist mein Grab mit einigen Steinen bezeichnet, und ich habe den größten Teil mit meinen Händen vollendet. Hier an dem Orte, wo ich oft von dem Geräusche des Hofes fern meine Seele mit Gott unterhalten habe, dem ich bald für ein Leben Rechenschaft geben werde, welches ich mit Ihnen geteilt habe, hier

an dem Orte, wo ich oft Sie und meine Kinder dem Herrn empfohlen habe, hier, wo Gott alle meine Wünsche gnädigst erhört hat, hier will ich auch ruhen. Sie, meinen teuersten Gemahl und Herrn, erwartet jenseit des Grabes in einer besseren Welt Ihre treue Gemahlin, die noch den letzten Laut mit Ihnen teilt." — —

In Sanssouci sitzt der große König. Sein Haupt ist auf die Brust gesunken, die Hand hält ein Schreiben: es ist der Brief des Oberjägermeisters von Riedesel, der ihm den Tod der Landgräfin verkündet.

So ist auch sie dahin — seine Freundin ...

Lange, tief weilt der große König in Gedanken bei ihr. Dann steht er auf, seine Lippen flüstern: „Sexu femina, vir ingenio. Von Geschlecht eine Frau, ein Mann dem Geiste nach." — —

In Darmstadt, im englischen Garten suchte man den von der Entschlafenen bezeichneten Ort. Hier das große Boskett, aus dem sie so oft mit erklärt leuchtendem Antlitz getreten war ... Weiter die Grotte ... Doch nun? Niemand kannte den Weg als sie, die ihn nicht mehr gehen konnte. Jetzt stößt man auf einen unterirdischen Gang. Geräuschlos schreitet der Fuß vorwärts ... Nun eine Gruft ... Durch eine Öffnung von sechs Zoll dringt das Licht, gerade so viel Licht, als man zum Lesen braucht. Diese Öffnung kann durch einen genau passenden Stein von innen verschlossen werden. Gerade darunter ein Ruhebett und daneben — — das Grab.

„... Ich habe den größten Teil mit meinen Händen vollendet ..."

Auf der Erde zwischen Steinen Andachtsbücher: Squire, Von der Gleichgültigkeit gegen die Religion, Gellerts geistliche Oden, seine Moral und einige geistreiche Meditationen.

Hier also hat die große Landgräfin, fern von dem Geräusche des Hofes, ihre Seele mit Gott unterhalten, hier hat sie ihren Gemahl und ihre Kinder dem Herrn empfohlen, hier soll sie nun auch ruhen.

Still, ohne äußeres Gepränge, würdig der großen Seele, senkt man die irdischen Überreste in das selbst bereitete Grab. Kein Glockengetön. Aber ein Strom von Tränen: Tränen aus der Tiefe des Herzens. — —

Einige Tage nach der Beisetzung erhielt Oberjägermeister von Riedesel einen Brief von Friedrich dem Großen:

„Mein Herr Oberst Baron Riedesel! Die Veranlassung zu Gegenwärtigem erinnert mich an ein gar trauriges Ereignis! Es ist der Verlust, den wir durch den Tod der Frau Landgräfin von Hessen-Darmstadt erlitten haben, dieser vortrefflichen Fürstin, die die Zierde und Bewunderung unsers Jahrhunderts bildete. Sie wissen, wie ich sie stets wegen ihres Verdienstes hoch verehrte, und wie ihr frühzeitiger Tod mich lebhaft ergriffen hat. Sie wissen auch, daß ich, sobald ich ihr Ableben erfahren, den Entschluß gefaßt hatte, ihren Grabhügel mit einer Urne zu schmücken, welche künftigen Jahrhunderten meine Gefühle der Verehrung für ihre großen Geistesgaben und reichen Tugenden verkünden sollte. Diese Urne ist nun fertig, und ich werde sie durch den Fuhrmann Charles Ihnen zukommen lassen, da ich nicht weiß, an wen ich sie besser adressieren könnte als an Sie, mein lieber Oberst, der Sie am besten wissen, wie wohl die hohe Verstorbene ihre Aufstellung am liebsten haben könnte. So traurig die Aufgabe ist, um die ich Sie ersuche, so werde ich Ihnen dankbar dafür sein, wenn Sie dieselbe im Sinne der Verstorbenen zur Ausführung bringen, und ich werde jede sich nur bietende Gelegenheit ergreifen, Ihnen die Mühe zu vergelten, welche dieser Auftrag Ihnen verursachen wird. Der liebe Gott nehme Sie in seinen heiligen Schutz."

So schmückt die Verehrung des großen Königs den Grabhügel der großen Landgräfin. Hell leuchtet zwischen dem beschattenden Grün die Urne von weißem Marmor. Darauf ihr Name, der Tag ihrer Geburt und ihres Todes. Am Fuße der Urne sein Name, der Name von Preußens größtem König. Und dazwischen die stolzen Worte:

„Sexu femina, vir ingenio."

Wieland, einen der größten Verehrer der Verewigten, treibt es an ihre Ruhestätte. Ergriffen von der Gegenwart, ergriffen von der Erinnerung, strömt es aus seinem Herzen:

Du,
der du unter diesen
von Carolinens
wohltätiger Hand
gepflanzten Bäumen wandelst,
was staunst du
und wunderst dich des geheimen Schauders,
der deine Seele erschüttert?
Wisse, dieser Hain ist heilig!
Unter diesem Schatten trauert
der Tugend Genius
über Carolinens Aschenkrug!
Steh und feiere das Andenken der besten Fürstin,
erhaben durch Geburt und Verbindungen,
erhabener durch ihren Geist und ihre Tugenden;
geprüft in beiderlei Glück
und in beiden gleich groß,
vergaß sie gern in diesen
der Betrachtung geweihten Lauben
jede andere Größe,
dachte hier an des Lebens Vergänglichkeit,
wovon sie, ach zu früh, ein Beispiel wurde;
und hier wollte sie
ihren von den Tränen ihrer Kinder,
ihres Volkes, aller, die ihr jemals sich nahten,
benetzten Staub der Erde zurückgeben.
Sie, die den ersten Thron der Welt geziert hätte,
verschmähte den eitlen Pomp kostbarer Denkmale.
Denn sie hinterließ ein Denkmal,
das ihrer würdiger,
das unsterblich ist wie sie,
in den Herzen aller Redlichen.



Königin Luise

Große Zeiten schaffen große Menschen. Die Glut des Unglücks reift die Seelen rascher als die Sonne des Glücks: das Anmutige wird zum Erhabenen, das Starke zum Gewaltigen. Wo der eherne Schritt der Weltgeschichte erdröhnt, schweigen die zierlichen, sonst bewunderten Stimmen. Die Sprache bekommt einen andern Ton, der glatte Fluß der Rede wird zum brausenden, alles mit sich fortreißenden Strom. Die Menschen wachsen aus sich selber heraus, sie sprengen die Enge ihrer Umgebung. Die Eigenschaften, die bis jetzt nur in ihnen geschlummert haben, erwachen, und kaum erwacht haben sie auch schon die Kraft des Riesen. Die duldende Liebe wird zur Heldin, die machtvoll handelt. Das Kleinliche gleitet an den Menschen herab, leuchtend stehen sie da, geläutert in dem Feuer der Begeisterung, das ihnen andre Formen, andre Züge gibt.

Wohl dem Volke, das eine solche Zeit sein eigen nennt! Noch nach hundert Jahren geben die Helden dieser Vergangenheit der Gegenwart Glanz und Weihe. Aber nicht nur Helden sind es, auf die wir bewundernd blicken: die große Zeit schafft auch Heldinnen, kraftvolle Frauen, die, ohne den Reiz ihrer Weiblichkeit zu verlieren, den weibischen Tand abtun. Und diesen Heldinnen voran leuchtet durch die dunkle Zeit der Erniedrigung Preußens eine Lichtgestalt, eine königliche Frau, die nicht nur Königin ist, weil sie eine Krone auf dem Haupte trägt, nein, die sich die Krone als eigensten Besitz errungen hat in Schmerz und Tat: Königin Luise.

Am 10. März 1776 wurde sie in Hannover als die Tochter des Prinzen Karl von Mecklenburg-Strelitz geboren. Da sie früh und rasch hintereinander Mutter und Stiefmutter verlor, kam sie nach Darmstadt, um bei ihrer Großmutter erzogen zu

werden. Nicht wollen wir uns bei ihren Kinderjahren aufhalten, die sie anmutig und zwanglos verlebte, denn nicht die spielende Prinzessin, nein, die im Schmerz geläuterte, handelnde Königin suchen wir.

Siebzehn Jahre alt, verlobte sie sich mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen. Ein bedeutender Welterfahrener hat einmal geäußert, daß man den Mann erkenne an der Frau, die er sich als Lebensgefährtin erwählt. Unter diesem Ausspruche betrachtet, gewinnt der nachmalige König schon als jugendlicher Prinz Bedeutung und Charakter. Wir sehen die Tiefe seines Gemüts, die ihn zu der tiefen, gemütvollen Luise zieht. Denn Friedrich Wilhelm hatte die Wahl zwischen Luise und ihrer jüngeren, schöneren, in der Raschheit und Lebhaftigkeit des Geistes vielleicht bestechenderen Schwester Friederike, die dann die Gemahlin seines Bruders Louis wird. Aber der Prinz, so jung er auch ist, läßt sich nicht bestechen und blenden. In seiner ruhigen Art empfängt er den großen Eindruck, den Luise auf ihn macht. Ernst und still geht er mit sich selbst zu Rate, hört das Urteil kluger, wohldenkender Männer und trifft dann die schönste Wahl, die er für sich und sein Volk treffen konnte. Denn dem zukünftigen Könige liegt schon als Kronprinz das Wohl seines Volkes am Herzen. Pflichttreu, das Beste wollend, fern von allem Leichtsinn hat er den ersten großen Schritt seines Lebens getan, und diesen Eigenschaften ist er auch während der ganzen Dauer seiner harten Herrscherzeit treu geblieben. Können wir da mit ihm rechten, daß ihm die Kraft zu handeln versagt war, daß ihn das Schicksal in eine gewaltige Zeit gestellt hatte, ohne ihn mit den Mitteln auszurüsten, die diese Zeit brauchte? Friedliebend, sah er nur im Frieden das Glück der Seinen und glaubte seinem Volke am besten durch absolute Neutralität zu dienen. Rücksichtsvoll wollte er niemand verletzen, und doch wäre hier ein Herrscher am Platze gewesen, der mit dem Schwert in der Faust sich den Weg bahnte, um auf Leichen zu thronen. Seine Bescheidenheit ließ ihn in den Augen eines Napoleon furchtsam erscheinen, und mit dem

Furchtsamen glaubte der Gewalttätige leichtes Spiel zu haben. Doch Furcht kannte Friedrich Wilhelm nicht, das hat er später in mancher Schlacht bewiesen. Die Verantwortung, die das Leben auf seine Schultern gehäuft hatte, drückte ihn zu Boden, verdüsterte seinen Sinn. Ihm war zumute, als wäre er nur zum Unglück geboren, als könne ihm überhaupt nichts gelingen. Und da war es, daß in solchen Augenblicken die Gefährtin, die er sich zur Ergänzung seines Lebens gewählt, an seine Seite trat, sein zur Erde gesunkenes Haupt liebend aufwärtsrichtete, handelte, belebte und mit der Sonne, die sie in ihrem Herzen trug, das Dunkel vernichtete, das auf König und Land lagerte. Denn in den dunkelsten Zeiten strahlte ihr Geist, ihr Gemüt am hellsten.

Nicht war es der jungen Königin beschieden, das stille Glück eines schönen Familienlebens lange zu genießen, denn bald türmten sich dunkle, drohende Wolken am politischen Himmel auf. Napoleon, dessen Herrschaft man anfänglich mit Freude begrüßt hatte, weil man von ihm eine Regelung der französischen Wirren erhoffte, erfüllte die Welt mit Unruhe, unter der Preußen nicht wenig zu leiden hatte. Getreu seinem Charakter, wollte Friedrich Wilhelm „solange diese Usurpationen erträglich blieben, sich eher zu Opfern entschließen, als dazu, einen noch viel unerträglicheren Zustand der Dinge herbeizuführen".

Anders dachte die Königin. „Sie war immer für die tapfersten Entschlüsse, für die Entschlüsse, in denen Preußens Zukunft lag." Jeder Übergriff, den der französische Gewaltherrscher sich erlaubte, schmerzte sie tief, denn sie fühlte sich ganz als Preußin. In dem Durchzug französischer Truppen durch preußisches Gebiet sah sie eine offene Mißachtung ihres Landes und empfand dann tiefen Schmerz, als Preußen es nicht verschmähte, Hannover aus den Händen des Beleidigers anzunehmen. Sie sah, wie das einst so stolze Land in seiner Schwäche und Nachgiebigkeit mehr und mehr sank. In dieser Zeit wuchsen in ihr die Kräfte, die sie und ihr Volk unbesiegbar machen sollten. Und doch gab sie diesen Kräften nicht ganz Raum, denn liebend wie sie

war, wollte sie stets hinter dem Gatten und König zurücktreten.

„Meine Hingabe an Dich ist ohnegleichen, dann kommen meine Kinder und der Staat. Mein Leben ist nichts, wenn ich Euch glücklich machen könnte, wenn nur ein Vorteil für Dich, mein bester Freund, daraus entstehen könnte."

In erster Linie fühlte sie sich stets als Gattin und Mutter, und vielleicht liegt gerade darin die gewaltige Wirkung, die auszuüben ihr beschieden war. Alles was sie tat und dachte war Liebe.

„Wer liebt, der lebt, und nur der lebt, wer liebt, das ist mein Wahlspruch, mit dem ich lebe und sterbe."

Und treu diesem schönsten aller Wahlsprüche hat die hohe Frau jeden Augenblick ihres Daseins gehandelt. Der Gatte! Die Kinder! „Mein Leben ist nichts, wenn ich Euch glücklich machen könnte ..." Ja, ihre Gegenwart erschien ihr nur wie der Übergang zu der Zukunft ihrer Kinder.

„Ich überlasse meinen Kindern mit Vergnügen die Vorteile, die ich hatte, als ich sie zur Welt brachte, und die ich verliere, während ich das Glück habe, sie wachsen und gedeihen zu sehen; das ist kein wirklicher Verlust, denn die Belohnung ist zu schön. Und wenn sie gut werden, wenn sie sagen: wir haben das von Papa und Mama gelernt, so ist das alles, was wir an Glück wünschen können."

Aber das Herz dieser großen Frau war zu groß, um nur die eigne Familie darin einzuschließen. Mit Liebe umfaßte sie die ganze Menschheit.

„Ich bin den Menschen so gut, mein ganzes Wesen ist Liebe für sie, ich möchte so gern die Menschheit glücklich wissen und dazu beitragen auf Kosten meiner selbst."

Diese Worte sind nicht nur Worte geblieben; in glänzende Tat umgesetzt, haben sie die Königin in dem Herzen ihres Volkes unsterblich gemacht. Für ihr Volk leben, handeln, sterben und doch nie aus der Zartheit des Weibes heraustreten. Es waren eben ganz besondere Waffen, mit denen sie

kämpfte: Waffen des durchgeistigten Gemüts und der Liebe. Schon ihre Gegenwart war von größtem Einfluß. Bei politischen Beratungen, die das Wohl ihres Landes betrafen, legte sie nur die Hand auf die Schulter des unschlüssigen Ministers und flüsterte: „Beharrlichkeit." Und der Schwache, Schwankende ward plötzlich fest. So zart und feinfühlend sie auch war, vor dem Kriege schrak sie nicht zurück, wenn der Krieg zum Gebote der Pflicht wurde. Und Pflicht wurde es, das Haupt zu heben, sich nicht noch tiefer in den Staub treten zu lassen, um endlich ganz die Achtung der Welt zu verlieren. Also vorwärts! Dieses Wort war für sie zur Losung geworden, nachdem sie eingesehen hatte, daß es kein Rückwärts mehr gab, daß ein Stillstehen den sicheren Untergang bedeutete. In diesem tapferen Sinne zu handeln stimmte sie ganz überein mit dem genialen, „für die Unsterblichkeit geborenen" Prinzen Louis Ferdinand, dem kraftvollen Vetter des schwachen Königs.

Und der Entschluß zum Kriege war endlich da. Nicht wenig hatte Luise dazu beigetragen. Napoleon verspottete sie, höhnend sagte er, daß sie „Blut wolle". Diese zarte, liebende Frau, die alles tat, um Wunden zu heilen, sie sollte aus Übermut Wunden schlagen! Der Spott des Bonaparte wuchs, als sie den König, der zur Armee ging, ins Hauptquartier zu Naumburg begleitete. Häßliche Bulletins, die ihre weibliche Ehre angriffen, gingen von ihm aus. Er malte sie als Amazone, die die Truppen begeistern wollte, verglich sie mit Armida, die im Wahnsinn ihren eignen Palast in Flammen setzte. Tief trafen diese so ganz unverdienten Schmähungen das Herz der Königin.

„Ist es diesem boshaften Menschen nicht genug, dem Könige seine Staaten zu rauben, soll auch noch die Ehre seiner Gemahlin geraubt werden?" Denn Napoleon schrak nicht davor zurück, ihre idealen, echt freundschaftlichen Beziehungen zu Alexander, dem Kaiser von Rußland, zu verleumden.

Aber fest, trotz allen Unbequemlichkeiten, harrte Luise an der Seite des Gemahls aus, ganz durchdrungen von dem Gefühl,

daß ihre Gegenwart hier notwendig sei. Und selbst Männer, die sonst nicht dafür waren, Frauen auf dem Schauplatze des Krieges zu sehen, haben in voller Überzeugung geäußert, daß die Gegenwart der Königin im Hauptquartiere zu Naumburg durch nichts zu ersetzen war. Denn sie allein verstand, den schweren Sinn des Königs zu behandeln, die Unentschlossenheit, die dadurch auf seiner Umgebung lastete, in Tatkraft umzusetzen.

Als Luise, die zukünftige Königin, in Preußen einzog, haftete an den Fahnen, die zu ihren Ehren stolz im Winde flatterten, der Ruhm Friedrichs des Großen. Unbesiegbar schien das alte friederizianische Heer, vor dem selbst Napoleon Achtung gefühlt hatte. Doch eine kleine Gegenwart hatte die große Vergangenheit vernichtet; das trat mit furchtbarer Gewalt nach den Niederlagen von Jena und Auerstädt zutage. Wo war die große Armee des großen Königs geblieben? — Verschwunden wie ein Nebelbild.

Was hat in diesen Tagen die Königin und Frau gelitten! — Furchtbar war schon die Oktobernacht, als die Nachricht eintraf, daß die Avantgarde bei Saalfeld geschlagen sei und der tapfere Louis Ferdinand gefallen. Luise hatte den ritterlichen Prinzen wie einen Bruder geliebt, in ihm hatte sie ein Stück von Preußens ehrenvoller Zukunft gesehen. Und nun! — — Sie mußte zurück nach Berlin. Bei Weimar entging sie kaum der Verfolgung von Napoleons Husaren. Noch bevor sie die Hauptstadt erreichte, erfuhr sie die furchtbare Niederlage von Auerstädt, die Jahn, dem kaum Dreißigjährigen, das jugendliche Haar zu dem eines Greises gemacht hatte, über die starke Männer in Tränen ausgebrochen waren. Und sie, die Königin? — Kein Wort der Klage, keine untätige Trauer. Und wie kam es, daß sie unter diesen gewaltigen Schlägen nicht zusammenbrach? Weil sie die „Kraft, den Ernst und die Treue" fühlte, die in ihrem Volke schlummerten. Weit ging der Seherblick dieser gottbegnadeten Frau über das Dunkel der Gegenwart in leuchtende Zukunft, wo „großsinnige Leitung"

ihr Volk „der ganzen Welt unbezwingbar machen würde". Denn nicht Feigheit hatte es jetzt gestürzt. In der Zeit des Friedens, in der man sich nur immer von früherem Ruhme genährt, hatte man vergessen, daß der Soldat vor allem ein Mann sein müsse. Auf den hübschen Putz des Äußeren hatte man alle Sorgfalt verwendet und dabei nicht mehr auf die Seele, auf den Kern geachtet, der die gedrillte Masse erst zum Heere macht, mit dem man Feinde besiegt. Man hatte nach alter, ermüdender Weise exerziert. Man war zufrieden gewesen, wenn auf dem Paradefelde sich die Sonne in den blanken Knöpfen der Uniformen spiegelte.

„Wir amüsieren uns mit Kunststücken der militärischen Tanzmeisterei und Schneiderei, und unser Staat hört auf, ein militärischer Staat zu sein und verwandelt sich in einen exerzierenden und schreibenden," sagte Stein.

Und Scharnhorst, der große Denker des Krieges, ruft aus:

„Wir haben angefangen, die Kunst des Krieges höher als die militärischen Tugenden zu schätzen — das war der Untergang der Völker zu allen Zeiten. Tapferkeit, Aufopferung, Standhaftigkeit sind die Grundpfeiler der Unabhängigkeit eines Volkes — wenn für diese unser Herz nicht mehr schlägt, so sind wir schon verloren, auch selbst in dem Laufe großer Siege."

Aber Luise fühlte, daß das Herz ihres Volkes für Tapferkeit, Aufopferung und Standhaftigkeit schlug, also war es nicht verloren. Sie wußte gleich Scharnhorst, daß nicht physische Kräfte allein den Krieg entscheiden, sondern daß es auch auf die moralischen ankommt.

Das feste Bewußtsein des Wertes ihres Volkes hält sie aufrecht in den schweren Zeiten, die nun mit aller Gewalt über sie hereinbrechen. Dies Bewußtsein macht sie fähig, das Schwerste zu tragen.

„Die Überzeugung, daß ich Gutes stifte in der Lage, wo ich bin, gibt mir Kraft und belebt meine Seele aufs neue mit dem heiligen Feuer, das nur Tugendhafte fühlen können, wenn sie sich vornehmen, immer gut und tugendhaft zu sein."

Und Stärke der Seele brauchte jetzt die Frau und Königin. Ihr geliebtes Berlin mußte sie verlassen und hören, wie der verabscheute Feind dort seinen Einzug hielt. Die Straßen tönten wider von französischen Hufschlägen, in dem königlichen Schloß thronte Napoleon. In Küstrin traf sie mit dem fliehenden Gatten zusammen, und nun ging die Flucht weiter nach Osten. Nichts blieb ihr erspart; alles Leid, das eine Königin treffen kann, mußte sie durchkosten. Stück um Stück ihres geliebten Landes sah sie mit roher Gewalt von sich gerissen. Aber nicht nur den Schmerz der Wunden, die der Feind ihr schlug, mußte sie fühlen, sie sah, wie Festung nach Festung fast ohne Kampf fiel. Sie sah ihr geliebtes Volk von Mutlosigkeit übermannt, zitternd vor dem Überwinder zur Erde sinken. Spandau, Prenzlau, Stettin, Küstrin, Magdeburg...

„Doch genug von den vergangenen Übeln," schreibt sie am 7. Mai 1807 an ihren Vater, nachdem sie von der Übergabe der Festungen gesprochen. „Wenden wir unsre Blicke zu Gott, zu ihm, der unser Schicksal lenkt, der uns nie verläßt, wenn wir ihn nicht verlassen..."

Ja, dieser Blick nach oben macht sie immer wieder stark. „Nur durch Beharrlichkeit wird man siegen," fährt sie fort, „früh oder spät, davon bin ich überzeugt."

Nie verließ sie die Hoffnung.

„Hoffnung ist die Stütze des Lebens. Gott kann uns nicht ganz verlassen, es ist nicht möglich."

Immer wieder flüchtete sie sich in ihr Herz. Mochten die Stürme der Welt noch so laut toben, hier fand sie Ruhe, Festigkeit.

„Im Herzen steht klar und deutlich das Wahre mit goldenen Buchstaben aus Gottes Hand."

Und sie verstand nicht nur, diese Schrift zu lesen, sondern auch danach zu handeln.

„Gott weiß, daß die Einigkeit im Inneren doch das einzige ist, was Glück zu nennen ist..."

Ja, sie war glücklich selbst in dem größten Unglücke.



Kronprinzessin Luise
Nach einem Pastellgemälde von Félicité Tassaert um 1797

„Die Menschen, die die Liebe, Achtung, Anhänglichkeit der Edlen für sich haben, können nie ganz ohne Hilfe, nie ganz unglücklich sein. So geht's auch mir, ich sehe mit Ruhe auf alles, was mich umgibt, denn in mir ist der Friede."

Auch für ihr Volk ersehnt sie Frieden, aber nicht mit Schmach will sie ihn erkauft wissen. Mit aller Kraft ihrer Seele und ihres Herzens hält sie den König davon zurück, schimpfliche Friedensbedingungen zu unterschreiben.

„Das Diadem ist schwer, wenn man gut und ehrlich bleiben will, wenn man nicht schlecht mit Schlechten werden will."

Also lieber noch mehr der Not auf sich nehmen! Und weiter ging die Flucht. In Ortelsburg schrieb sie in ihr Taschenbuch:

„Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
wer nie die kummervollen Nächte
auf seinem Bette weinend saß,
der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte."

Schon leidend kam sie am 9. Dezember in Königsberg an. Und nur dem Ausbruch ihrer Krankheit ist es zuzuschreiben, daß der König sich wieder von seinen falschen Beratern bestimmen ließ. Wäre die Königin nicht besinnungslos aufs Krankenbett geworfen worden, so hätte sie hier schon eine Vereinigung mit Stein ermöglicht, denn klug erkannte sie, daß dies der Mann der Zukunft war.

Vom Fieber gepeinigt liegt sie da. Sie hört, daß die Franzosen heranrücken. Mit letzter Kraft richtet sie sich empor. „Lieber in Gottes Hände, als in die Hände dieser Menschen!" ruft sie. Der Arzt will die weitere Flucht nicht zugeben, aber sie ist die Königin. Die Hand auf die Brust gedrückt, wo sie unter dem Gewande den Dolch birgt, der sie vor der letzten, der größten Not schützen soll, läßt sie sich in den Wagen tragen. Und nun beginnt jene schreckliche Fahrt über die kurische Nehrung. Es ist Januar, schneidende Kälte. Gesunde flüchten sich in den Schutz der Häuser. Und sie, die Kranke, die Königin! Hinausgetrieben, gepeitscht vom Sturme. Unter den Rädern ihres

Wagens weicht der Boden, das brausende Meer will ihn zu sich ziehen. Eine Sturzwelle trifft das fiebernde Antlitz. Ihre Umgebung zittert, sie nicht. „Lieber in Gottes Hände, als in die Hände dieser Menschen," wiederholt sie. Und weiter geht die Fahrt. Die Tage im Sturm, im Schnee, und nun die Nächte! Wo gab es denn auf dieser Flucht ein Haus, das würdig gewesen wäre, eine Königin aufzunehmen! Die elendste der Fischerhütten muß als Obdach dienen. Die Fensterscheiben zerbrochen, der Schnee weht bis auf das Lager der kranken Königin. Kein warmer Trunk ist aufzutreiben, keine pflegende Speise. Ihre Umgebung droht der Mattigkeit und den Entbehrungen zu erliegen, sie nicht. Sie hält auch hier die Schwankenden aufrecht mit ihrem Blick nach oben. Endlich am 8. Januar ist Memel erreicht. Das Haus des Kaufmanns Consentius öffnet ihr gastlich die Tür. Ein Diener trägt sie über die Schwelle. Nun muß sie zusammenbrechen, denn das ist ja dasselbe Haus, in dem sie vor fünf Jahren als Glückliche gewaltet hat, als Herrscherin von Preußen, damals, als Friedrich Wilhelm und Alexander von Rußland hier zusammentrafen, um sich Treue und Freundschaft zu schwören. Welche Erinnerungen des Glanzes, der Pracht! Und nun ... Höher hebt sie das Haupt, ihr Mund lächelt, denn mehr als je ist sie gerade jetzt Königin. Damals schritt ihr das Glück leuchtend voraus, jetzt zwingt sie, die Stärkere, das Unglück, ihr als Magd die Schleppe zu tragen. Was niemand erwartet hatte geschah: sie wurde gesund. Selbst die eisige Luft, die sonst vernichtend wirkt, hatte nur dazu beigetragen, sie in ihrer Stärke zu stärken.

Nun ist ihr Blick, ihr Hoffen auf Rußland gerichtet. Die Schlacht von Preußisch-Eylau scheint diese Hoffnung zu bestätigen. In dem festen Zusammenhalten mit Rußland sieht sie die Zukunft Preußens. Ihrem scharfen Blick entgeht es nicht, daß Napoleon alle Mittel sucht, um dieses Bündnis zu zerreißen. Darum bietet er auch Preußen einen Sonderfrieden an. Aber sie warnt, sie rät dem königlichen Gemahl von

diesem Treubruch ab, denn jetzt Rußland verlassen und sich mit Frankreich vereinigen ist in ihren Augen ein Bruch der Treue. Der schlaue Korse, dessen Lage in dem verwüsteten Lande mitten im Winter recht schwer ist, sucht seine Gegnerin zu gewinnen. General Bertrand erbittet in seinem Auftrage eine Audienz bei der Königin und weiß ihr viel Angenehmes und Versöhnendes zu sagen. Aber Luise ist zu klug, um sich von schönen Worten blenden zu lassen. Napoleon sieht in ihr nur die Frau und glaubt, sie am besten durch Schmeichelungen ihres Ehrgeizes und ihrer Eitelkeit zu gewinnen. Er hoffe, daß sie mit ihm Frieden schließen werde. Doch bescheiden tritt sie auch hier wieder hinter dem Gatten zurück, alles vermeidet sie, was ihren Einfluß in den Vordergrund drängen könnte. „Sie wissen, daß Frauen nicht Krieg führen und sich nicht um Politik kümmern," ist ihre schlichte, echt weibliche Antwort. In ihrem großen Feinde mag es wohl aufgedämmert sein, daß diese Frau eine nicht zu verachtende Gegnerin sei. Und treu bleibt auch der König seiner Freundschaft mit Rußland und opfert so den augenblicklichen Vorteil. Schwer muß er und sein Land für diese edle Tat büßen, denn doppelt fühlbar ist nun die Faust des Eroberers in Preußen. Schier unerschwingbar sind die Kontributionen, namenlos leidet das Volk unter der Masse der Einquartierung. Aber die Königin leidet vielleicht am meisten: das rauhe Klima ihres Exils wirft sie in neue Krankheit.

„Kein Veilchen gibt es hier im März, im Juni sprießen noch nicht die Blätter, aber in meinem Herzen grünt es, und meine Zuversicht zu Gott stirbt nie."

Und seelisch leidet sie unsagbar über die Not ihres Volkes und daß die Rheinbundtruppen sich am Kampfe gegen Preußen beteiligen, daß Darmstädter, Badener gemeinsame Sache mit dem verhaßten Feinde machen. Der Besuch Alexanders und das erneute Freundschaftsbündnis zwischen Preußen und Rußland erfüllt sie mit frischer Hoffnung. Gemeinsam wollte man kämpfen, nur gemeinsam Frieden schließen. „Ausharren!" „Festbleiben!" Die Tapferkeit, die die Preußen in Graudenz

5*

und Kolberg zeigen, ist ihr ein neuer Beweis für die nur schlummernde Tatkraft ihres Volkes. Und wieder sieht sie nicht nur das Augenblickliche, sondern auch das Ferne. Ihr ist dieser Krieg mehr als nur der Kampf mit einer übermütigen, gewalttätigen Nation. „Es gibt viel Höheres," sagt sie, „die Freiheit der Welt, die Unabhängigkeit der künftigen Generationen." Und so erschien ihr dieser Krieg ein heiliger, und groß die Aufgabe Preußens in dem Kampfe. Sie weiß auch, wie nötig sie auf ihrem Platze ihrem Volke und der Welt ist. Dieses Bewußtsein läßt sie jede Schwäche überwinden, macht sie „stark bis in den Tod". Darum erträgt sie auch erhobenen Hauptes die neuen Schläge. Danzig fiel — wenn auch mit Ehren.

„Danzig in französischen Händen, in diesen verhaßten, über alles gräßlichen Händen. Aber darum kein Separatfriede, das ist ein Ding, was wir gar nicht kennen. Glaube deshalb nicht, daß mein Geist auf der Erde liegt, so gebeugt, daß ich den Kopf nicht mehr heben könnte..."

Und nun der große Sieg Napoleons über die Russen bei Friedland!

„Wir glauben an Gott und die Tugend," schrieb sie nach diesem gewaltigen Schlage. „Ja, so lebt und fühlt der edle Mensch, und so erhält er sich Friede in seiner Brust, wenn des Schicksals Stürme über ihm krachen, wenn Königreiche untergehen, wenn das Laster siegt ... Zwei Trostgründe habe ich, die mich über alles erheben; der erste ist der Gedanke: wir sind kein Spiel des Schicksals, sondern wir stehen in Gottes Hand, und die Vorsehung leitet uns; der zweite: wir gehen mit Ehren unter. Der König hat bewiesen, der Welt hat er es bewiesen, daß er nicht Schande, sondern Ehre will. Preußen wollte nicht Sklavenketten tragen, auch nicht einen Schritt hat der König anders handeln können, ohne seinem Charakter untreu und an seinem Volke Verräter zu werden. Geschätzt von Nationen werden wir immer und ewig Freunde haben, weil wir es verdienen. Der König steht mitten im Unglück ehrwürdig

und charakterfest da. Nie wird etwas von unsrer Seite geschehen, was nicht mit der strengsten Ehre verträglich ist... Auf dem Wege des Rechts leben, sterben. Ja, wenn es sein muß, Brot und Salz essen, nie, nie werde ich unglücklich sein."

Diese innere Größe verläßt sie nicht, als sie Alexander, auf den sie die Zukunft ihres Staates, ihres Hauses aufgebaut hat, von Preußen abfallen sieht und sich Napoleon zuwenden.

„Wie ist es doch so schwer, Hoffnungen aufzugeben, die auf die Tugend fest gegründet sind!"

Als sie von der Zusammenkunft der drei Monarchen hört, faßt die Angst sie um den Gatten. Rein, treu soll er in dieser Zeit der Versuchung bleiben, das ist jetzt ihr innigstes Flehen. Und Friedrich Wilhelm wahrt auch seine Würde als König. Mit Abscheu sieht er die Bewunderung Alexanders für den Korsen; offen zeigt er Napoleon, daß er ihn und sein Tun verachtet. Er bleibt ein ehrlicher Mann und Monarch, so sehr ihm dies auch den Spott und Hohn des Tyrannen einträgt. Ruhig, würdevoll nimmt er alles hin im Bewußtsein, daß er für sein Volk leidet. Als Luise von diesen Qualen hört, ruft sie zornig aus:

„Wie durfte dieser Teufel, der sich aus dem Kote emporgeschwungen, einen König in dessen eignem Lande so zu behandeln wagen? Nun, es lebt doch noch ein Gott, der wird ihm schon den Lohn geben, den er verdient."

Immer mehr wendet sich ihre reine Seele mit Abscheu von diesem „Höllensohne". Den Sand der Nehrung, der ihr den größten Schmerz bereitet, liebt sie, weil sie durch ihn vor einer Zusammenkunft mit dem Tyrannen sicher zu sein glaubt. Doch auch dieser Kelch, so bitter er ist, soll nicht an ihr vorübergehen.

Eine Begegnung der Königin mit Napoleon erscheint Hardenberg und Kalckreuth als das einzige Mittel, den unerbittlichen französischen Kaiser milder zu stimmen und die Friedensbedingungen für Preußen günstiger zu gestalten. Sie gewinnen den König für diesen Plan. Schweren Herzens schreibt Friedrich Wilhelm an die Gattin:

„Hardenberg bittet mich, keinen Augenblick zu verlieren, um Deine Reise zu beschleunigen, da die Augenblicke kostbar sind, und was für das Gute geschehen kann schnell geschehen muß..."

Ohne auch nur ein Bedenken in sich aufkommen zu lassen, antwortet Luise:

„Ich kann Dir keinen größeren Beweis meiner Liebe und meiner Hingabe an das Land, dem ich angehöre, geben, als indem ich dahin komme, wo ich nicht begraben sein möchte."

Und nicht einen Augenblick zögert sie mit der Reise, so schwer ihr auch dieser Schritt wird.

„Es ist mir, als wenn ich in den Tod ginge, als wenn dieser Mensch mich würde umbringen lassen; er hat meine Familie, er hat ganz Preußen unglücklich gemacht."

Und doch fliegt sie dem Verabscheuten entgegen, der nichts als Haß und Hohn für sie hat, denn alles Persönliche weicht bei ihr zurück vor dem großen Gedanken, ihrem Volk, der Menschheit zu dienen.

„Welche Überwindung es mich kostet, das weiß mein Gott... Höflich und artig gegen ihn zu sein, wird mir schwer werden. Doch das Schwere wird einmal von mir gefordert, Opfer zu bringen, bin ich gewohnt."

In dieser Opferfreudigkeit fuhr sie von Memel nach Picktupöhnen, wo der König weilte. Es ist Juli, das Jahr steht in seiner Vollkraft, aber welches Elend, welche Verwüstungen muß sie sehen! Wo einst blühende Dörfer gestanden: Jammer, Trümmer; zerlumpte, hungernde Menschen. Sie reicht ihnen Geld, aber die Flehenden nehmen es nicht. „Brot!" schreien sie, „Brot!" Mit diesen Bildern vor der Seele kommt sie in Picktupöhnen an. Die Nachrichten, die sie dort als Willkommgruß erwarten, sind schrecklich. Die Gebietsentschädigung, die Napoleon für die Lande links der Elbe zugesagt hatte, ist wieder zurückgenommen. Hardenberg, von dessen Wirken sie alles Gute für ihr Land hofft, hat auf Befehl des Tyrannen sein Amt niederlegen müssen. Der König ratlos, in Verzweiflung, doch sie verzweifelt nicht. Jeder Augenblick zeigt ihr deutlicher

die Größe der Aufgabe, die sie zu erfüllen hat. In diesem Gedanken findet sie Ruhe, Kraft. Und mit Ruhe tritt sie auch Caulaincourt entgegen, der am Abend erscheint, um die Königin im Namen des französischen Kaisers zu begrüßen und für den nächsten Tag eine Zusammenkunft in Tilsit zu verabreden. Immer näher rückt die größte Stunde ihres Lebens. Sie weiß, daß die Augen der Welt auf ihr ruhen. Kein äußeres ängstliches Schwanken und doch in ihrer Seele tiefer Schmerz. Das zeigen die Worte, die sie an den schwedischen Gesandten richtete: „Ich bin erst dreißig Jahre alt, aber ich habe mich schon selbst überlebt."

Am nächsten Tage fährt sie nach Tilsit. Wohin sie blickt, französische Truppen, Feinde, die ihr Land verwüstet haben, um derentwillen ihre braven Untertanen gleich Bettlern, den Hunger im Gesicht, herumschleichen. Und dem größten dieser Feinde fährt sie entgegen, für ihn läßt sie sich schmücken. In weißem, silberdurchwirktem Gewande, Haupt und Hals mit köstlichen Perlen geziert, tritt sie ihm entgegen. Schöner denn je ist sie in diesem Augenblicke; die ganze Größe ihrer Seele kann sie nun entfalten. Napoleon kommt mit glänzendem Gefolge. Aber angenehm hebt sich von diesem Glanze die Einfachheit seiner äußeren Erscheinung ab. In schlichtem dunkelgrünem Rock steht der Beherrscher der Welt vor der Königin. So ist nicht das Bild, das sie in dunklen Tagen, in qualvollen Nächten von ihrem Peiniger gesehen hat. Man hatte ihr gesagt, daß er die Vereinigung sei von allem, was gemein ist. Und trotzdem fühlt sie, ihm gegenüberstehend, seine Größe. Dieses Gefühl gibt der Stunde doppelte Weihe, läßt sie höher, stolzer das Haupt heben. Sie spürt die Nähe des Schicksals. Ja, das Schicksal hat ihr Volk zu Boden geworfen, höherem Willen hat es sich beugen müssen. Und der da vor ihr steht ist das Werkzeug dieses Willens. In diesem Bewußtsein spricht sie mit ihm. Sie spricht mit ihm als Gattin, als Mutter. Der König, ihre Kinder, das Land! Alles was ihr Glück ausmacht, ihr Leben erfüllt, hat er ja vernichtet. Aber nicht

kann sie glauben, daß er seine Siege mißbrauchen werde. Mit immer größerer Bewunderung betrachtet Napoleon die herrliche Erscheinung. Spottend hatte er von ihr gesagt, daß sie eine Frau von guter Figur, aber wenig Geist sei. Nun fühlt er ihren Geist, der ihn zu dem zwingt, was er nicht will. Denn später gibt er zu, daß die Unterredung mit Luise die einzige in seinem Leben gewesen sei, die er nicht beherrscht hätte. Immer wieder will er zu leichtem Scherzwort seine Zuflucht nehmen, aber sein Scherz ist in dieser Stunde matt. Sie bittet um Frieden für ihr gequältes Land, sie fleht ihn an, ihnen nicht Untertanen zu entreißen, die ihr und dem Könige teuer sind wie Lieblingskinder. Sie gedenkt besonders der Lande links der Elbe, ihres teuren Magdeburg. Mit aller Gewalt sucht Napoleon die Unterredung in eine andre Bahn zu lenken, denn der Herrscher der Welt fühlt, daß seine Herrschaft hier schwankt. So spricht er denn von ihrem Gewande, denn Frankreichs Kaiser liebt es, zu zeigen, daß er auch auf diesem Gebiete ein Kenner ist. „Sie tragen da ein schönes Kleid! Wo ist es gearbeitet? In Breslau? Macht man Krepp in Ihren Fabriken?"

Doch hoch richtet sich die Königin auf: „Sollen wir in diesem Augenblicke vom Putze reden?"

Und nun spricht sie noch einmal im Namen ihrer Familie, ihres Volkes. Nichts läßt sie unversucht. Sie erinnert an Friedrich den Großen, den Napoleon bewundert, und dessen Namen er ehren werde, indem er sein Werk nicht zerstöre, denn, fügt sie hinzu, das Genie werde doch das Genie achten.

Ein Jahr darauf schreibt sie über dies Zusammentreffen mit Napoleon:

„Ach, welche Erinnerung! Was ich da gelitten habe — gelitten mehr um andrer als um meinetwillen. Ich weinte, ich bat im Namen der Liebe und der Humanität, im Namen unsers Unglücks und der Gesetze, welche die Welt regieren — und ich war nur eine Frau. Ein schwaches Wesen, und doch hoch erhoben über diese Widersacher, so arm und matt an Herz."

Der König tritt ins Zimmer, die Unterredung ist beendet. Voll Höflichkeit nimmt Napoleon Abschied von Luise, er zeigt ihr offen seine Bewunderung. Ein paar hingeworfene Worte geben ihrer Umgebung die Hoffnung, daß dies Zusammentreffen Segen bringen werde. Glaubt sie daran? — Vielleicht will sie nur die Hoffnungsträume der Ihren nicht zerstören.

Des Abends ist sie zu ihm geladen. Allen scheint es ein günstiges Zeichen, daß der französische Kaiser die Königin auf der Straße empfängt, es sich nicht nehmen läßt, sie selber aus dem Wagen zu heben. Während des Mahles ist er von ausgesuchter Höflichkeit. Die Freude in Luisens Umgebung steigt höher. Er reicht ihr eine Rose. Sie will die Rose nur mit Magdeburg annehmen. Auch in diesen Stunden zeigt sich ihr Geist so glänzend, daß Napoleon zu Alexander in höchster Bewunderung von ihr spricht und die Äußerung fallen läßt, daß er versucht wäre, statt eine Krone ihr zu nehmen noch eine ihr zu Füßen zu legen.

Ja, Napoleon, der für Preußens Königin nur Hohn und Haß gehabt hatte, bewundert und ehrt sie und hat ihr diese Achtung bis zu dem letzten Augenblicke seines Lebens bewahrt. Über den Menschen hat sie also einen glänzenden Sieg davongetragen, wie aber steht es mit ihrem Erfolge bei dem Kaiser?

Die Friedensbedingungen, die am nächsten Tage dem preußischen Bevollmächtigten Grafen Goltz vorgelegt wurden, zeigten auch nicht im geringsten eine günstige Wirkung der Unterredung. Im Gegenteil waren sie so hart und schroff, daß jeder, der sie vernahm, erzitterte. Es war, als wenn Napoleon sich künstlich zur Grausamkeit zwang. Seine Umgebung und besonders Talleyrand hatten wohl, Nachgiebigkeit fürchtend, einen Druck auf ihn ausgeübt. So hatte denn Luise vor den Augen der Welt, die nur das Oberflächliche sieht, einen Mißerfolg gehabt. Und doch war ihre Begegnung mit Napoleon von hoher Bedeutung für sie selbst gewesen und von Bedeutung auch für ihr Volk. Sie hatte ihn also nun gesehen, „vor dem die Welt sich beugte, weil Gott die Welt in seine Hand gegeben".

Wohl hatte sie in seiner Nähe gefühlt, daß er das Werkzeug einer höheren Macht war; aber eben daß er nur ein Werkzeug war, nicht die Macht selbst, das hatte sie mit Hoffnung und Kraft für die Zukunft erfüllt. Wohl trug er eine Krone auf dem Haupte, aber König war er nicht und konnte es auch nicht bleiben, denn ihm fehlte der königliche Sinn. Der Sturm der französischen Umwälzung hatte ihm das Diadem auf die Stirn gedrückt. Aber nun würde ein andrer Sturm kommen, der ihm das Geraubte wieder entriß. Und dieser Sturm mußte ihr Volk sein, denn in ihrem Volke schlummerte die Kraft dazu. Mit hellem Blick sah sie das Kommende, und dieses Kommende vorzubereiten, dazu war sie nun da.

„Der Friede ist geschlossen," schreibt sie, „aber um einen schmerzlichen Preis: unsre Grenzen werden künftig nur bis zur Elbe gehen; dennoch ist der König größer als sein Widersacher. Nach Eylau hätte er einen vorteilhaften Frieden machen können, aber da hätte er freiwillig mit dem bösen Prinzip unterhandeln und sich mit ihm verbinden müssen — jetzt hat er unterhandelt, gezwungen durch die Not, und wird sich nicht mit ihm verbinden. Das wird Preußen einst Segen bringen. Auch hätte er einen treuen Alliierten verlassen müssen, das wollte er nicht. Noch einmal, diese Handlungsweise des Königs wird Preußen Glück bringen, das ist mein fester Glaube."

Ja, der Friede war geschlossen um einen schmerzlichen Preis. Jeder Tag, jede Stunde zeigte das deutlicher. Die Franzosen blieben im Lande, ärger als die Feinde hausten jetzt die Verbündeten. Immer mehr verarmte das Volk; Elend wohin man blickte. Mit grausamer Strenge trieb die französische Militärverwaltung unter Daru die schier unerschwingliche Kriegskontribution ein. Das Königspaar schritt allen mit gutem Beispiele voran. Nichts mehr von höfischem Glanze, schlicht, bürgerlich ging das äußere Leben der königlichen Familie jetzt dahin. Was von Schmuck entbehrlich war, wurde verkauft, selbst das goldene Tafelgeschirr, das stolze Erbstück großer Ahnen. Nie klagte Luise.

Je größer der Schmerz, je schwerer das äußere Leben ihr wird, um so mehr gewinnt ihr inneres Leben an Tiefe und dadurch an Glück.

„Bester Vater!

Mit uns ist es aus, wenn auch nicht für immer, doch für jetzt. Für mein Leben hoffe ich nichts mehr. Ich habe mich ergeben, und in dieser Ergebung, in dieser Fügung des Himmels bin ich jetzt ruhig, und in solcher Ruhe, wenn auch nicht irdisch glücklich, doch, was mehr sagen will, geistig glückselig.

Es wird mir immer klarer, daß alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein, und es soll eine andre Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als gestorben zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Welt schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deshalb überflügelt sie uns. Das sieht niemand klarer ein als der König. Noch eben hatte ich mit ihm darüber eine lange Unterredung, und er sagte in sich gekehrt wiederholentlich: Das muß auch bei uns anders werden. Auch das Beste und Überlegteste mißlingt, und der französische Kaiser ist wenigstens schlauer und listiger. Wenn die Russen und die Preußen tapfer wie die Löwen gefochten hatten, mußten wir, wenn auch nicht besiegt, doch das Feld räumen, und der Feind blieb im Vorteil. Von ihm können wir vieles lernen, und es wird nicht verloren sein, was er getan und ausgerichtet hat. Es wäre Lästerung, zu sagen: Gott sei mit ihm; aber offenbar ist er ein Werkzeug in des Allmächtigen Hand, um das Alte, welches kein Leben mehr hat, das aber mit den Außendingen fest verwachsen ist, zu begraben.

Gewiß wird es besser werden; das verbürgt der Glaube an das vollkommenste Wesen. Aber es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten. Deshalb glaube ich auch nicht, daß der Kaiser Napoleon Bonaparte fest und sicher auf seinem

jetzt freilich glänzenden Thron ist. Fest und ruhig ist nur allein Wahrheit und Gerechtigkeit, und er ist nur politisch, das heißt klug, und er richtet sich nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach Umständen, wie sie nun eben sind. Dabei befleckt er seine Regierung mit vielen Ungerechtigkeiten. Er ist von seinem Glück geblendet, und er meint, alles zu vermögen. Dabei ist er ohne alle Mäßigung, und wer nicht maßhalten kann, verliert das Gleichgewicht und fällt. Ich glaube fest an Gott und also auch an eine sittliche Weltordnung. Diese sehe ich in der Herrschaft der Gewalt nicht; deshalb bin ich der Hoffnung, daß auf die jetzige böse Zeit eine bessere folgen wird... Sorgen wir nun dafür, daß wir mit jedem Tage reifer und besser werden."

Für ihr eignes Leben hoffte sie nichts mehr. Langsam nahte der Engel des Todes. Sie hörte den Schlag seiner Flügel, sie fühlte den Schatten, den er über sie breitete. Doch fest hielt sie bis zum letzten Augenblick an der Hoffnung, daß ihre Kinder, ihr Volk siegen werde.

Dumpf waren nach dem Frieden von Tilsit, der Preußen die größere Hälfte seines Besitzes entriß, die Blicke zur Erde gerichtet, doch hellen Auges sah die Königin um sich. Noch in Memel wußte sie es durchzusetzen, daß der König sich mit Stein vereinigte, und so hat sie den ersten Schritt dazu getan, daß aus dem alten Preußen das neue Preußen wurde. —

Groß war ihre Sehnsucht nach Berlin.

„Ging ich nur nach Berlin, dahin möcht' ich jetzt gleich ziehen; es ist wirklich ein Heimweh, was mich dahin zieht. Und mein Charlottenburg! Und alles mein, sogar mein lieber tiefer Sand, den lieb' ich."

Doch dieses Paradies war ihr ja genommen. Wo sie einst glücklich gewesen, schalteten Fremde. So mußte sie denn weiter in dem rauhen Memel aushalten. Und sie tat es in zufriedener Ergebung.

„Ich lese viel und denke viel, und mitten unter Leiden gibt es Tage, mit denen ich zufrieden bin; es ist wahr, daß die

Menschen keinen Anteil daran haben, in meinem Inneren bereitet sich alles."

Ein Gewinn war es schon, daß sie endlich Memel, die Stadt, in der sie so viel gelitten hatte, verlassen durfte. Nun ging es wieder nach Königsberg. Gern entsagte sie den Prunkgemächern des königlichen Schlosses und bezog mit ihrer Familie ein einfaches Landhaus in der Nähe der Stadt, denn sie sehnte sich nach Sonne. Gleich schlichten Bürgern lebte hier die königliche Familie. Man sah Luise am Arme des Gemahls in den Feldern sich ergehen, begleitet von ihren Kindern. Nicht nach Glanz und Prunk sehnte sie sich mehr; sie hatte die Nichtigkeit der Welt erkannt, ihre Seele konnte nicht mehr die Höhe, zu der sie sich emporgeschwungen, verlassen.

„Um glücklich und zufrieden zu sein in seinem Inneren, bedarf man nicht viel des Äußeren. Gesunde Luft, Stille, Aussichten ins Freie, einige schattengebende Bäume, ein paar Blumenbeete, eine Laube reichen hin. Mein Mann und ich, wir sind uns mit den Kindern selbst genug; und dann habe ich gute Bücher, ein gutes Gewissen, und so kann man unter den Stürmen der Welt ruhiger leben als diejenigen, welche die Stürme erregen."

Mit ganzer Seele nahm sie teil an den Kämpfen der Spanier, die gegen den französischen Tyrannen, der ihre Königsfamilie von Thron und Land gestoßen, die Waffen erhoben. Durch Deutschland ging ein Zittern, ein Ahnen, daß man Ketten brechen kann, wenn sie auch noch so fest geschmiedet sind. Luise wußte längst, daß eine Befreiung des Volkes nur von dem Volke selbst ausgehen kann. Für sie war die Verteidigung des Landes nicht das Heer, sondern das Volk in Waffen.

Und nun Tirol!

„Auf den Bergen ist die Freiheit!" ruft sie aus. „Welch ein Mann, dieser Andreas Hofer! Ein Bauer wird ein Feldherr, und was für einer! Seine Waffe — Gebet; sein Bundesgenosse — Gott! Er kämpft mit gefalteten Händen, kämpft mit gebeugten Knien und schlägt wie mit dem Flammenschwerte

des Cherubs! Und dieses treue Schweizervolk, das meine Seele schon aus Pestalozzi angeheimelt hat! Ein Kind an Gemüt, kämpft es wie die Titanen mit Felsstücken, die es von seinen Bergen niederrollt."

Ein Besuch des preußischen Königspaares am russischen Hofe schien politisch von Bedeutung zu sein. Luise wurde diese Reise schwer, aber der Gedanke, ihrem Volke zu dienen, ließ sie alles Schwere überwinden. In Petersburg reihte sich in alter Zarenpracht Fest an Fest. Still wandelte Luise durch diesen Glanz, den ihre Augen sahen, aber von dem ihre Seele weit entfernt war. Hohe Bewunderung erregte überall die Erscheinung der Königin. Als sie diese Zeit des äußeren Glanzes überwunden hatte, atmete sie erleichtert auf: „Ich bin gekommen, wie ich gegangen, nichts blendet mich mehr, und ich sage noch einmal: Mein Reich ist nicht von dieser Welt."

Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Immer klarer wurde ihr die Verheißung dieser Worte: ein vergängliches Reich war ihr genommen, damit ein unvergängliches sich ihr auftun konnte.

Am 23. Dezember 1809 zog das Königspaar in Berlin ein, auf ausdrücklichen Wunsch Napoleons, der König und Regierung inmitten französischer Truppen wissen wollte, also ganz in seiner Gewalt. Groß war die Freude des Volkes, die geliebte Königin wieder in der Nähe zu haben. Aber Luise sah unter dem Jubel die Tränen, die die Fremdherrschaft ihren Untertanen abpreßte. Mehr denn je empfand sie die wachsende Qual des Landes. Ihr von Leiden geschwächter Körper sank langsam dahin, aber ihre starke Seele war erfüllt von den Entschlüssen, die ihr Volk frei und groß machen sollten.

Im Juli 1810 besuchte sie ihren Vater in Hohenzieritz: eine schöne Zeit lieber Erinnerungen. Noch einmal wallte das Glück, der Übermut der Jugend in ihr auf; ein flammendes Rot am Abendhimmel. Schnell ging das reiche Leben seinem Ziele zu. Liebend beugte sich der König über sie, schmerzzuckend fragten seine Lippen, ob sie noch einen Wunsch habe. Da schlug sie

groß und leuchtend die Augen auf: „Dein Glück und die Erziehung der Kinder."

In diesen letzten Wunsch hat sie nicht nur ihre enge Familie eingeschlossen, sondern alle, die für sie zu ihrer Familie gehörten, jeden einzelnen ihres Volkes. Und jeder fühlte, was er verloren hatte, jeder trauerte um die Königin wie um eine liebe zu ihm Gehörende. Frauen hüllten sich in schwarze Gewänder und legten die Trauerkleider erst nach der Schlacht bei Leipzig ab.

So war sie denn gestorben, um unsterblich zu sein. Was dort in Charlottenburg ruhte, das war ja nur die irdische Hülle, sie selbst, die Königin, sie lebte fort, leuchtend waltet sie in jedem Herzen, jeder Seele. Jeder empfand, was sie gelitten: die Schmach, das Elend ihres Landes hatte sie dahingerafft. Aber bis zum letzten Atemzuge hatte sie gehofft, gehofft auf die Kraft ihres Volkes. Sollte sie umsonst geglaubt haben? Und in jedem schlug ihr Geist die Augen auf. Rächen! Rächen unsre Königin! Laut schallte Gneisenaus Ruf durch das Land: „Vor allen Dingen schafft Eisen an; eiserne Brust, eisernen Willen und Waffen! Habt ihr dies, so wird es auch am Golde nicht fehlen!"

Und die Verarmten, Erniedrigten hoben das Haupt. Still, friedlich, liebend scharten sie sich um ihren König; überall der feste Glaube an den großen, gerechten Gott. Er wird sie in diesem Kampfe führen.

Und in diesem heiligen Kriege schwebte sie, die Königin, den Fahnen voraus. Ihr nach!

„Vorwärts!" rief Blücher, in dessen Herzen das Bild der Königin als der größten aller Frauen stand. „Der Stolz der Weiber ist von der Erde geschieden. Gott im Himmel, sie muß für uns zu gut gewesen sein."

Und Luise hatte recht gehabt, wenn sie von ihrem Volke Großes erwartete. Leuchtend stiegen die Tage von Lützen und Bautzen, von Großbeeren, an der Katzbach, von Dennewitz, Kulm und endlich von Leipzig herauf. Helden ohnegleichen sind die Preußen, Spartanermut und Römerkühnheit wetteifern

in ihnen. Die rechte Hand ist zerschmettert, rasch wird der Säbel in die linke genommen. Sterbend sinkt der Führer vom Pferde: „Vorwärts!“ sein letzter Ruf. Die Hand kann er nicht mehr heben, aber sein brechendes Auge weist noch auf den Feind.

Und nun ist das Land frei, der übermütige Tyrann zur Erde geworfen. „Warum durfte die Königin das nicht erleben!“ riefen die Soldaten nach der Schlacht bei Leipzig. Denn ihnen zur Seite hatte im heißesten Kampfe das Bild der Königin gestanden. Und Gneisenau sagte inmitten der Siegesfreude:

„Aber warum muß die nicht mehr leben, die dieses Glück in den beseligsten Gefühlen genossen hätte, unsre verewigte Königin! Solche Betrachtungen mischen Wermut in den Becher, aus dem so tiefe Züge uns zu tun vergönnt ist.“

Still ging der König, als er nach den Siegen Berlin besuchte, an ihren Sarkophag und legte einen Lorbeerzweig dort nieder, wohl wissend, daß ein Teil des errungenen Ruhmes ihr gehörte.

Und als Paris genommen, Montmartre erstürmt ist, da schauen die Sieger beglückt auf die Stadt zu ihren Füßen. In rotem Abendgolde leuchten die Türme der stolzen, übermütigen Herrin Europas, die jetzt bezwungen ihnen die Tore öffnen muß. Und auch hier steht das Bild der Unvergeßlichen vor ihren Seelen, denn still spricht Blücher: „Luise ist gerächt.“

So hat sich denn in ihr und durch sie in ihrem Volke das Wort von Fichte erfüllt: „Es gibt nur eine Tugend, die — sich selber als Person zu vergessen. Wen der Ewige begeistert, der kann nicht unterliegen.“



Das Mädchen von Lüneburg

Hab' immer eines Helden Mut.
Vertrau auf Gott! Es wird schon gut
in allem Trübsal werden.

Die erste tapfere Tat des Krieges im Jahre 1813 ist eng verknüpft mit dem Namen einer Frau. Unter den Heldinnen des Befreiungskampfes hat sich Johanna Stegen, das Mädchen von Lüneburg, einen dauernden Platz erworben.

Von schlichten Eltern im Jahre 1793 geboren, lernte sie früh Kummer und Not des Lebens kennen. Nach dem Tode ihres Vaters, der Aufseher im Salzwerkamte zu Lüneburg war, blieb ihre Mutter in ärmlichen Verhältnissen zurück. Rasch hintereinander raffte der Tod auch ihre Geschwister dahin. Als Johanna die Schule verlassen hatte, nahm die Witwe des Zollverwalters Hentzen sie in ihren Dienst. Diese Frau, die eine echt deutsche Gesinnung hatte, wußte in dem jungen Mädchen Haß gegen die Fremdherrschaft und Begeisterung für das leidende Vaterland zu erwecken. Mit glühenden Wangen lauschte Johanna den Worten ihrer Herrin, die über die Niederlage Napoleons in Rußland berichtete. Ja, das war das Gericht Gottes! Jetzt stand der Tyrann am Ende seiner Freveltaten, nun hieß es stark sein und mutig. Preußen erhob sich, die Männer eilten zu den Waffen. Jeder Tag brachte etwas Neues, etwas Großes. Das junge Mädchen nahm an allem teil, sie jauchzte, als sie hörte, daß die Feinde Berlin geräumt hatten. Und nun verließen die Gehaßten auch Lüneburg. Man atmete auf, mit Jubel begrüßte man die einziehenden Russen. Johanna hatte ein tiefes Empfinden für alles Edle, Gute; die Kämpfe, die Siege ihres Vaterlandes erfüllten ganz ihre Seele.

Doch nicht von Dauer sollte das Glück der befreiten Lüneburger sein. Wieder wollten die Franzosen die Stadt, die schon so sehr unter ihrer Herrschaft gelitten hatte, in Besitz nehmen. Mutig wehrten sich die Bürger, mußten jedoch der Übermacht weichen. General Morand, der als Sieger einzog, hielt blutiges Strafgericht. Mit Entsetzen sah Johanna, wie brave Bürger, die mutig für die Vaterstadt gekämpft hatten, niedergeschossen oder gefesselt in schmachvolle Gefangenschaft geführt wurden. In ohnmächtiger Wut ballte sie die Faust gegen die Unterdrücker. Oh, wenn sie doch ein Mann wäre! Unsagbar litt die arme Stadt unter den Kriegskontributionen, die mit großer Strenge eingetrieben wurden. Einigen Bürgern gelang es zu flüchten. In ihrer Verzweiflung wandten sie sich an den russischen General Dörnberg. Ergriffen von den Schilderungen der Unglücklichen, versprach der General zu helfen. In der armen, mißhandelten Stadt flüsterte man sich zu, daß die Preußen nahten. Und wirklich rückte der tapfere General mit einem pommerschen Füsilierbataillon und einem Detachement freiwilliger Jäger heran. Der Sturm begann.

Frau Hentzen hielt sich gerade bei ihrer an einen Pfarrer verheirateten Tochter in Natendorf auf, das zweieinhalb Meilen von Lüneburg entfernt lag. Johanna war also allein in dem einsamen Hause. Sie hörte, wie der Sturmmarsch geschlagen wurde, aber keine Furcht ergriff sie. Ruhig lauschte sie dem Donner der Kanonen, dem Zischen der Granaten. Prasselnd schlugen die Kugeln in die Häuser, voller Entsetzen flüchteten die Einwohner in den Keller. Das junge Mädchen stand in dem Vorflur, zuweilen spähte sie durch das Fenster der Tür. Mit ganzer Seele verfolgte sie den Kampf, der draußen tobte. In dieser Stunde wurde es ihr klar, daß die gerechte Sache siegen würde, siegen mußte. Die Untätigkeit, zu der sie als Weib verdammt war, schmerzte sie tief. Jetzt sprengte eine Schwadron Husaren vorbei. Johanna beneidete jeden der kühnen Reiter. Unter den Husaren ein Mann in bürgerlichem Rock, aber mit gezogenem Säbel. Scharf schaute das junge Mädchen

hin; es war ein Schlächtermeister von Lüneburg, der jetzt so mutig mit den Kriegern dahinsprengte. Nun kamen auch andre Bürger vorüber, jeder in der Faust eine Waffe. Johanna drückte beide Hände auf die Brust, das Herz drohte ihr zu springen. Und jetzt — — jetzt — — In wilder Flucht jagten Sachsen, Franzosen die Straße entlang. Ein mächtiges Glücksgefühl ergriff Johanna. In der Enge des Hauses konnte sie es nicht mehr aushalten, sie mußte hinaus. Der Drang tätig zu sein, zu helfen ließ kein ängstliches Bedenken in ihr aufkommen.

Schon stand sie in der Tür... Wieder sprengten Krieger an ihr vorüber. Für die Tapferen mußte sie etwas tun. Die Gewalt des Kampfes schien nachgelassen zu haben. Sie eilte zurück in das Haus. Mit einem Kruge voll Branntwein und einem Glase kehrte sie zurück. Kosaken kamen gerade daher. Sie winkte. Bald war sie von den wilden Steppenreitern umgeben. Rasch ging das immer wieder gefüllte Glas von Mund zu Mund, bis kein Tropfen mehr in dem Kruge war. Gelabt, ein Wort des Dankes auf den bärtigen Lippen, sprengten die Russen weiter. Johanna blickte ihnen nach, im Geiste verfolgte sie ihre kühnen Taten.

Aber sie — — warum stand sie denn müßig da? Gab es jetzt nicht auch für ihre Hände genug zu tun? Sie ging durch die Straßen. Überall Verwüstung; wohin sie blickte Tote und Verwundete. Und dort in dem Graben des Weges... Was taten denn die beiden Männer da? Schon von weitem hörte sie ihr Fluchen. Dicht trat sie heran. Vor den Männern standen eben geöffnete Fässer, in die sie enttäuscht hineinblickten. Sie hatten wohl Beute vermutet und waren erbittert, nun Kugeln zu finden, nichts als vergiftete Kugeln, wie sie geringschätzig sagten. Johanna ging weiter. Sie mußte wissen, wie es um den Kampf stand. Allem Anscheine nach hatten die Preußen Vorteile errungen. Von dem Kalkberge aus konnte sie die ganze Umgegend überschauen. Dahin lenkte sie also die Schritte. Wie freute sie sich, einen Bekannten dort zu finden, einen alten Soldaten, der noch unter Friedrich dem Großen

6*

gekämpft hatte. In der Hand ein Fernrohr, spähte er scharf umher.

„Potz Blitz!“ rief er laut, „möge das Feuer der Hölle sie verschlingen!“

„Was gibt's denn?“ fragte Johanna.

„Verflucht! Sie rücken vor...“ Der alte Soldat zitterte am ganzen Körper.

Das junge Mädchen drängte sich dicht an ihn. „Sprecht! Erzählt was vorgegangen! Es stand doch gut mit uns?“

„So gut, daß der verdammte Morand zum Teufel gehen mußte. Wenigstens war er schon auf dem Wege. Abziehen wollte er, die Stadt hatte er schon verlassen...“

„Und nun?“ Johanna fühlte, wie das Blut siedend heiß durch ihre Adern lief.

„Nun kehrt er wieder um. Der Teufel hole die ganze Brut!“ Nicht ließ der Alte das Fernrohr von den Augen, obgleich Johanna verlangend die Hand danach ausstreckte. „Wie brav sie schießen, die Preußen, aber ... Der große Gott helfe ihnen! Verschossen müssen sie sich bald haben...“ Jetzt ließ der Alte das Fernrohr sinken, er wandte sich zum Gehen.

Fest umklammerte das Mädchen seinen Arm. „Wo wollt Ihr hin?“

„Nach Hause. Hörst du denn nicht, daß der Kampf immer näher kommt? Hierher zieht er sich, gerade hierher nach dem Kalkberge!“

„So bleibt. Wir wollen helfen...“

„Helfen ... wir ...?“ Der Soldat lachte kurz auf. „Ein Krüppel und ein Frauenzimmer...! Mach daß du unter Dach kommst, Mädchen! Und wenn du durchaus etwas tun willst, so lege daheim die Hände ineinander und bete.“

Damit ging der Alte. Auch Johanna verließ den Kalkberg, aber nicht nach Hause lenkte sie ihre Schritte, sie wandte sich dem neuen Tore zu. Da mußte der Kampf jetzt am heftigsten sein. Das, was sie eben gehört, hatte sie mächtig ergriffen. Die Feinde... Die Verhaßten... Nein, nein,

sie durften nicht mehr Besitz ergreifen von der geliebten Vaterstadt.

In solchen Gedanken war sie vorwärts geschritten. Da hörte sie plötzlich ihren Namen rufen. Sie blickte auf. Vor ihr stand ein Pulverwagen, der bei der Flucht wohl zurückgelassen worden war. Auf dem Wagen sah sie einen bekannten Bürger von Lüneburg. Erstaunt blieb sie stehen. „Ihr, Müller! Was tut Ihr denn da?"

„Ich dachte, ich würde etwas Wertvolles finden, aber hier sind nichts als Patronen."

„Patronen!" wiederholte Johanna. Ein Gedanke stieg in ihr auf. Wie hatte doch der alte Soldat gesagt...? „Die Preußen müssen sich bald verschossen haben." Mit einer raschen Bewegung hielt sie dem auf dem Wagen Stehenden ihre Schürze hin. „Gebt!" rief sie. „Gebt die Patronen!"

Der Mann stutzte, das Begehren des Mädchens schien ihm seltsam. Doch der Ton ihrer Stimme hatte etwas so Gebietendes, daß er unwillkürlich gehorchte. Mit der gefüllten Schürze eilte Johanna nach dem Graben, wo die Fässer lagen. Wohl war die Last, die sie trug, schwer, aber sie fühlte es nicht. Die Vaterstadt erretten, den Feind vernichten helfen! Mit glühenden Wangen ließ sie die Patronen in den Graben gleiten, eilte dann wieder zurück, holte neue. So lief sie unermüdlich hin und her. In ihrem Eifer hörte sie nicht, wie sich das Gefecht immer näher und näher zog. Jetzt sauste eine Kugel an ihr vorüber... Der Mann auf dem Wagen lief entsetzt davon. Sie achtete nicht der Gefahr. Füllte sich nun selber die Schürze, eilte wieder nach dem Graben. Da kam es in dunklen Reihen heran. Waren es Freunde oder Feinde? Johanna konnte es nicht erkennen, denn alle waren in Mäntel gehüllt. Es regnete. Unerschrocken blieb sie stehen. Die Soldaten kamen näher. Jetzt sah sie, daß es Preußen waren. Ohne recht zu wissen, was sie tat, ging sie auf den Offizier zu, der die Kolonne führte.

„Kommen die Franzosen wieder in unsre Stadt?" fragte sie atemlos.

Der Offizier gab keine Antwort; in barschem Tone befahl er ihr, nach Hause zu gehen. Doch sie blieb an seiner Seite, mit beiden Händen die gefüllte Schürze haltend. Dem Offizier kam das seltsam vor.

„Was trägst du denn da so schwer?" fragte er.

„Patronen."

„Patronen, Mädchen! Wir haben keinen Schuß mehr. Woher hast du Patronen?"

„Aus dem Wagen dort. Und in jenem Graben, da liegen noch viele."

„Kolonne, halt!"

Die Soldaten standen. Vor ihnen Johanna, die freudestrahlend die Schürze öffnete. Sofort mußten vier Jäger die Patronen herausnehmen. Feindliche Kugeln sausten durch die Luft. Die Soldaten luden, gaben Feuer. Johanna war wieder nach dem Graben geeilt, neuen köstlichen Vorrat holend. Mit lautem Hurra begrüßten sie die Soldaten, alle Hände streckten sich nach ihr aus. Das unerschrockene Mädchen hielt mit den Zähnen die Zipfel der Schürze, damit sie die Patronen austeilen konnte. Um sie herum fielen die Kämpfenden. Die Kugeln schlugen dicht neben ihr ein, zerrissen ihr Kleid. Eine ermattete Kanonenkugel streifte ihren Arm. Sie wankte nicht. Immerfort reichte sie den Kämpfenden die Patronen. Dicht neben ihr stürzte ein Jäger, der gerade eine Patrone aus ihrer Hand genommen hatte; der Schuß war unter ihrem ausgestreckten Arm durchgegangen, in Fetzen hing der Ärmel ihres Kleides. Sie achtete nicht auf sich, raffte den Verwundeten in die Höhe, trug ihn aus dem Gewühl des Kampfes. Mit ihrem Halstuch verband sie seine Wunde, eilte dann wieder zurück. In diesem Augenblicke sprengte aus dem Hinterhalt ein sächsischer Offizier auf sie zu... Schon blitzte über ihrem Haupte der Degen... Ein Kosak drängte sich dazwischen... Seine Lanze durchbohrte den Gegner.

Das Gefecht dauerte bis zum Abend. Immer wilder schlugen die Kugeln neben Johanna ein, rafften die in ihrer Nähe Stehenden

dahin; die Feinde wußten, durch wessen Hilfe ihr schon sicherer Sieg vereitelt war. Doch nichts konnte das tapfere Mädchen schrecken. Sie sah die Gewehre auf sich gerichtet, die Schwerter gegen sich gezückt; furchtlos half sie den Kämpfenden. Voller Bewunderung blickten die Soldaten auf die seltsame Erscheinung, wie auf einen Boten des Himmels. Immer größer wurde der Mut der Preußen, immer größer die Todesverachtung. Freudige Siegesgewißheit durchlief die Reihen. Der Feind ermattete, die Preußen nicht. Immerfort feuerten sie, die Patronen aus Johannas Hand empfangend. Jetzt wichen die Franzosen. Sieg! Sieg! Lüneburg war befreit.

In die Stadt, unter die angstvoll harrenden Bürger war die Kunde gekommen, daß ein Mädchen zu dem Siege verholfen habe. Noch wollte man die heldenhafte Tat nicht glauben, da bestätigten herbeieilende Soldaten die Wahrheit der Aussage.

Ein Mädchen! Wer konnte das Mädchen sein?

„Da! — — Da ist sie — —!" Jubelnd hatte es ein Jäger gerufen.

Über den Marktplatz kam Johanna gelaufen. Jetzt, nachdem ihr die große Tat gelungen war, hatte sie in ihrer Bescheidenheit nur den Wunsch, nicht erkannt zu werden. Und niemand erkannte sie. In Fetzen hingen die Kleider um sie herum, das Antlitz schwarz von Pulverdampf. Rasch eilte sie durch die gaffende, jubelnde Menge. Bei dem Laufe hatte sich ihr prächtiges Haar gelöst, leuchtend wie eine Siegesfahne flatterte es um ihr Haupt.

„Welch schönes rotes Haar!" rief bewundernd ein Jäger. Doch schon war die Heldin in der Dunkelheit verschwunden.

* * *

Durch Johannas tapfere Tat war Lüneburg befreit. Schwer verwundet hatte man den grausamen General Morand gefangengenommen. Der preußische Befehlshaber erkundigte sich nach der Heldin, aber niemand wußte, wer sie gewesen war, wohin

sie gegangen. Er forschte nach ihrem Äußeren. Da rief ein Jäger: „Sie hat rotes Haar, ich sah es, als sie über den Markt lief.“ Am nächsten Tage mußten die Preußen mit den Russen wieder die Stadt verlassen, und so kam es, daß dem Befehlshaber nicht Zeit blieb, weitere Erkundigungen über das seltsame Mädchen einzuziehen.

Johanna hatte sich nur ihrer Mutter anvertraut, die anfänglich kein Verständnis für den heldenhaften Sinn ihrer Tochter hatte und sie gründlich schalt, sich einer solchen Gefahr ausgesetzt zu haben. Doch allmählich überwand die Begeisterung des Mädchens den Groll der Alten. Atemlos lauschte sie den Worten Johannas, die sie unwillkürlich mit sich fortrissen. Lüneburg war befreit, doch nun galt es, mehr für das Vaterland zu tun. Noch seufzten ja andre Städte, andre Bürger unter dem Joche des Tyrannen. Johannas Seele flammte in Tatendrang. Eben marschierten die Jäger an ihrem Hause vorüber.

„Mutter!“ rief sie. „Ich gehe mit ihnen.“

Umsonst suchte die Alte die Tochter zurückzuhalten, ihr Vorstellungen zu machen. Die Heldin in Johanna war nun einmal erwacht; nichts, nichts konnte sie von ihrem Vorhaben abbringen. Mit Entsetzen sah die unglückliche Mutter, wie das junge Mädchen alle Vorbereitungen traf, sie zu verlassen. In Eile hatte sie sich eine Uniform besorgt, als schmucker Jäger stand sie nun vor ihr. Doch das Haar! — — Das prächtige Haar mußte abgeschnitten werden. Johanna löste die Flechten, daß sie wie ein Mantel ihre Schultern umwallten. Sie drückte der Mutter die Schere in die Hand. Benommen von allem, was sie in den letzten Stunden gehört und gesehen hatte, hob die Alte schon den Arm... Doch kraftlos ließ sie ihn wieder sinken. Nein, nein, sie konnte nicht ihr Kind, ihr einziges geliebtes Kind entstellen, es seiner Schönheit berauben.

„Johanna!“ rief sie. „Du weißt nicht, was du tust!“

„Mach rasch, Mutter, rasch! Sieh, schon sammeln sie sich. Ich muß mit ihnen hinaus...“

„Kind! Kind!“ In wildem Schmerze umklammerte die Alte Johannas Arm. „Wenn du gehst — — so bricht mir das Herz. Alle, die ich liebe, habe ich verloren, und nun du — — die Letzte — — nein, nein, du kannst nicht von mir gehen.“

In die Stube drang der Marsch der abziehenden Jäger. Johanna griff nach dem Tschako. Jetzt kamen die Krieger an dem Fenster vorüber. Mit Macht riß es das Mädchen fort. Sie stürzte zur Tür.

Ein Schrei...

An der Erde lag die Mutter.

Johanna warf den Tschako von sich. Ihr starker Arm umfaßte die Bewußtlose und richtete sie in die Höhe.

Draußen jauchzten die Flöten, wirbelten die Trommeln... Zum Siege jubelten die Glücklichen...

Johanna preßte die Lippen aufeinander. In schwerem, schmerzvollem Kampfe hob und senkte sich ihre Brust. Dann blickte sie auf die in ihren Armen Liegende, die sie einst unter Tränen geboren hatte, und leise flüsterte sie: „Ich bleibe, Mutter. Ich bleibe.“

* * *

Und Johanna blieb. Still, bleich legte sie das Gewand des Kriegers ab, schlang das prächtige Haar zu einem Knoten und war wieder die Tochter der armen Witwe Stegen.

Doch müßig wollte sie nicht sein. Wenn sie nicht draußen im Kampfe dem geliebten Vaterlande helfen konnte, so wollte sie daheim in der Stille denen helfen, die für das Vaterland geblutet hatten. Sofort eilte sie in das Lazarett. Der Haß gegen die Fremden schwand beim Anblick ihrer Wunden, ihrer Leiden. Mit gleicher Hingebung pflegte sie Freund und Feind. Eben beugte sie sich über ein Schmerzenslager, da stürzte ein gefangener sächsischer Soldat von rückwärts auf sie zu, ergriff sie bei den Schultern und schleuderte sie gegen den Pfosten der Tür. Die Kranken schrien auf. Der wachthabende Unteroffizier eilte herbei.

„Kanaille!" schrie der Sachse, der in seiner Wut vergessen hatte, wo er sich befand. „Ja, das ist die Kanaille, auf die allein wir gestern sechzehn Mann unsre Patronen verschossen haben, ohne sie zu treffen, und um die unser braver Offizier sein Leben verlor, weil er sich verschworen hatte, sie niederzuhauen." Und ein Schlag seiner Faust traf Johanna.

Der Unteroffizier riß den Wütenden zurück. Andre eilten herbei und hoben das junge Mädchen auf.

Nun war Johannas Geheimnis verraten. Voller Bewunderung blickten alle auf sie. Wie ein Lauffeuer ging es durch die Stadt: Johanna Stegen ist es, die uns befreit hat, Johanna mit dem roten Haar. Und überall, wo man sie erblickte, dankte man ihr, jubelte ihr zu. Doch bescheiden zog sich das heldenhafte Mädchen in das Haus ihrer Herrin zurück: sie wollte nichts von geräuschvoller Verehrung wissen.

Am nächsten Tage durchlief ein furchtbares Gerücht die Stadt: „Die Franzosen kommen wieder! Die Franzosen!" Und schon rückten 5000 Mann in Lüneburg ein. Man erbebte, denn man wußte, daß die Feinde gekommen waren, um Rache zu nehmen. Sofort wurden alle Waffen eingefordert, 106 Bürger in das Gefängnis geworfen. Wieder richteten sich flehend alle Augen auf Dörnberg. Der tapfere General konnte nicht selber kommen, sandte aber eine scharfe Drohung: Jedes Leid, das den Bürgern von Lüneburg angetan würde, wollte er rächen an den französischen Offizieren, die sich in seiner Gefangenschaft befanden. Das strenge Wort half. Die Bürger wurden wieder freigelassen. Ja, die Franzosen glaubten sich jetzt in der Stadt so wenig sicher, daß sie bald wieder abzogen. Doch die armen Lüneburger kamen nicht mehr zum Genuß ihrer Ruhe. Immerfort spähten sie voll Angst nach dem Feinde aus, in banger Ahnung, daß ihre Qualen noch nicht beendet waren. Und wirklich zog es am 27. April wieder in dunklen Scharen heran. Diesmal war es Marschall Sebastiani, der die Stadt besetzte; wie ein schwarzer kreischender Vogel flog ihm der Ruf seiner Unbarmherzigkeit voran. Mit 7000 Mann erschien er und sprach

bei dem Einzuge das furchtbare Wort: «Cette occupation sera durable. J'ai fait trembler Constantinople.» Und wieder erzitterte Lüneburg. Fest wurden die Tore verrammelt, damit niemand dem Strafgericht entgehen konnte, die ganze Stadt wurde mit Palisaden umgeben. Streng forschte der Marschall nach allen, die sich an dem Befreiungskampfe beteiligt hatten. Voller Angst war die Witwe Stegen zu ihrem Kinde, das nun viel zu fürchten hatte, in das einsame Haus gezogen, um es sorgsam in der entlegensten Kammer zu verbergen und jedem zu sagen, daß Johanna nicht mehr in der Stadt weile. Natürlich hatte Sebastiani auch von der Tat des tapferen Mädchens gehört. Sie mußte vor allen die rächende Hand Frankreichs fühlen. Der Mutter erschien ihr geliebtes Kind nicht mehr sicher in dem eignen Hause. Aber wohin, wohin konnte man sich jetzt flüchten? Da übernahm es ein verschwiegener Nachbar, das verfolgte Mädchen in seinem Hause zu verbergen. Bei Nacht mußte Johanna verkleidet zu dem gutmütigen Schuhmacher flüchten, denn feindliche Spione umgaben fortwährend ihr Haus. Am Morgen, als der Meister vor seine Tür trat, sah er, wie französische Gendarme zu Johannas Mutter gingen. Das ganze Haus ward durchforscht, kein Winkel blieb unbesucht. Nun wandten sie sich der Nachbarschaft zu. Zitternd schloß der Schuhmacher Johanna in den Hühnerstall. Und da waren auch schon die Schergen ... Ihr Schritt klirrte auf dem Hofe, im Hause, in der Küche, im Keller, nur der Hühnerstall blieb unbeachtet. So war Johanna diesmal gerettet, aber jede kommende Stunde konnte sie dem erbitterten Feinde ausliefern. Was tun? Unter Tränen rang die unglückliche Mutter die Hände, bleich vor Furcht stand der gutmütige Nachbar da. Nur Johanna blieb ruhig. Leise sprach sie vor sich hin:

„Hab' immer eines Helden Mut.
Vertrau auf Gott! Es wird schon gut
in aller Trübsal werden."

„Kind! Kind!" rief die verzweifelte Mutter. „Ich sehe dich schon in ihren Händen. Furchtbar wirst du deine Tat büßen müssen."

„Hier kann ich nicht bleiben." Das junge Mädchen sprach ohne Furcht. „Ich muß Lüneburg verlassen."

Verwirrt sah der Schuhmacher sie an. „Lüneburg verlassen! Unmöglich! Die Tore sind geschlossen. Die Palisaden...! Keine Katze kommt aus der Stadt heraus."

„Ich steige über die Mauer."

Entsetzt trat die Mutter zurück. „Bist du von Sinnen! Die Posten!"

„Vertrau auf Gott..." wiederholte das mutige Mädchen. „Mutter, ich sehe keinen andern Ausweg als die Flucht."

Aber die Mutter wollte nichts von diesem verwegenen Schritt wissen. Fest umklammerte sie ihre Tochter. Doch als schließlich auch der wohldenkende Nachbar zu der Überzeugung kam, daß die einzige Rettung in der Flucht liege, gab sie dem Drängen der Tochter nach.

„Und so bald als möglich," rief Johanna. „Noch diese Nacht muß ich Lüneburg verlassen. Wer weiß, was der morgende Tag bringt!" —

Es war eine laue Nacht, eine Frühlingsnacht. Am Himmel standen die Sterne. Gläubig schaute Johanna zu ihnen empor.

„Vertrau auf Gott!" flüsterte sie ihrer Mutter zu, die sie bis zu der Stadtmauer begleitet hatte.

Unter Tränen wankte die Alte heim. Vorsichtig kletterte das tapfere Mädchen über die Mauer. Ungesehen glitt sie über den Wall. Nun kam der Graben... Ein Sprung... Was war das! Sie fühlte sich festgehalten... An einem Pfahl war ihr Kleid hängengeblieben. Sie wollte sich loßreißen... Das Kleid gab einen knitternden Ton...

„Qui vive?" rief der Posten.

Johanna hielt den Atem an. Sie hörte den Schritt des Herannahenden. Noch immer am Pfahl hängend, konnte sie weder vorwärts noch rückwärts... Die Schritte kamen näher...

Sie blickte zum Himmel... Gerade in den Mond sah sie, der rot und leuchtend vor ihr stand...

„Vertrau auf Gott..."

Vor den Mond schob sich eine dunkle Wolke... Um sie herum plötzlich tiefe Nacht...

Der Posten kam... Sie sah ihn nicht, nur seinen Schritt hörte sie... Und nun... nun entfernte sich wieder der Schritt...

Johanna rührte sich nicht.

„Qui vive?“ schallte es noch einmal durch die Dunkelheit.

Sie riß sich los. Mit beiden Händen das Kleid an sich pressend sprang sie hinab. Kein Ton... Kein Lichtstrahl...

Nun war sie frei. Tief atmete sie auf. Vorsichtig schlich sie anfänglich dahin, doch je weiter sie sich von der Stadt entfernte, je rascher wurde ihr Schritt. Der Weg nach Natendorf, wo ihre Herrin weilte, war ihr wohlbekannt. Ungefährdet langte sie dort an.

Woche auf Woche verging, ohne daß jemand nach ihr gefragt, geforscht hatte. Schon glaubte sie sich ganz in Sicherheit und freute sich, alles Schwere überwunden zu haben, da kam eines Tags eine Bettlerin auf den Pfarrhof. Johanna stand gerade vor der Tür. Die Alte war aus Lüneburg. Erstaunt rief sie Johannas Namen. Das junge Mädchen erbleichte, trat zurück. „Ich bin verraten," flüsterte sie, „das Weib wird mich in Lüneburg angeben."

„Nicht doch," beruhigte die Pfarrfrau, „sie erhält von mir ein Geschenk."

Mit gleißenden Worten versprach die Alte, niemand zu sagen, daß sie Johanna gesehen habe. Doch Johanna traute den Beteuerungen nicht. Umsonst suchte ihre Herrin sie zurückzuhalten.

„Ich will nicht in schmachvolle Gefangenschaft!" rief das junge Mädchen. Und schon war sie verschwunden.

Da ertönte Hufschlag, Wagengerassel. Gendarme sprengten heran. Dicht ritten sie an der Hecke vorüber, in der sich Johanna verborgen hatte.

„Das gilt mir."

Scharf schaute sie den Reitern nach. Es ging nach dem Pfarrhause; ihre Ahnung hatte sie also nicht betrogen. Nun hieß es fort, weit fort. Die Verfolgte eilte die Straße entlang. Wohin? Sie wußte es nicht.

Plötzlich sah sie vor sich, ihr entgegenkommend ein Mädchen aus Lüneburg, begleitet von mehreren Douaniers. Rasch nahm sie den Hut vom Kopfe, schlang ein Tuch um das verräterische rote Haar. Schon war sie, wie sie glaubte, unerkannt an der Lüneburgerin vorübergegangen, da hörte sie hinter sich deren Stimme: „War das nicht Johanna Stegen? — Ja, ja, das ist Johanna Stegen."

Und nun sah sie, wie die Säbel der Soldaten aus den Scheiden flogen. Man stürzte ihr nach.

Gleich einem Reh sprang sie über die Felder dem nahen Walde zu. Johanna lief rasch, aber auch ihre Verfolger blieben nicht zurück. Ein toller Wettlauf, ein Wettlauf um Leben und Tod. Nein, um Schrecklicheres, denn was sie in den Händen der Franzosen erwartete, war schlimmer als der Tod. Mit diesem Bewußtsein strengte das Mädchen ihre Kräfte aufs Äußerste an. Kein Ermatten, kein Blick nach rückwärts. Im rasenden Laufe warf sie die lästigen Schuhe von sich. Nun bluteten ihre Füße, die Knie wankten. Vorwärts! Vorwärts! Gehetzt wie ein Tier lief sie so drei Meilen hintereinander. Kein Unterschlupf, keine Rettung. Die Zweige peitschten ihr Gesicht, sie sprang durch die Nesseln, das Dickicht riß ihr die Kleider vom Leibe. Hinter ihr ein Fluch... Näher, immer näher kamen die Verfolger. Johannas Kräfte ermatteten, ihre Knie wankten. Kein schützendes Dach in der Nähe, kein rettender Arm... Vor sich die starre Einsamkeit des Waldes, hinter sich der grausame Feind... Da blinkte es durch die Zweige... Wasser... Ein Bach... Schon stand sie auf der Brücke... Hinunter, hinunter in die erlösende Tiefe! Nur nicht lebend in jene Hände...

„Allmächtiger Gott, vergib mir!"

Noch einmal wandte sie den Blick rückwärts... Ein Hoffnungsstrahl durchzuckte sie... Die Verfolger hielten in ihrem Laufe inne, wankten... Wäre es möglich! Rettung... Durch die ermatteten Glieder strömte neue Kraft. Vorwärts! Vorwärts! Wieder raschelte und knackte es unter Johannas Füßen... Da ... da ... lichtete sich der Wald ... Eine Straße ... eine breite Landstraße... Das junge Mädchen wußte nicht, wo sie sich befand. Wie im Traume sah sie die Wagen an sich vorübergleiten. Menschen... Hinter ihr riefen die Franzosen, daß man sie festhalten möchte, aber keine Hand streckte sich nach ihr aus. Jeder zitterte für das arme verfolgte Mädchen, das im nächsten Augenblick umsinken mußte. Jetzt Häuser... ein Meierhof.

„Rettet mich! Rettet mich vor den Franzosen!"

Mehr konnte Johanna nicht rufen. Sie wankte... Eine mitleidige Magd ergriff sie... zerrte sie in das Haus... Aber da waren auch schon die Verfolger... Dröhnend schlugen ihre Fäuste gegen das Tor... Die Magd stieß Johanna in den Keller... Eine Butte stülpte sie über die Niedergesunkene...

Die Franzosen standen im Hofe. Umsonst sagte man ihnen, daß das Mädchen nicht hier sei, daß sie weitergeflohen wäre. Die Erbitterten durchsuchten das Haus, bis sie endlich auch in in den Keller kamen.

Johanna hörte nicht mehr ihre Schritte. Die Sinne hatten sie verlassen. In Schweiß gebadet lag sie auf den kalten Steinen. Die Soldaten stolperten an der Butte vorüber, auch ihre Knie wankten. Keiner kam auf den Gedanken, das Gefäß aufzuheben.

Johanna Stegen war gerettet. Aber um welchen Preis! Die übermenschliche Anstrengung des rasenden Laufes, die Angst, dann der Aufenthalt in dem kalten, feuchten Keller, in dem sie bis zum Abend blieb, denn niemand im Hause wagte auch nur die Stufen zum Keller hinabzusteigen, vor Angst, sich zu verraten — das alles war von schweren Folgen für ihre Gesundheit. Als man sie endlich des Nachts aus ihrem Versteck hervorholte, waren ihre Glieder erstarrt. Nur langsam kam wieder

Leben in den fast leblosen Körper. Zum Bewußtsein gekommen, faßte sie als ersten den Gedanken, schleunigst das rettende Haus zu verlassen, um seine Bewohner nicht vielleicht doch noch der Wut des Feindes zu überliefern. Und so groß war die Angst vor den Franzosen, daß man das unglückliche Mädchen, das nur wankend seinen Weg fortsetzen konnte, nicht zurückhielt.

So stand denn Johanna wieder auf der Straße. Wohin die Straße führte, wußte sie nicht. Sie ging. Jeden Augenblick drohte sie zusammenzubrechen. Alles, was sie sah, erschien ihr wie im Traume. Da kam eine Gestalt auf sie zu und streckte die Arme nach ihr aus...

„Mein Kind..."

„Mutter..."

Und schon lag sie an dem treuen Herzen.

„Wo bin ich?"

„Bei mir. Und ich lasse dich nicht mehr von mir."

„Wo sind wir?" Mit irren Blicken sah sich Johanna um.

„Vor Lüneburg. Dicht vor der Stadt. Ich konnte keine Ruhe finden, mußte dir entgegen..."

„Woher weißt du, daß ich komme?"

„Niemand hat es mir gesagt, aber ich fühlte es. Doch nun komm, komm!"

Willenlos ließ sich die Ermattete führen. Ungesehen huschten die beiden Frauen durch das Tor in das Haus der Witwe.

Niemand wußte, daß Johanna Stegen wieder in Lüneburg war. Während man die ganze Umgegend nach ihr durchforschte, lag sie bleich, besinnungslos auf dem Bett ihrer Mutter. Dunkel quoll aus ihren Lippen das Blut.

Endlich wurde die unglückliche Stadt dauernd von den Feinden befreit; nach dem Kampf an der Göhrde am 17. September verließen die Verhaßten Lüneburg. Nun zog unter dem Jubel der Bevölkerung General Tettenborn mit seinen Kosaken ein. Ihm folgten Lützowsche und Reichesche Jäger. Alle die Verfolgten, Gequälten konnten wieder frei atmen. Auch Johanna



Johanna Stegen, das Lüneburger Mädchen

Nach einer Lithographie von Tepe

Stegen wagte sich aus dem Dunkel ihrer Verborgenheit. Tettenborn, der von der Tat des Heldenmädchens gehört hatte, lud sie zu sich. Während der Tafel saß sie neben dem General. Gespannt lauschte er ihrer Erzählung und freute sich ihres hochgemuten Sinnes und ihrer großen Bescheidenheit, die sie nie verließ. Ja, dieses Mädchen mußte gerettet werden. Wer konnte denn sagen, ob die Franzosen nicht doch vielleicht wieder zurückkehrten! In dieser Besorgnis sandte Major von Reiche Johanna, die auch auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht hatte, zu seiner Gattin nach Berlin. Mit offenen Armen wurde die Heldin dort aufgenommen. So sehr sie sich auch auf die langersehnte Ruhe und Sicherheit gefreut hatte, so konnte sie doch zu keinem Genusse kommen, denn wieder quälte sie der Blutsturz. Langsam erholte sie sich unter sorgsamer Pflege. Ganz konnte sie nicht mehr genesen, denn es war zu viel, was sie erduldet hatte. Doch nie kam ein Ton der Klage über ihre Lippen. In dem schönen Bewußtsein, mitgeholfen zu haben an dem großen Werke der Befreiung, war sie trotz allen Leiden glücklich.

Und glücklicher wurde sie noch, als Hindersin, ein braver Mann, der als freiwilliger Jäger für das Vaterland gekämpft hatte, ihr sein Herz schenkte. Innige Liebe und edler heldenhafter Sinn vereinigten das Brautpaar. Als Napoleon Elba verlassen hatte und den Krieg von neuem begann, eilte Hindersin wieder zu den Fahnen. Nicht einen Augenblick hielt ihn seine Braut zurück. Während er draußen kämpfte, pflegte sie mit ganzer Hingebung, nicht achtend ihre schwache Gesundheit, die Verwundeten.

Nun kam endlich der Friede und mit ihm die Erfüllung der Prophezeiung des ritterlichen Dichters Max von Schenkendorf, der trotz seiner gelähmten Rechten ins Feld gezogen war:

Dann Klang von allen Türmen
und Klang in jeder Brust
und Ruhe nach den Stürmen
und Lieb' und Lebenslust.

Ja, für Johanna Stegen und Hindersin klangen nun auch die Glocken — die Hochzeitsglocken. Das Jahr 1817 vereinigte für immer die beiden heldenhaften Menschen. In ihrer Brust klang es: Glück der Liebe und Glück über das gerettete Vaterland. Reich wurde Johanna jeder Segen der Ehe zuteil: liebe gesunde Kinder sah sie heranwachsen. So tapfer und unerschrocken sie bei der Verteidigung von Lüneburg gewesen war, so sanft und zärtlich waltete sie nun als Gattin, als Mutter. Der Wahlspruch ihres Lebens, der sie durch die Schrecken des Krieges begleitet hatte, verließ sie auch nicht unter den Strahlen des Glücks und der Ruhe:

Hab' immer eines Helden Mut.
Vertrau auf Gott! Es wird schon gut
in aller Trübsal werden.

Das Leiden, das sie sich auf der Flucht zugezogen hatte, wich nicht mehr von ihr und führte auch im Jahre 1842 ihren Tod herbei. So starb sie denn, betrauert von den Ihren, bewundert von der Welt, besungen von den Dichtern.



Das Heldenmädchen von Potsdam

Wer unter dem großen Friedrich gekämpft hatte, Zeuge seiner Taten, seiner Siege gewesen war, der hörte nicht auf, von diesen stolzen Erinnerungen zu leben. So ging es auch dem Unteroffizier Prochaska, der beim zweiten Bataillon Garde gestanden hatte. Unter den Augen des alten Fritz hatte der tapfere Soldat die drei Schlesischen Kriege mitgemacht. Nun lebte er still als Invalide in Potsdam; aber die großen Ereignisse wichen nicht aus seinen Gedanken, und gern berichtete er davon. Eifrige Zuhörer fand er in seinen Kindern, die immer wieder mit gleicher Begeisterung den Erzählungen des Vaters lauschten. Dem Alten zitterten vor Erregung die Hände, kalt hing die Pfeife in seinem Munde, die ihm sonst nicht auszugehen pflegte. In dem niederen Zimmer tönte Trommelwirbel ... Vor den weit geöffneten Augen der Kinder marschierte die Garde des großen Königs auf, die das Sterben kannte, aber nicht das Ergeben. Besonders weit geöffnet waren die Augen der ältesten Tochter Eleonore. Ihre Wangen brannten, ihre Brust hob und senkte sich.

„Ja, das waren noch Helden," pflegte der Alte seine Erzählungen zu schließen, „Helden, die es heute nicht mehr gibt." Und dabei trat er an das Fenster, mit geballter Faust schaute er den französischen Truppen nach, die da draußen als triumphierende Sieger vorüberzogen.

Auch Eleonore hatte sich erhoben. Schwer atmend verließ sie das Zimmer. Ihr nach schlich der kleine Bruder, noch ganz benommen von dem, was er gehört hatte. In der Küche drängte er sich an die Schwester, die nach dem Tode der Mutter der Wirtschaft vorstand.

7*

„Eleonore," flüsterte er, „ich möchte auch ein Held werden."

Zärtlich strich Eleonorens Hand über sein Haar, schweigend schaute sie in die Glut des Herdes. —

Als die zweite Tochter, Karoline, herangewachsen war, verließ Eleonore das väterliche Haus und trat bei Hofbaurat Manger in den Dienst. Ihre Freistunden verlebte sie immer daheim. Für die Geschwister war es jedesmal ein Fest, wenn Eleonore kam, denn gerade vor ihr erzählte der Vater besonders gern seine Kriegsgeschichten.

Eines Tags rief er ihr schon von weitem leuchtenden Auges entgegen: „Ja, es gibt auch heute noch Helden!"

Und nun berichtete er von der mutigen Erhebung der Spanier und der Tiroler.

Eleonore hatte bereits von diesen Ereignissen gehört, aber in der Schilderung des alten Gardisten erschienen sie ihr größer, gewaltiger.

Als sie von den Ihren schied, küßte sie besonders zärtlich die Hand des Vaters und behielt den kleinen Bruder länger als sonst in den Armen.

Nun kamen auch für Preußen große Tage. Gewaltig war der Sturm der Erhebung in Berlin. Jeder wurde davon mitgerissen.

„Warum kommt Eleonore nicht?" rief Prochaska einmal über das andre aus, denn es drängte ihn gerade jetzt, seine Tochter zu sehen, mit ihr zu sprechen.

Wochen vergingen. Der Alte bedauerte nur immer, daß er nicht mehr jung war, daß sein invalider Zustand ihm nicht erlaubte, dem Rufe des Königs zu folgen. Leuchtenden Auges sah er, wie die Jünglinge, die Männer zu den Fahnen eilten.

Als er eines Tags aus der Stadt heimkehrte, fand er seinen fünfzehnjährigen Sohn ganz vertieft in das Lesen eines Briefes. Er rief ihn an, der Knabe hörte nicht. Nun rüttelte er ihn an der Schulter.

„Vater . . ." stammelte der ganz Verwirrte. „Eleonore . . ."

„Was ist mit meiner Tochter?"

„Vater ... Vater ... ich soll dich bitten, daß du ihr nicht böse bist..." Weinend fiel der Knabe dem Alten um den Hals.

Der wollte ihm den Brief entreißen, doch fest hielt der Kleine das Blatt in den Händen.

„Sage mir zuvor, daß du ihr nicht zürnst."

„Wie kann meine Tochter etwas tun, das meinen Zorn verdient!" Straff richtete sich der alte Soldat in die Höhe. „Doch nun lies!" rief er in befehlendem Tone.

Auch Karoline eilte herbei. Im Bewußtsein, daß es eine große Botschaft war, die er verkündete, schien der Kleine zu wachsen. Mit zuerst zitternder, dann immer fester werdender Stimme las er:

„Aus meinem ersten Biwak 1813.

Lieber Bruder!

Nun habe ich Dir noch etwas ganz Neues zu erzählen, worüber Du mir aber versprechen mußt, nicht böse zu sein. Ich bin seit vier Wochen schon Soldat!"

„Soldat!" rief der alte Unteroffizier. „Meine Tochter... Meine Eleonore..."

Er sah das hübsche, wohlgebaute Mädchen, das immer sein Stolz war, vor sich, wie er es zum letzten Male gesehen, als er es dort in der Brauerstraße bei seiner Herrschaft besucht hatte: in hellem Kleide, auf dem sorgfältig geordneten Haar das weiße Häubchen... Und dieses stille, immer zurückhaltende Mädchen trug jetzt Männerkleidung, an der Seite hing ihr der blanke Stahl! — Aber mit diesen großen Tagen waren die Menschen, ohne daß sie es selbst wußten, gewachsen, das Außergewöhnliche erschien ihnen nicht so außergewöhnlich, wie es ihnen wohl zu andrer Zeit erschienen wäre.

„Bei welchem Regiment steht sie? Lies weiter!" herrschte der alte Prochaska seinen Sohn an.

„...Erstaune nicht, aber schilt auch nicht; Du weißt, daß der Entschluß dazu schon seit Anfang des Krieges meine Brust

beherrschte. Schon zwei Briefe von Freundinnen erhielt ich, welche mir vorwarfen, ich sei feige, da alles um mich her entschlossen ist, in diesem ehrenvollen Kriege mitzukämpfen. Da wurde mein Entschluß unumstößlich fest, ich war im Inneren meiner Seele überzeugt, keine schlechte oder leichtsinnige Tat zu begehen; denn sieh nur Spanien und Tirol, wie da die Weiber und Mädchen handelten! Ich verkaufte also mein Zeug, um mir erst eine anständige Mannskleidung zu kaufen, bis ich Montierung erhalte, dann kaufte ich mir eine Büchse für acht Taler, Hirschfänger und Tschako zusammen dreieinhalb Taler. Nun ging ich unter die schwarzen Jäger, meiner Klugheit kannst Du zutrauen, daß ich unerkannt bleibe. Ich habe nur noch die große Bitte, daß Du es Vatern vorträgst, so vorteilhaft wie möglich für mich. Vater wird mir nicht böse sein, glaube ich, denn er erzählte ja selbst Skizzen von den Spanierinnen und Tirolerinnen, wobei er meinen Entschluß deutlich auf meinem Gesichte lesen konnte. Ich habe aus Vorsicht meinen Namen geändert; wenn Du mir schreibst, so unterzeichne Dich mit meinem angenommenen Namen als mein Bruder; denn Du weißt, Briefe haben mancherlei Schicksale.

Wir exerzieren, tiraillieren und schießen recht fleißig, woran ich viel Vergnügen finde, ich treffe auf 150 Schritt die Scheibe.

Leb recht wohl, guter Bruder! Ehrenvoll oder nie siehst Du mich wieder. Grüße Vater und Karolinen tausendmal; sage ihnen, versichere sie, daß mein Herz stets gut und edel bleiben wird, daß keine Zeit, Schicksal oder Gelegenheit mich zu Grausamkeiten oder bösen Handlungen verleiten soll, und daß stets mein Herz treu und bieder für Euch schlägt.

Mit ewiger Liebe Deine

Leonore, genannt August Renz,
freiwilliger Jäger bei dem Lützowschen Freikorps
im Detachement erstes Bataillon."

Der Knabe hatte das Blatt sinken lassen, leuchtenden Auges schaute er auf seinen Vater. Der stand straff da, wie er einst

gestanden hatte, als noch der große Fritz seine Garde abschritt. Kein Wort kam über die Lippen des alten Soldaten. Still schlichen die Kinder hinaus. Starr, bewundernd sah die Schwester zu dem Bruder empor, der ihr nun in ganz anderm Lichte erschien, nachdem sein Mund eben so große Dinge verkündet hatte.

Da rief der Vater. Noch immer stand der alte Gardist stramm da. „Kinder," sagte er. Seine Stimme klang seltsam weich. „Betet für unsre Leonore. Ich weiß was es heißt, im Kugelregen stehen. Der große Gott beschütze das tapfere Mädchen!"

* * *

Je größer die Zeit, je schneller ihr Schritt. Im Hause des Unteroffiziers Prochaska gingen die Tage wie im Fluge dahin, denn ganz lebte man in der großen Zeit. Mit bewegter Seele wurde jede Kunde von den gewaltigen Ereignissen aufgenommen, doppelt bewegt, weil man immerfort an Leonore dachte. Man sehnte sich nach Nachricht von ihr und wollte es einander nicht eingestehen, daß diese Sehnsucht mit wachsender Besorgnis gepaart war.

Da kam der kleine Bruder herbeigelaufen, in der erhobenen Hand schwenkte er einen Brief.

„Von ihr! Von Eleonore!"

„Wo ist sie? — Geht es ihr gut? — War sie schon im Feuer?"

Eine Frage überstürzte die andre. Wie langsam der Knabe das Schreiben öffnete!

„Mach rasch!" Dem alten Unteroffizier zitterte die Stimme.

„Das Datum weiß ich nicht, wir haben keinen Kalender, und man merkt es gar nicht, wenn Sonntag ist.

Lieber, guter Bruder!

Uns ist gesagt, daß wir schon in drei Tagen vor den Feind kommen; es ist also vielleicht das letztemal, daß ich mit Dir,

geliebter Bruder, noch eine Unterhaltung habe; ich bin zwar sehr müde, wir haben in fünf Tagen wohl an dreißig Meilen zurückgelegt, und morgen früh um zwei Uhr marschieren wir schon weiter; aber trotz aller Müdigkeit will ich mich diesen Abend nur mit den Meinigen beschäftigen. Es ist mir noch immer geglückt, ganz unerkannt zu bleiben; kann ich nicht ein Quartierbillet für mich allein bekommen, so ist gewöhnlich der kleine Arnold von fünfzehn Jahren mein Kamerad. Im Biwak habe ich mein Lager immer für mich allein. Wegen meiner Stimme necken sie mich, da habe ich mich für einen Schneider ausgegeben, die können auch feine Stimmen haben. Zu tun gibt es im Biwak auch genug, denn außer mir ist noch ein einziger Schneider bei der Kompagnie, ein bucklicht altes Männchen, den sie nirgend als Soldat haben annehmen wollen, aber unser Hauptmann sagte: Im Kriege sieht Gott nicht den Buckel, sondern das Herz an, wenn nur das auf dem rechten Flecke sitzt. Mit dem halte ich zusammen und nähe und wasche fleißig, und weil ich mich auf die Küche verstehe, mögen sie mich alle gern.

Lieber, guter Bruder, Du sagtest mir einmal, ich müßte Dein Herz nicht zu dem eines Weibes herabstimmen, sondern in Dir allen Mut zu erwecken suchen. Sieh, Lieber, so denke ich jetzt von Dir und habe die feste Überzeugung, daß Du, Vater und Karoline mir nicht böse seid, und so gehe ich, durch diesen Gedanken gestärkt, voll Mut und Entschlossenheit in den Kampf. Komme ich einst glücklich wieder, dann wird meine Freude überschwenglich sein; komme ich nicht wieder zurück, dann sage ich Dir in diesem Briefe das letzte Lebewohl, dann, teurer, guter Bruder, lebe ewig, ewig wohl.

Ich kann vor Tränen nichts weiter sagen, als daß ich auch noch im Tode treu und ewig mit Liebe sein werde Deine Dich ewig liebende Schwester

Leonore, genannt August Renz."

Dem Knaben versagte die Stimme, Karoline brach in lautes Schluchzen aus, und auch der alte Gardist schämte sich jetzt nicht seiner Tränen.

Eine Weile hörte man in dem niederen Zimmer nichts als Schmerzenslaute. Dann richtete sich der Unteroffizier Prochaska straff in die Höhe, wie er es immer getan hatte, wenn es galt, den Feind zu besiegen:

„Unser großer König, der sagte zu Zieten, wenn die Sache brenzlich war: ‚Seh er doch mal, ob sein Gott zu Hause ist.‘ Ich brauche niemand, der nachsieht, ob mein Gott zu Hause ist, denn ich weiß, daß er für mich da ist, wenn ich um Schutz für mein braves Kind bitte."

* * *

Und es war, als ob Eleonore unter ganz besonderem Schutze stand: in allen Gefechten unter den Tapfersten, den Kühnsten, traf sie kein Stahl, keine Kugel. Die edle Freischar, die darauf brannte, das Vaterland befreit zu sehen, wollte Leipzig mit Sturm nehmen, denn sie wußte, daß die Stadt nur schwach besetzt war. Unendliches Glücksgefühl hob die Brust des heldenhaften Mädchens. Nun kam die große Tat, nach der sie sich mit aller Glut des Herzens sehnte. Was sie bis jetzt mitgemacht hatte, das waren ja nur kleine Gefechte, aber nun... dieser Kampf... Mutig stürmte sie vorwärts ... da... Was war das? — Aus der Stadt kamen Parlamentäre geritten... Weiße Tücher flatterten im Winde... Was sie hörte ... nein, nein, das war nichts als französische Kriegslist. Also vorwärts! Vorwärts! Da kam das Kommando zum Rückzug. Ein Waffenstillstand war abgeschlossen. Jetzt...? gerade jetzt...? Das Ziel vor Augen... Den sicheren, mit der Hand zu greifenden Erfolg aufgeben... Nicht möglich! Und doch, das Kommando... Also rückwärts! Rückwärts! Die Tapferen bissen die Zähne aufeinander.

Eleonore brach in Tränen aus.

Die edle Freischar gelähmt, zur Untätigkeit verdammt. Dies

empfand niemand schmerzlicher als Eleonore. Sollten denn die Kämpfe, die Siege, von denen ihre Seele geträumt hatte, nicht kommen? Napoleon haßte die Lützower, denn er wußte, welch ein Geist sie beseelte. Gefährlich schienen ihm diese „brigands noirs“; gefangen, niedergehauen mußten sie werden wo immer man sie traf. So der Befehl des Gewaltigen. Die Freischar lag bei dem Dorfe Kitzen, zwei Meilen von Leipzig, im Biwak. Da stürmten die Franzosen heran... Hinterlistiger Überfall... Was half die größte Tapferkeit gegen diese Übermacht! Blutig war das Gemetzel, groß die Zahl der Gefangenen und Verwundeten. Eleonore gehörte zu den wenigen Geretteten. Das ganze Freikorps zersprengt. Doppelt groß war nun der Haß gegen den hinterlistigen Feind. Man sehnte den Wiederausbruch des Krieges herbei. Endlich, endlich konnte man die Waffen von neuem heben. Da die Lützower nicht mehr als selbständige Freischar dem Feinde gegenübertreten konnten, wurden sie dem Tettenbornschen Korps zugeteilt. Vereint mit Kosaken überfielen sie bei Gadebusch einen französischen Wagenzug. Eleonore zeichnete sich in diesem Gefechte, in dem Theodor Körner den Tod fand, durch Tapferkeit aus.

So kam der September heran, und mit ihm der Kampf an der Göhrde, der der größte und letzte für die Heldin sein sollte. Dem vernichtenden Feuer der Franzosen mußte die Freischar weichen.

Eleonore, die durchaus nicht zurückwollte, sah sich plötzlich allein, nur umgeben von wenigen Kameraden. An der Erde lag die Trommel eines gefallenen Franzosen. Das tapfere Mädchen hob sie auf. Lustig klang über den blutgetränkten Platz ein frischer Marsch. Erstaunt sahen die Kameraden auf den Jäger Renz.

„Du verstehst aber auch alles!“ rief einer. „Du schneiderst, kochst, wäschst, singst, schießt wie keiner es besser versteht, und nun bist du auch noch Tambour!“

„Ein Potsdamer Soldatenkind muß sich auf alles verstehen,“ entgegnete Eleonore. Und nun sang sie zu dem Trommelwirbel

mit heller Stimme: „Zusamm, zusamm, ihr Lumpenhund, ihr sollt zu eurem Hauptmann komm, ihr sollt 'nen Buckel voll Prügel bekomm..."

Weit klang der alte Marsch und die junge Stimme über die Heide. Die Zerstreuten eilten herbei, bald folgte ein ansehnlicher Zug dem Jäger Renz. Der schritt mutig vorwärts, immerfort das lustige Lied singend. Wie oft hatte der alte Prochaska das Lied daheim in der niedrigen Stube gesungen! Eleonore sah vor sich den Vater, den Bruder... Sie lächelten ihr zu... Ja, die waren mit ihr zufrieden. Und rascher wirbelte die Hand, heller klang die Stimme.

Da hörte sie hinter sich einen Kameraden rufen: „Dort! — Dort! — Seht!"

Sie hob das Auge. Vor ihr auf der Hügelkette, die die Heide begrenzte, Kanonen... Und schon donnerte es durch die Luft.

„Das gilt unsrer abziehenden Kavallerie."

Die kleine Schar war stehengeblieben. Man wußte nicht, wohin man sich wenden sollte. Da rief der tapfere Tambour: „Nun hört aller Spaß auf." Und kräftig schlug er auf der Trommel den Sturmmarsch.

Die Kameraden stutzten. — Dann eilten sie dem vorwärtsstürmenden Tambour nach.

„Hurra! Hurra!"

Er war der erste, der den Hügel empordrang. Eine volle Kartätschenladung schlug in die Schar. Man blieb stehen... Man wollte zurück... Doch der Tambour... Wie der vorwärts schritt! — So ruhig, so mutvoll... Sein Sturmmarsch rief die kleine Schar wieder zusammen. Eine zweite Kartätschenladung... Jäh riß der Sturmmarsch ab... Der Tambour stürzte... An ihm vorüber eilten die Kameraden... Da ergriff seine Hand den Rock des Offiziers. Seine Stimme, eine helle Stimme: „Herr Leutnant, ich bin ein Mädchen..."

Der Leutnant riß sich los.

Vorwärts! Vorwärts! Noch lag jedem der Klang des Sturmmarsches in den Ohren. Der Hügel erstürmt. Die Schanze genommen.

Laut klang der Jubel über die Heide... Der gefallene Tambour richtete sich in die Höhe... Um seine Lippen ein seliges Lächeln...

„Herr Leutnant, ich bin ein Mädchen..."

Der Leutnant, der, umringt von den Seinen, vor den eroberten Geschützen stand, erinnerte sich plötzlich dieser Worte. War es nicht der Jäger Renz gewesen, der fallend so gerufen hatte?

Raschen Schrittes eilte der Offizier zurück. Dort — da lag ja der Tapfere. Neben ihm kniete der Wundarzt... Der riß den beklemmenden Waffenrock auf... Zart, weiß hob und senkte sich in tapfer unterdrückter Schmerzensqual ein Mädchenbusen...

* * *

In der niedrigen Stube des Unteroffiziers Prochaska sprach man kein Wort. Regungslos saßen sich der Vater, die Geschwister gegenüber. Zwischen ihnen auf dem Tische ein Brief — ein Blatt. —

Eleonore, die liebevollste der Töchter, die zärtlichste der Schwestern, sie kehrte nicht wieder heim. Dort in der Schlacht an der Göhrde hatte eine Kartätschenkugel ihr den Schenkel zerschmettert. Eine Heldin war sie gefallen, eine Heldin war sie nach Wochen unsagbarer Qualen, die sie ohne Klage erduldet hatte, gestorben.

Der Heldengeist, der die in den Kampf Eilenden beseelte, der Heldengeist, der die Zurückgebliebenen lehrte, Liebe entbehren aus Liebe zum Vaterlande, er schritt stolz und ruhig auch durch die niedrige Stube des Unteroffiziers Prochaska.

Höher hob der alte Gardist das Haupt.

„Lies," sagte er zu seinem Sohne, „lies noch einmal was da steht. Ich will wieder hören, wie man meine Eleonore geehrt, mein Kind."

Und der Knabe las:

„Dannenberg, Bericht vom 7. Oktober.

Heute morgen neun Uhr wurde die Leiche der in der Schlacht an der Göhrde verwundeten Eleonore Prochaska zur Erde bestattet, welche als Jäger im Lützowschen Freikorps unerkannt ihren Arm aus reinem Patriotismus der heiligen Sache des Vaterlandes geweiht hatte. Gleich einer Jeanne d'Arc hat sie mutvoll gekämpft den Kampf für König und Vaterland. — Trauernd folgten dem Sarg, der von ihren Waffenbrüdern getragen wurde, das Hannoversche und Russisch-Deutsche Jägerkorps, der Oberst Graf Kielmannsegge nebst sämtlichen Offizieren. Der Königliche Preußische Grand maître de la Garderobe, Minister und außerordentlicher Gesandter Graf de Groote hatte sich ebenfalls eingefunden. Eine dreimalige Gewehrsalve rief der vom Sturm des Krieges geknickten Lilie den letzten Gruß nach in das Grab."

„Mit militärischen Ehren bestattet," rief der alte Unteroffizier, und seine Augen leuchteten. Er stand auf, denn ihm war es, als wäre der große König zu ihm getreten.

Wahrhaftig, da stand er ja, in der linken Hand den Krückstock. Die Rechte legte er seinem Gardisten auf die Schulter und lächelte ihn so an, wie eben nur der alte Fritz lächeln konnte.

Der Unteroffizier Prochaska rührte kein Glied. Nicht einmal mit den Wimpern zuckte er, und doch waren die Augen voller Tränen.

„Euer Majestät," sagte er laut und ruhig, „dieser August Renz — diese Eleonore Prochaska war meine Tochter — mein leibliches Kind."

* * *

In Dannenberg im Königreich Hannover liegt die Heldin auf dem St. Annen-Kirchhof begraben. Im Jahre 1865 wurde ihr dort ein Denkmal errichtet: eine elf Fuß hohe Pyramide

aus Sandstein. Auf der Westseite dieser Pyramide stehen die Worte zu lesen:

Eleonore Prochaska
als freiwilliger Lützowscher Jäger genannt
August Renz,
geb. Potsdam, 11. März 1785,
tödlich verwundet in der Schlacht an der Göhrde, 16. September 1813,
mit militärischen Ehren bestattet am 7. Oktober 1813.

Und auf der Ostseite des Denkmals hat man ihre letzten Worte verewigt:

Sie fiel verwundet im Schlachtengewühle mit dem Ausrufe:
„Herr Leutnant, ich bin ein Mädchen.“





Maria Werder

Die furchtbare Schlacht von Jena war geschlagen: das Herz jedes Preußen erzitterte. Vernichtend ergossen sich die Heere des Feindes über das unglückliche Land. Und mit den Feinden gingen Deutsche; Bayern, Württemberger hausten in Schlesien gleich den verhaßten Franzosen. Mehr noch erzitterte das Herz jedes Preußen. War es möglich, Deutsche kämpften gegen Deutsche, halfen den Unterdrückern? Angesichts dieses Greuels griff manch Friedliebender, der bis jetzt dem Kampfe ferngestanden hatte, zum Schwerte.

In der Nähe von Sagan lebte ein sich innig liebendes Ehepaar. In treuer Gemeinschaft gingen sie ihrer ländlichen Beschäftigung nach. Die Kinderlosigkeit ihrer Ehe hatte die Gatten nicht voneinander entfernt, sondern sie nur fester vereint. Mit glühendem Herzen nahm Maria Werder an den traurigen Schicksalen ihres Vaterlandes und ihres Königshauses teil. Tief schmerzte sie das Verhalten der Rheinbundtruppen. Anfänglich hatte sie nicht anders geglaubt, als daß die Bayern und Württemberger, die jetzt Schlesien durchzogen, als Freunde gekommen wären, um zu helfen. Und nun mußte sie sich täglich, stündlich von dem Gegenteil überzeugen. Glühender noch schlug ihr Herz für das unglückliche Preußen. In dieser Begeisterung riß sie den stillen Gatten mit sich. War es nicht jetzt die Pflicht eines jeden, dem Vaterlande beizustehen? Werder entschloß sich, in den Krieg zu ziehen. Und sie! Warum sollte sie denn müßig daheimbleiben? Hatte sie nicht zwei kräftige Arme und ein Herz voll Mut?

„Werder, ich gehe mit dir."

Dem Gatten war es recht, daß die Treue ihn begleitete, denn der Gedanke der Trennung hatte ihn schon mit großem Schmerz erfüllt.

„Wir treten in das Freikorps des Fürsten Pleß. Bin ich nicht auf dem Pferde so sicher wie du, Werder?"

Wohl schien dem Gatten jetzt das Vorhaben abenteuerlich, aber Maria ließ ihm keine Zeit, darüber weiter nachzudenken. Ehe noch der etwas schwerfällige Mann zur Besinnung kam, standen schon beide als Husaren da, er als Offizier, die geliebte Gattin als Gemeiner. In dieser großen Zeit gingen die Stunden rascher dahin als in ihrem gewöhnlichen Lauf und ließen nicht Raum für Besinnen und Grübeln. Vandamme bedrängte Breslau, die Preußen, die die Stadt beschützen wollten, und zu denen nun auch das Werdersche Ehepaar gehörte, mußten zurück. Bei dem ersten Kampfe erhielt Maria einen Streifschuß an der linken Seite.

„Ich bin eine Frau," sagte sie zu dem Wundarzt, der sie verband. „Ich bitt' Euch, verratet mich nicht, denn ich hoffe, dem Vaterlande noch manchen Dienst zu erweisen."

Der Doktor schwieg. In Sorge um ihre Gesundheit wollte der Gatte sie von dem nächsten Gefechte fernhalten, aber die unerschrockene Frau rief: „Laß mich! Ein Gefecht ist gar nicht so schlimm, als ihr Männer es macht."

Und schon stand sie wieder in Reih' und Glied. Der Kampf begann. Es war ein mörderisches Ringen. Keinen Schritt wollten die Preußen der Übermacht der Franzosen weichen. Wo es am heißesten zuging war Maria. Sie focht mit Todesverachtung. Ein Säbelhieb traf sie, trennte den kleinen Finger von ihrer rechten Hand.

„Eins von zehn bleibt neun," sagte sie lachend und focht weiter.

Dieser Kampf hatte die mutige Freischar ganz aufgerieben.

„Nur nicht müßig sein," rief Maria dem Gatten zu. „In Züllichau sammelt sich ein neues Korps. Auf! Da gibt es für uns Arbeit."

Und nicht achtend ihrer schmerzenden Hand, zog sie schon wieder dem Feinde entgegen. Aber nicht nur durch Mut und Kraft zeichnete sich diese heldenhafte Frau aus, sondern auch durch militärischen Blick. Nichts entging ihrem scharfen Auge.



Szene aus der Schlacht bei Leipzig

Trotz aller Tapferkeit mußte das Korps, in dem nun das Werdersche Ehepaar stand, zurück. Als man nach Christiansfeld zueilte, sagte Maria: „Die Boberbrücke muß abgebrochen werden."

Verwundert sah man auf den jungen Husar und zuckte die Achseln. Daß man auf sein Wort nicht gehört hatte, mußte man schwer büßen.

Überall, wo es eine tapfere Tat galt, war Maria die Erste. Voller Bewunderung folgte ihr der Gatte. Der mutige Leutnant von Rochow hatte ein Häuflein Husaren um sich versammelt, natürlich fehlte unter den Kühnen nicht das Werdersche Ehepaar. Marias Zorn war ganz besonders entflammt, denn diesmal galt es eine Abteilung Bayern aufzuheben. Man fragte nicht, wie groß diese Abteilung sei. Todesverachtend ging es vorwärts, der wütende Kampf trennte die Gatten. Plötzlich sah sich Maria mitten im Walde von französischem Fußvolke umringt. Ihr zur Seite nur wenige Husaren. Was nützte es, daß die Preußen wie die Löwen kämpften, die Feinde umzingelten sie, nahmen sie gefangen. Oberst Barbes vom 27. französischen Linienregimente ließ sich die Gefangenen vorführen. Lange und forschend sah er Maria an und befahl dann, sie in ein besonderes und gutes Quartier zu führen.

Aha, dachte die junge Frau, der Kluge hat mein Geschlecht erraten, nun heißt es auch klug sein. Und wirklich überhäufte sie der Oberst mit Rücksichten aller Art. Wieder wurde sie vor ihn geführt, und er ließ sie verstehen, daß er in ihr nicht den Husaren sah. Unbefangen gab sich Maria zu erkennen und wußte ihn so zu täuschen, daß er ihr mehr und mehr Freiheiten einräumte. Heimlich sann sie nur auf Flucht, erfüllt von der Sorge um den Gatten. Und wirklich gelang es ihr auch, verkleidet zu entkommen. Die Tage sich verbergend, die Nächte auf einsamen Wegen dahineilend, erreichte sie endlich die Heimat. Aber welche Schrecken erwarteten sie! Das Gut, an das sie so viel Arbeit gewendet hatte, geplündert! Und doch sah sie kaum den Verlust ihres Eigentums, sie sah nur, daß

er nicht da war, ihr Werder. Und nicht achtend der eignen Sicherheit, lief sie wieder davon. Nun galt es den Gatten suchen. Wochenlang streifte sie unbeschützt durch das wirre, vom Kriege entartete Land. Umsonst ihr Fragen, ihr Suchen. Verzweifelt kehrt sie wieder heim. Der erste, der ihr entgegentrat — der Gatte. In dankbarem Glück hielt sie ihn in ihren Armen.

Auch er war gleich ihr gefangengenommen, hatte es aber in der Haft nicht so gut gehabt wie sie. Schon befand er sich auf dem Wege nach Frankreich, da endlich war es ihm geglückt, seine Wächter zu täuschen und zu entkommen. —

Friede. — Das schöne Wort weckte keine Freude in dem gequälten Lande, goß keinen Segen über die Unglücklichen. Friede... Um welchen Preis hatte man denn diesen Frieden zu Tilsit erkauft! Preußen war die Hälfte seines Besitzes entrissen worden und der ganze Staat politisch getötet. Nicht waren die Bewohner von den Feinden befreit, ärger als in der Kriegszeit hausten die Verhaßten jetzt im — Frieden.

Die Waffen ruhten. Auch Maria Werder hatte das Schwert aus der Hand gelegt.

„Wir müssen jetzt tüchtig schaffen," sagte sie zu dem Gatten, „damit wir Geld haben, wenn der Krieg wieder beginnt."

Ängstlich fragend sah der Gatte zu ihr empor. Ihm war es recht gewesen, daß er den Dolman von den Schultern streifen konnte und nun wieder als Landmann für seinen Besitz arbeiten. Aber Maria arbeitete nicht mehr für ihren Besitz, alles, was sie jetzt erwarb, gab sie schon in Gedanken für das Vaterland hin. Sie wußte, daß es wieder zum Kriege kommen würde, und freute sich darauf. Als Werder ein Pferd verkaufen wollte, sagte sie bestimmt: „Nein, die Liese bleibt für mich, ich werde sie in dem nächsten Feldzuge reiten."

Solche Worte ängstigten den Gatten. Er war keine kriegerische Natur, hatte die Waffen nur seinem Weibe zuliebe ergriffen und freute sich nun der Ruhe. Immerfort arbeitete Maria daran, ihn diesem Gleichmut zu entreißen, seinen Sinn zu

begeistern. Eine Stütze fand sie in dem tapferen Prediger des Ortes, der gleich ihr den Krieg als ein Gebot der Ehre, der Pflicht ansah.

Eines Tags war sie in Geschäften nach Sagan gefahren. Was sie dort von der erregten Bevölkerung hörte, entflammte wieder ganz die Heldin in ihr. So war denn die Stunde gekommen, die sie mit aller Sehnsucht ihres Herzens erwartete. Im Fluge eilte sie heim. Sie stürzte in das Haus. In der Wohnstube saß der Gatte, behaglich, nichtsahnend mit dem Prediger plaudernd.

„Auf! Auf!" rief sie. „In Breslau sammeln sich die Preußen um ihren König, die Stunde der Erlösung hat geschlagen. Rüste dich mit mir zum Kampfe!"

Erstaunt, verwirrt blickte Werder auf die Gattin. „Was gibt es denn?" fragte er unwillig.

„Der König ruft sein Volk auf. Jeder Arm, der eine Waffe tragen kann, gehört jetzt dem Vaterlande."

Werder zuckte die Achseln, wandte sich ab. „Haben wir nicht schon unsre Pflicht getan? Ich begreife nicht, daß dir das Marketenderleben so gefallen kann."

Der kluge Prediger trat zwischen die Gatten, sanft legte er seine Hand auf Werders Arm: „Der Himmel will, daß Ihr Euch ganz dem großen Werke hingebt. Seid Ihr doch frei, nichts hält Euch zurück."

„Früher grämte ich mich oft, daß ich keine Kinder habe," rief Maria. „Doch jetzt freue ich mich meiner Unabhängigkeit. Alle guten Preußen sind meine Kinder. Hätte ich deren zu Hause, so würde ich mich nicht von ihnen trennen können."

Damit verließ sie das Zimmer. Schweigend blieben der Gatte und der Prediger zurück. Jeder hatte seine Gedanken und wollte den andern nicht stören.

Da tönte auf dem Hofe Hufschlag. Der Prediger trat ans Fenster. Wortlos wies er mit der ausgestreckten Rechten durch die Scheiben. Schwerfällig erhob sich Werder von seinem Sitze. Gleich dem geistlichen Freunde blickte er zuerst regungslos

8*

hinaus. Dann straffte sich sein Arm, dunkel trat das Blut auf seine Stirn.

Was er da sah! Schön und stattlich sprengte ein junger Husar über den Hof. Unter ihm bäumte sich das Pferd. Er drückte es hinunter. Um seine Schultern flatterte der Dolman. Ein Bild von Mut und Kraft.

„Maria..." flüsterte Werder stolz, begeistert.

„Seht, Euer Weib...!" sagte der Prediger. „Ist es nicht schon Glück, allein um dieser Heldin willen sich selbst und seine Ruhe zu vergessen?"

Werder eilte hinaus. Nicht lange, und neben Maria hielt ein zweiter schmucker Husar

„Mit Gott!" Segnend hob der Prediger die Hände. —

Wenn Werder nicht schon durch das Beispiel seiner Gattin entflammt gewesen wäre, in Breslau hätte der Held in ihm erwachen müssen. Alles drängte sich heran: jung und alt, arm und reich, jeder wollte dem Vaterlande dienen. Der Unterschied der Stände war verschwunden; in jeder Seele nur ein Gedanke, in jedem Herzen nur eine Flamme. Rasch wurde das Ehepaar dem ersten schlesischen Husarenregiment eingereiht. Werder wollte keinen Vorzug vor der Gattin haben, bescheiden trat auch er als Gemeiner in die Reihen. Doch bald nahm Maria vor den andern eine bevorzugte Stellung ein: man betraute sie mit dem Einüben der Rekruten. Niemand hatte eine Ahnung, wer sie war. Das Ehepaar, das stets nur gemeinsame Quartiere bezog, wurde von allen für treue Brüder gehalten. Es ging nach Polen. In dem ersten heißen Kampfe zeichnete sich Maria so aus, daß sie Wachtmeister wurde. Werder bat, in ihren Dienst treten zu dürfen, was ihm gern gewährt wurde. So blieben denn die beiden „unzertrennlichen Brüder" beisammen. Maria zeigte sich jedem Dienste, jeder Lage gewachsen. Voll Bewunderung und Liebe schaute das ganze Regiment auf sie. Treulich sorgte sie für die Mannschaft, für die Pferde. Sie prüfte selbst das Futterkorn, immer war sie gütig, aber streng und fest im Dienst. Niemand war so rasch auf dem Lärmplatze

wie sie. Wenn es galt, einen besonders schwierigen, gefährlichen Wachtposten zu beziehen, so rief man nach dem jungen schönen Wachtmeister Werder.

Der Waffenstillstand erfüllte Maria wie alle, die Tatendrang und Heldensinn beseelte, mit Unwillen. Doch müßig wollte sie nicht sein. Darum nahm sie Urlaub, ritt nach der Heimat. Nachdem sie sich von dem Stande ihres Besitztums überzeugt und die nötigsten Anordnungen für die Zukunft gegeben hatte, kehrte sie wieder zu dem Regimente zurück. Der Kampf begann von neuem. Niemand freute sich darüber mehr als die heldenhafte Frau. Sieg nach Sieg erfochten nun die tapferen Preußen.

„Werder!" rief Maria, „ist es nicht schön, all dieses Große mitzuerleben, mit Großen vereint zu sein? O wie bedaure ich jeden, der diesen Stunden ferngeblieben ist!"

Werder senkte das Haupt: er dachte an die Heimat.

Sie erriet seine Gedanken: „Wenn das Vaterland ganz frei ist, so kommt auch für uns, Geliebter, die Ruhe."

Langsam hob Werder das Haupt. Glücklich lächelte er die Gattin an, die er bewunderte.

Die gewaltigen Tage von Leipzig brachen an. 205000 Mann standen da auf weitem Felde, um die Welt zu rächen, die Welt zu befreien.

„Die entscheidende Stunde schlägt, bereitet euch zum Streite!" donnerte Schwarzenbergs Armeebefehl in die aufgehende Sonne. „Russen, Preußen, Österreicher! Ihr kämpft für die Freiheit Europas, für die Unabhängigkeit eurer Sache, für die Unsterblichkeit eurer Namen. Alle für einen — jeder für alle."

Und alle fühlten, daß ihre Sache die gerechte war, daß Gott mit ihnen. Maria konnte den Mut in ihrer Brust nicht zähmen. Vor dem Gefecht wagte sie sich ganz allein an die Franzosen: triumphierend brachte sie zwei Voltigeure als Gefangene ihrem Regimente. Der erste Tag der Schlacht kam. Vorwärts stürmten die Husaren. Das Regiment erlitt große Verluste. Maria sammelte ihre Schwadron um sich zu erneutem Vor=

rücken. Da sah sie wie der Gatte sein Pferd anhielt, zurückbleiben wollte.

„Schämen Sie sich, Werder!" rief sie. „Sind sie ein Preuße?" Und vorwärts sprengte sie, mitten hinein in den dichtesten Kugelregen.

Da gab auch er seinem Rosse die Sporen. Und um ihn herum hätte niemand zurückbleiben mögen.

Zwei blutige Tage waren über das blutige Feld von Leipzig geschritten, nun sollte der letzte kommen, in dessen Stunden das Schicksal der Welt lag. Still saß das Werdersche Ehepaar beisammen.

„Wenn wir morgen abend leben, werden wir ruhig sterben," sagte der Gatte und blickte hinaus in die Nacht.

„Von diesem Tage hängt das Schicksal unsers Volkes und Vaterlandes ab," antwortete Maria. „Darum laß uns tapfer sein und auf den Beistand des Höchsten vertrauen."

In purpurnem Glanze stieg der 18. Oktober herauf. Leuchtend lag die Sonne auf den Feldern von Leipzig. Hand in Hand standen Maria und Werder; bewegt von dunkler Ahnung war der Abschied. Immer wieder sanken sie sich in die Arme, immer wieder preßte Maria den Gatten an sich. Noch ein Wort ... noch ein Händedruck ... Mit Gewalt riß sie sich los, schwang sich auf das Pferd ... Schon schmetterten die Trompeten. Vorwärts! Vorwärts!

Der Kampf war heiß. Maria focht wie ein Held, ihre Husaren zu kühner Tat hinreißend. Zuweilen blickte sie um sich. Werder ...? Doch jeder ihrer Sinne gehörte dem Kampfe, dem heiligen, dem letzten Kampfe fürs Vaterland.

Die Sonne stand am höchsten. Noch schwankte das Schicksal. Nein, nein, er, der das Schicksal ist, schwankte nicht. Die gerechte Sache mußte siegen. Tod den Tyrannen! Eben hieb Maria einen Franzosen vom Sattel, da stürzte ihr Pferd ... Schon stand sie auf der Erde.

„Meine arme Liese." Ihre Hand streichelte zum letzten Male das im Todeskampfe zuckende Tier.

An ihr vorbei jagte ein herrenloser Rappe. Sie ergriff die Zügel... Ein Sprung... Schon saß sie wieder im Sattel. Das angstvolle Tier bäumte sich, nicht konnte sie es gleich bemeistern. In rasendem Laufe sprengte es mit ihr davon — mitten hinein in das feindliche Fußvolk.

Die treuen Husaren folgten ihrem tapferen Wachtmeister, meinend, der Kühne sprenge absichtlich mitten in die Feinde. Die Feinde stutzten, wichen dem unerwarteten Anprall. So blieb eine Batterie unbeschützt. Die Batterie nahmen die Preußen.

Doch nicht genug dieser kühnen Tat, Wunder nach Wunder der Tapferkeit verrichtete Maria, bis die Nacht und mit ihr der Sieg über das weite Feld schritten.

Sieg! Sieg! Die Welt gerächt, die Welt befreit!

Um Maria drängten sich die Husaren, schüttelten ihre Hände. Doch wo war er, nach dessen Hand sie vergeblich die ihre ausstreckte?

„Werder... Mein Werder..."

Immer angstvoller wurde ihr Suchen, ihr Fragen. Niemand wußte, wo er geblieben war.

Am nächsten Morgen stellten sich die Trümmer des Regiments in Reih' und Glied. Er fehlte.

„Nun eilte ich beim Tagesanbruch vom Wachtfeuer zum Major," erzählte Maria, „und entdeckte ihm das Geheimnis meines Geschlechts und meines Verhältnisses zu dem gefallenen Werder. Ich bat ihn, mich zu entlassen, damit ich ihn aufsuchte. Er staunte, als er dies hörte, und gab mir die Erlaubnis sogleich. Die Sonne war soeben aufgegangen und lächelte den Ebenen wieder freundlich, als ich ganz allein auf dem Schlachtfelde ankam. Aber welch ein Anblick! Drei Stunden schritt ich durch blutgetränkte Felder und hörte nur das Gewinsel der Sterbenden, welches meine Sinne bis zur Bewußtlosigkeit betäubte. Endlich traf ich auf Leichen, welche die Uniform unsers Regiments trugen. Gleichsam in Paradeaufstellung lag hier eine ganze Linie, und dort auf einer kleinen Anhöhe rief

mich eine mir bekannte Stimme bei meinem Regimentsnamen. Ich wendete mich dorthin und erkannte meinen Leutnant ***, der, über der Hüfte schwer verwundet, dem Tode nahe war. Als er im Scheiden war, wies seine Hand nach rechts, und er sprach: ‚Dort liegt dein Bruder.‘

Ich raffte mich auf und ging, wo er mich hingewiesen hatte. Keine Träne kam in mein Auge, der Schmerz hatte mich betäubt. Lange, lange war ich auf diesem Kirchhofe, wo die Toten noch auf Gräber harrten, hin und her gewandert. Endlich fand ich den Leichnam meines geliebten Werder, mit vielen Wunden bedeckt, kalt und leblos. Ein Schuß durch die linke Brust war der untrügliche Beweis seines Todes. Ich hatte nur so viel Standhaftigkeit, den Geliebten entkleiden und begraben zu sehen.“ —

Nun war das Geheimnis Maria Werders entdeckt: das ganze Regiment wußte, daß der tapfere schöne Wachtmeister eine Frau war. Still legte sie die Waffen nieder und kehrte heim. In der Einsamkeit, die sie nun umgab, brach mit aller Gewalt der Schmerz hervor. Sie hörte, daß Napoleon über den Rhein geflohen war, daß die Verbündeten in Paris einzogen. Wohl freute sie sich des endlichen Sieges, des endlichen Friedens, doch in ihrer Seele blieb der Schmerz.

„Ich würde glücklich sein, da mein Vaterland frei ist,“ sagte sie oft laut zu den Nachbarn und leise vor sich hin: „wenn nur mein Werder noch lebte.“





Sophia Dorothea Friederike Krüger

Am 8. Oktober 1789 wurde dem Ackerbürger Krüger zu Friedland in Mecklenburg-Strelitz eine Tochter geboren. Niemand ahnte, daß dieses Mädchen einst eine Heldin werden und sich unsterblichen Ruhm erwerben würde.

Still wuchs die kleine Friederike mit den andern Kindern des Städchens auf. Als sie das achtzehnte Lebensjahr vollendet hatte, brachten die Eltern sie in einen Dienst. Das junge Mädchen sah die Schrecken des Krieges, und lauter als ihre Umgebung äußerte sie ihren Zorn über das frevelhafte Betragen der Feinde. Nach der Schlacht von Jena zogen die Franzosen gleich Räubern durch das neutrale Mecklenburg. In ihrem Übermute mißhandelten sie selbst ruhige Bürger.

„Das darf nicht ungestraft dahingehen," rief Friederike. „Wir müssen Rache nehmen an den Frechen."

Man warnte sie, ihren Haß nicht so laut zu äußern. Befremdet sah sie die Furchtsamen an. Ihr schien es natürlich, dem Ausdruck zu geben, was sie im Innersten fühlte. Da sie sich über ihre enge Umgebung hinaussehnte, verließ sie 1812 die Vaterstadt und ging nach Anklam. Dort gab sie sich bei einer Schneiderin in die Lehre. Wohl waren ihre Hände fleißig bei der Arbeit, aber die Gedanken eilten den großen Ereignissen zu.

Der Feldzug in Rußland... Der Untergang des Napoleonischen Heeres... Wie Feuer fiel der Ruf des Königs in die Herzen der Jugend. Fort eilten die Jünglinge, die Männer.

Friederike hörte es, sie sah es von ihrem Fenster aus. Ihre Wangen glühten. Immer höher schlugen die Flammen der Begeisterung. In dem Herzen des jungen Mädchens erwachte der Wunsch, mitzuziehen, teilzunehmen an dem Kampfe für das

geliebte Vaterland. Unwillkürlich hatte sie sich von ihrem Platze erhoben, die Näharbeit lag zu ihren Füßen. Nein, nicht länger sollten die Finger mehr Stich um Stich machen in kleinlicher Arbeit. Fühlte sie doch in sich Kraft zu heiliger Tat. Ein Gedanke blitzte in ihr auf... Stolz hob sich ihre Brust, ihr Antlitz leuchtete. Und rasch griff sie wieder zur Nadel. Tag und Nacht nähte sie; sorgsam verbarg sie die Arbeit vor jedem fremden Auge.

Jetzt war sie fertig. In der Stille legte sie das selbstgenähte Männerkleid an. Nicht zitterte ihre Hand, als sie zur Schere griff. Ein kräftiger Schnitt... Die prächtigen Flechten, deren Farbe und Glanz man so oft gerühmt hatte, glitten zur Erde. Friederike lächelte. Wie leicht jetzt ihr Haupt war! Nun würde gewiß niemand in ihr das Weib erkennen.

Still setzte sie sich nieder, kaum konnte sie das Herannahen der Dunkelkeit erwarten. Immerfort eilten ihre Gedanken zu Tat und Kampf. Das Vaterland, das geliebte Vaterland mußte befreit werden. Im Geiste sah sie schon den frechen, verhaßten Feind überwunden.

Draußen die Schatten der Nacht. Friederike erhob sich. Ein kurzes Abschiedswort schrieb sie nieder. Dann ein Gebet aus der Tiefe des Herzens. Niemand als Gott allein wußte von ihrem Entschluß. Mit seinem Segen verließ sie das Haus, die bekannten Straßen, die Stadt.

In Jasenitz, einem kleinen Dorfe an der Mündung der Oder in das Haff, drängte sich die mutige Jugend zu den Fahnen. In der ersten Reihe stand ein kleiner, aber kräftiger Rekrut. Als man ihn nach seinem Gewerbe fragte, sagte er mit heller Stimme: „Schneider." Der kleine Rekrut wurde mit den übrigen nach Wollin geschickt zum Reservebataillon des Kolbergischen Regiments.

Friederike freute sich nicht wenig, einem Regimente anzugehören, dessen Name seit der heldenhaften Verteidigung von Kolberg ein berühmter war. General von Borstell, der die Rekruten besichtigte, sah Friederike scharf an. Das junge

Mädchen fühlte, daß es erkannt war. Mit bewegten Worten bat es den General, sie nicht zu verraten und ihr zu gestatten, als Soldat dem Vaterlande zu dienen. Wohl hatte Borstell zuerst Bedenken, aber der heilige Eifer, der aus Friederike sprach, schien ihm Mut und Sittsamkeit zu verbürgen. So wurde das Mädchen denn mit den Männern einexerziert, die ihr Geschlecht nicht ahnten. Heiß wünschte sie, bald das beweisen zu können, was sie dem General gelobt hatte.

Diese Stunde war näher als sie glaubte, denn ihr Regiment wurde nach Stettin kommandiert. Die Franzosen, die diese Festung besetzt hielten, sollten eingeschlossen werden. Es kam zum Kampfe.

Ein feindlicher Posten, der in sehr fester Stellung stand, mußte vertrieben werden. Der Hauptmann rief Freiwillige auf. Als erster trat der kleine Rekrut vor. Man lächelte, man spöttelte über ihn. Aber Friederike ließ sich nicht irremachen. Mutig schritt sie vorwärts. Das Unternehmen war verwegener, gefährlicher als man anfänglich geglaubt hatte. Die langgewachsenen Soldaten, die über ihren kleinen Kameraden gespöttelt hatten, blieben stehen, einige wollten sogar wieder zurückgehen. Da trat Friederike abermals vor, ihr Wort ermutigte, ihr Beispiel begeisterte. Das kühne Unternehmen gelang, der feindliche Vorposten wurde gefangen. Von dieser Stunde an scherzte man nicht mehr über den kleinen Rekruten, sondern begegnete ihm überall mit der größten Achtung.

Und diese Achtung wuchs von Gefecht zu Gefecht, denn immer war Friederike unter den Ersten, den Tapfersten. Bei jedem Siege schlug ihr Herz höher. Der Tag von Großbeeren kam heran. Allen voran stürmte das Kolbergische Regiment. Durch die Flammen des brennenden Dorfes jagte es den Feind. Auf dem Kirchhofe zwischen den Leichensteinen türmten sich die Leichen der Verhaßten. Friederike hatte nur einen Gedanken: Rache, die dem Vaterlande angetane Schmach tilgen. Immer mehr wuchs ihr Mut, ihre Kraft; voll wachsen-

der Bewunderung sahen Vorgesetzte und Kameraden auf den heldenhaften Jüngling, den weder Kugel noch Stahl schrecken konnte.

Heiß und blutig war der Sommer dahingegangen, der schönste in Friederikens Leben, denn er hatte dem geliebten Vaterlande die verlorene Ehre zurückgegeben. Jetzt konnten die Preußen wieder stolz das Haupt heben. Doch mehr noch mußte der Feind gedemütigt werden. In diesem Sinne war jede Schlacht ein Fest für das heldenhafte Mädchen. Bei Dennewitz traf die mutig Vorwärtsstürmende ein Granatstück. Rot drang das Blut aus Schulter und Fuß. Aber die Heldin achtete nicht der Wunden, weiter kämpfte sie. Ihr Mut riß ihre Umgebung mit sich fort. Zur Belohnung ward ihr die seltene Auszeichnung zuteil, noch auf dem Schlachtfelde zum Unteroffizier ernannt zu werden. Nun schmückten das Eiserne Kreuz und der kaiserlich-russische Georgen-Orden die tapfere Brust. Weiter marschierte das Kolbergische Regiment, neuen Siegen entgegen.

Friederike wollte die Fahne nicht verlassen, trotz ihren Wunden stand sie wieder in Reih' und Glied. Voller Staunen betrachtete sie der Vorgesetzte, befahl aber, daß sie sofort nach Berlin ins Lazarett gebracht wurde. Nur ungern fügte sich Friederike diesem Worte. Selbst in den Phantasien des Fiebers verließ sie nicht der heiße Wunsch, dem geliebten Vaterlande weiter zu dienen.

Der König, der von dieser aufopfernden Tapferkeit gehört hatte, besuchte sie in dem Lazarett und dankte ihr im Namen des Vaterlandes.

Den Sieg von Leipzig erfuhr sie auf dem Krankenlager. Wie Feuer rann es durch den genesenden Körper. Sie hörte, daß ihr Regiment unter Bülow in Holland eingedrungen sei. Nun konnte sie nichts, nichts mehr zurückhalten. Schon war sie wieder bei ihrem Bataillon, zeichnete sich von neuem durch Tapferkeit und Umsicht aus. Die Festung Arnheim wurde erstürmt. Als Tirailleur leistete sie dem Regimente große Dienste.

Alle blickten mit Bewunderung auf den weiblichen Unteroffizier denn nun wußte man ja, daß der Heldenjüngling eine Frau war. Vorgesetzte und Kameraden kamen ihr in gleicher Achtung entgegen.

Sie hatte mitgeholfen, Holland und Belgien erobern. Nun ging es hinein nach Frankreich. Ihr Herz jauchzte. Bei Soissons vereinigte sich Bülow mit Blücher. Mitten in dieser Schar von Helden zeichnete sich Friederike durch Heldenmut aus, denn ihrem Regimente waren dicht vor dem Ziele noch schwere Kämpfe beschieden. Doch nun nahte die große Stunde der Vergeltung. Montmartre erstürmt, Paris genommen. Zu ihren Füßen sah Friederike das bezwungene Frankreich. Was sie heiß ersehnt hatte, war geworden: gerächt jede Freveltat, die man an ihrem Volke verübt. Fünf Tagen der Ruhe konnte sie sich auf dem Montmartre hingeben, der Ruhe und des errungenen Glücksgefühls. Dann brach ihr Regiment nach Flandern auf. Mai und Juni stand Friederike in Gent. Als der russische Kaiser durch diese Stadt zog, wurde dem Unteroffizier Krüger der Ordonnanzdienst bei ihm übertragen. Lange und eingehend unterhielt sich Alexander mit dem Heldenmädchen. Dann kam das Kolbergische Regiment nach Krefeld, treu blieb Friederike auch jetzt bei ihrer Fahne.

„Wir sind noch nicht mit unsrer Arbeit fertig," sagte sie, wenn man sich darüber wunderte, daß sie jetzt, nach all den errungenen Erfolgen, nicht in die Heimat eilte. „Ich lege das Schwert nicht eher nieder, als bis unser Vaterland ganz in Ruhe ist, denn es werden noch unruhige Tage kommen."

Und diese Tage kamen. Napoleon verließ Elba, wieder flammte der Krieg auf. Friederike freute sich, den Übermütigen abermals züchtigen zu können und mitzuhelfen, der Welt endgültig Frieden zu geben. Doch noch waren dem Kolbergischen Regimente heiße Tage bestimmt: die Schlacht bei Ligny, die Erstürmung der Festungen im nördlichen Frankreich. In jeder Stunde bewährte Friederike von neuem Kraft und Mut. Nun erst kam der große Friede für die Welt.

„Jetzt ist meine Arbeit getan," sagte die Heldin schlicht und bat um ihre Entlassung.

Bei dem Abschied vom Regiment erwies man ihr jede Ehre. Den Vorgesetzten, den Kameraden wurde es schwer, sich von dem Unteroffizier Krüger zu trennen. Friederike fuhr nach Magdeburg. Sie suchte General von Borstell auf, dessen Vertrauen sie es ja verdankte, daß sie sich als Heldin hatte bewähren können. Herzlich empfing sie der General und ließ es sich nicht nehmen, ihr ein Zeugnis auszustellen:

„Ich fühle mich verbunden, der Friederike Auguste Krüger in Anerkennung der seltenen Vereinigung des höchsten Heldensinnes und der zartesten Weibertugend dieses kühnen Mädchens, welches bei Dennewitz, obgleich an Schulter und Fuß verwundet, das Schlachtfeld nicht verlassen wollte, das Zeugnis zu erteilen, daß sie durch den kräftigsten Mut und die sittsamste Bescheidenheit, durch den beharrlichen Diensteifer und die klarste Besonnenheit das Vertrauen ihrer Vorgesetzten ebenso bald zu gewinnen, als stets zu erhalten gewußt hat.

Auguste Krüger hat ihr Wort gegen mich bei der ihr früher pflichtmäßig verweigerten und nur ungern zugebilligten Annahme als Soldat gelöst, daß sie sich ‚untadelhaft und brav schlagen und sittsam betragen werde'. Möge dieses außerordentlich verdienstliche Heldenmädchen bald aus dem Geräusch der Waffen in den stillen Genuß einer ihr gebührenden, dauernd glücklichen Häuslichkeit versetzt werden."

Magdeburg, den 1. Dezember 1815.

gez. v. Borstell,
Königl. General-Leutnant.

Nicht durfte Friederike durch Berlin fahren, ohne sich dem Könige melden zu lassen. Huldvoll empfing sie Friedrich Wilhelm und verlieh ihr eine Jahresrente von 72 Talern. In einem eignen Handschreiben empfahl er sie ihrem Landesherrn, dem Großherzog von Mecklenburg-Strelitz.

Nun ging es heim.

Geschmückt mit Ehren und Orden, in dem schönen Bewußtsein, Großes geleistet zu haben, betrat Friederike wieder ihre Vaterstadt. Herzlich war der Jubel, mit dem man sie empfing. Der Großherzog, der sie zu sich beschied, verlieh ihr auch eine Pension: jährlich wurden ihr 50 Taler ausgezahlt. Wohl hatte sie von ihrem Regimente Abschied genommen, doch blieb sie noch im Dienste. Man betraute sie mit der Aufsicht über die pommerschen Ersatzmannschaften, die als geheilt aus dem Lazarett entlassen worden waren. So trug sie denn immer noch die Uniform und war der Unteroffizier Krüger. Wenn sie keinen Dienst hatte, saß sie still zu Hause. Und wie sie einst in heiliger Begeisterung sich Männerkleider genäht hatte, um als Held dem Vaterlande zu dienen, so nähte sie jetzt in innigem Glücksgefühl, daß das große Ziel erreicht war, an ihren Frauenkleidern, in denen sie wieder als Frau walten wollte.

Eines Tags trat sie mit einem Bekannten, mit dem sie einen Spaziergang gemacht hatte, in ein Wirtshaus. Schon von weitem drang ihr aus dem Saal, in dem getanzt wurde, das Gewirr streitender Stimmen entgegen. Bald erschienen auch ganz erhitzt einige pommersche Soldaten. Rasch gingen sie auf ihren Unteroffizier zu und baten um Hilfe und Beistand gegen den Übermut der Gardisten, die sie von dem Tanzboden verdrängt hatten. Sofort trat Friederike in den Saal. Bei dem Ansehen, das sie überall genoß, wirkte ihr Erscheinen wie ein Wunder. Der Streit verstummte. Hell klang ihre Stimme durch den Raum. Sie erinnerte daran, daß die Pommern mehr geblutet hatten als die Garden, und wies es als eine Unmöglichkeit von sich, daß ein preußischer Soldat den andern ernstlich befehden könnte. Die Garden, die beschämt zur Seite getreten waren, reichten den Pommern die Hand. Die Musik setzte wieder mit einer frischen Weise ein. Der Friede auf dem Tanzboden war hergestellt.

Das große Ordensfest nahte heran. Gehorsam folgte Friederike der Einladung nach Berlin, nicht ahnend, daß ihr nun

auch das Glück des Weibes zuteil werden sollte. Gnädig sprach der König mit ihr, scherzend versprach er ihr die Ausstattung, wenn sie den Mann ihres Herzens finden sollte. Immer blieb Friederike die Bescheidene, Zurücktretende, so sehr auch die höchsten Offiziere der Heldin von Großbeeren und Dennewitz Ehre und Auszeichnung erwiesen. Diese Bescheidenheit wirkte bei den großen Verdiensten, die sie errungen hatte, doppelt schön.

Manch braver Mann sah bewundernd auf das tapfere Mädchen. Und oft und lange ruhten die Augen des Unteroffiziers Karl Köhler vom Gardeulanenregiment aus Seehausen in der Altmark auf ihr. Gleich der Friederikens war auch seine Brust mit dem Eisernen Kreuze geschmückt. Ritterlich suchte er ihre Nähe, warm schlugen ihre Herzen füreinander. Der König hielt sein scherzend gegebenes Wort: 20 Friedrichsdor sandte er der glücklichen Braut:

„Der Auguste Krüger wünsche Ich auf ihr Schreiben vom 16. d. M. zu ihrer bevorstehenden Verheiratung Glück, und in der Erwartung, daß sie sich als Ehefrau ebenso rühmlich wie im Militärstande verhalten werde, übersende Ich ihr das anliegende Geschenk als Beitrag zur künftigen Einrichtung.

Berlin, den 23. Februar 1816.

gez. Friedrich Wilhelm."

Die Trauung fand am 5. März in der Garnisonkirche statt. Eine glänzende Versammlung, Offiziere und Kameraden füllten das Gotteshaus. Vor dem Altar kniete das Brautpaar: der große stattliche Gardeulan mit dem Eisernen Kreuze, daneben die kleine aber kräftige Gestalt Friederikens, auf dem kurzen Haupthaar den Myrtenkranz, auf der tapferen Brust das Eiserne Kreuz, die Kriegsdenkmünze und den russischen Orden. Das Festmahl im Englischen Hause hatte General von Borstell ausgerichtet.

Reich ging die Erwartung des Königs in Erfüllung: Friederikens Verhalten als Ehefrau war ebenso rühmlich wie im

Militärstande. Köhler wurde berittener Steuer- und Grenzaufseher und dann Ober-Grenzkontrolleur zu Lychen in der Uckermark. Als Friederike dem ersten Kinde das Leben schenkte, nahm der König die Patenstelle an.

„Ich will die in dem Schreiben der Köhlerschen Eheleute vom 4. d. M. Mir angetragene Patenstelle bei ihrem am 25. Juli geborenen Sohne annehmen, und indem Ich den Eltern zu diesem Ereignisse Glück wünsche, übersende Ich ihnen beifolgende 30 Taler Geld als Unterstützung.

Berlin, den 12. August 1819.

gez. Friedrich Wilhelm."

Bei dem zweiten Kinde ließ es sich der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz nicht nehmen, Pate zu sein. So war denn auch Friederikens Ehe gleich ihrem Mädchenstande mit Ehre und Glück erfüllt.

Von den vier Kindern, die sie geboren, mußte sie eins sterben sehen, die andern wuchsen in Gesundheit heran.

Die silberne Hochzeit gab von neuem Gelegenheit, das Heldenpaar zu feiern und zu ehren. Doppelt lebendig traten Friederikens schöne, mutige Taten wieder unter die Menschen und gaben so Zeugnis, daß Jahr und Tag edlen Ruhm nicht mindert. Die „Vossische Zeitung" schrieb am 10. März 1841:

„Lychen, den 7. März. — Am 5. d. M. fand hier ein Fest statt, welches füglich zu den seltensten und außerordentlichsten gerechnet werden kann. Zwei vormalige Unteroffiziere, beide Ritter des Eisernen Kreuzes und des russischen Georgen-Ordens, feierten ihre silberne Hochzeit. Der jetzige Oberkontrolleur Köhler und dessen Gattin Auguste, geborene Krüger, waren das glückliche Paar."

Der Tod, der an der Heldin auf dem Schlachtfelde, unter dem Donner der Kanonen, dem Splittern der Granaten vor-

übergeschritten war, trat nun in der Stille ihres glücklichen Lebens zu ihr. Am 31. Mai 1848 starb Friederike. Zwei Jahre darauf schloß auch der Gatte die Augen.

Dankbar ehrte die Stadt Friedland das Andenken der Heldin. An ihrem Geburtshause wurde eine gußeiserne Tafel angebracht mit der Inschrift:

†

Sophia Dorothea Friederike Krüger
wurde in diesem Hause geboren
am 8. Oktober 1789.

Sie kämpfte in den Befreiungskriegen 1813-15 für das Vaterland als Unteroffizier in einem pommerschen Bataillon der preußischen Armee mit und wurde wiederholt auf dem Schlachtfelde verwundet.

Für ihre Tapferkeit erhielt sie
von Friedrich Wilhelm III., König von Preußen,
das Eiserne Kreuz und die Kriegsdenkmünze.

Zu ihrem ehrenden Andenken gewidmet
von ihrer Vaterstadt 1864.



Elise von Lützow

Unter den Freischaren des Befreiungskrieges war die Lützowsche nicht nur die stärkste, sondern auch die edelste, die vornehmste in ihrer Gesinnung. Trotz dem wilden Kriegshandwerke blieb diese Schar immer gesittet. Und das erwirkte der Einfluß einer edlen Frau, die gleich einem guten Engel in den Reihen der feurigen Vaterlandsverteidiger waltete, die Kämpfenden zu größerer Kraftentfaltung anspornte, die Verwundeten mit linder Hand pflegte.

Elise Gräfin von Ahlefeldt stammte aus Dänemark, aus altem Adelsgeschlecht. In Reichtum und Glanz geboren, war sie das verwöhnte Kind des Glücks. Ausgestattet mit Schönheit und reichen Gaben des Geistes wurde sie viel umworben, und überall, wo sie erschien, brachte man ihr Huldigungen entgegen. So war sie auch bald der Mittelpunkt in dem Bade Neundorf in Hannover, wohin sie im Jahre 1808 mit ihrer Mutter eine Reise machte. Die französischen Offiziere umschwärmten sie. Ruhig ließ sie es gewähren, daß die Fremden ihr bei jeder Gelegenheit ihre Verehrung zeigten. Doch als bei der Table d'hote ein Franzose, hingerissen von dem Geist ihrer Unterhaltung, ihre Hand ergriff und sie fest in der seinigen hielt, da entriß sie ihm ihre Hand und goß vor den erstaunten Augen aller Anwesenden eine Flasche Wasser über ihre Finger. Nicht einen Augenblick wollte sie dem verhaßten Fremden Rechte über sich einräumen. Offen zeigte sie, daß die Berührung mit ihm für sie eine Schmach sei, die sofort abgewaschen werden mußte. Diese tapfere Tat rief den Jubel und die Bewunderung der preußischen Offiziere hervor. Besonders Adolf von Lützow war ganz hingerissen von dem festen, selbstbewußten Sinn der schönen Gräfin. In heller Begeisterung dankte er ihr im Namen seiner

Kameraden. Und Elise von Ahlefeldt sah mit Wohlgefallen auf den jungen Helden, der sich schon in den Kriegen am Rhein bewährt hatte, dessen Name eng verknüpft war mit den Taten des Schillschen Korps und mit der tapferen Verteidigung von Kolberg. Die Seelen dieser beiden edlen Menschen waren erfüllt mit gleichem Haß gegen die Fremdherrschaft, und dieses Empfinden führte sie zusammen, verklärte ihre Liebe. Von dieser Liebe wollte Graf Ahlefeldt nichts wissen, denn er hatte für seine schöne, viel umworbene Tochter eine andre Partie ersehen. Doch fest hielt Elise an dem ritterlichen Offizier und wußte die Vereinigung mit ihm durchzusetzen.

Preußen erhob sich. Die Gewalt dieser Zeit ergriff auch Elise. Die großen, edlen Gefühle, die sie in sich barg, drängten zur Betätigung. Der Gatte eilte nach Breslau, sie blieb an seiner Seite. Er gründete eine Freischar; schwarz sollte das Gewand dieser Krieger sein, schwarz bis auf die Sporen, denn noch war Deutschland in tiefes Dunkel gehüllt. Doch dieses Dunkel mußte durchbrochen werden. Laut erscholl sein Ruf. Dringende Geschäfte riefen Lützow von Breslau fort, doch an seine Stelle trat Elise. Von Begeisterung durchglüht warb sie die Freiwilligen an. Jedem Luxus, jeder Bequemlichkeit entsagend, an die sie doch so sehr gewöhnt war, stand die heldenhafte vornehme Frau in niedriger Schenke, denn in der überfüllten Stadt, in der sich alles zusammendrängte, was Mut und Kraft fühlte, war kein andres Quartier zu bekommen. Wunderbar, wie verklärt erschien die Zartheit ihrer Gestalt in der rauhen Umgebung, zwischen den hölzernen Bänken und den schmutzigen Tischen. Hingerissen von der Anmut, von der Begeisterung, die sie erfüllte, eilten die Jünglinge herbei, um sich von ihr, gerade von ihr, die ihnen wie ein überirdisches Wesen erschien, anwerben zu lassen. Und jeder, der nun zu ihr gehörte, unter ihr Banner trat, fühlte sich doppelt durchglüht von heiligen Gefühlen für Freiheit und Vaterland. Unter ihren Augen schwand alles Rohe, in edlem Wettstreit befleißigte man sich, gut und tapfer zu sein, um ihr Ehre zu machen.

Aus der elenden Bierschenke wurde der Werbeplatz der Lützower nach dem „Szepter" verlegt. Doch auch hier erwarteten die tapfere junge Frau Entbehrungen, die sie ohne Klage ertrug. Neben der Hingebung für ihren ritterlichen Gatten war ihr Herz erfüllt von Liebe für das Vaterland, und in diese Liebe schloß sie jeden ein, der die Waffen zu seiner Verteidigung hob. Dieses Bewußtsein machte die Lützower zu todesverachtenden Kämpfern.

Von Wien war Theodor Körner gekommen, um sich der edlen Freischar anzuschließen. Mächtig und begeisternd wirkte auch auf ihn Elisens Erscheinung. Im Mai sollten die Lützower im Dorfe Rogau bei Zobten vereidigt werden. Die Zeit drängte; Tag und Nacht nähten die Schneider, um alle die Uniformen fertigstellen zu können. Ratlos stand Körner da, denn sein Schneider wollte ihm nicht zu dem festgesetzten Tage die Uniform liefern. In seiner Bedrängnis nahm er Zuflucht zu Elise, die als guter Geist der Freischar immer Hilfe spendete. Und auch hier wußte sie Rat. Selbst ging sie zu dem Schneider, um ihn zu bitten, den jungen Dichter nicht im Stiche zu lassen. Der beschränkte Handwerker, dessen Gedanken nie über den engen Kreis seiner Werkstube hinausgegangen waren, und dem nichts ferner lag als Begeisterung, starrte die schöne junge Frau zuerst verständnislos an, doch bald packten ihn ihre Worte und ihre Erscheinung so, daß er versprach, ihre Bitte zu erfüllen. Und er hielt Wort, Körner bekam seine Uniform. Doch zugleich hatte er auch für sich ein schwarzes Gewand genäht, warf Nadel und Schere von sich und trat noch am selbigen Tage, erfüllt von Eifer, für Vaterland und Recht zu kämpfen, unter das Banner der Lützower.

Und der Kampf begann. Immer blieb Elise in der Nähe der Freischar, so schwer und entbehrungsvoll ihre Lage auch dadurch wurde. Vor jeder Schlacht stärkte und ermutigte ihr Wort, nach jeder Schlacht pflegte und tröstete ihre Hand. Und so kam es, daß die Lützower Tod und Wunden verachteten und im blutigsten Kampfe wie im Rausche des Sieges

nie vergaßen, daß die Augen einer edlen Frau auf ihnen ruhten.

Napoleon erkannte den idealen Sinn dieser Kämpfer und den Segen bringenden Einfluß, der von ihnen ausging. Darum verfolgte er ganz besonders erbarmungslos diese „brigands noirs“, wie er sie nannte, und gab strengen Befehl, überall, wo sie nur zu erblicken waren, sie gleich Räubern niederzuhauen. Und wenn es auch dem Tyrannen gelang, die edle Freischar zu zersprengen, vernichten konnte er nicht ihren Sinn, der verklärend bei ihnen blieb durch die Frau, die ihre Taten lenkte, und der schließlich zum Siege führte.



Fürstin Luise Radziwill

Friedrich der Große hatte dem preußischen Staat und seinem Heer einen Ruhm hinterlassen, der nicht zu erschüttern war. Dieser feste Glaube durchdrang auch den geringsten Soldaten, dieses Bewußtsein erfüllte alle bis hinauf zu den Höchsten mit Sicherheit und Ruhe. Man war eben das Volk des großen Königs. Seine Nachkommen, die Erben seines stolzen Thrones, hatten ein Recht dazu, von der ganzen Welt Achtung zu fordern. Dies empfanden ganz besonders Louis Ferdinand und seine Schwester Luise, die Kinder des jüngsten Bruders Friedrichs II. In dem Edelmut ihrer Gesinnungen, dem Feuer ihres Geistes waren sich die Geschwister sehr ähnlich, nur daß Luise dieses Feuer zu zähmen wußte, während Louis Ferdinand ihm zu oft Gewalt über sich ließ. Schon früh hatte der große König die seltenen Gaben seiner Nichte erkannt und sich viel mit ihr beschäftigt. Sein Tod machte einen tiefen Eindruck auf die Prinzessin, so jung sie auch damals noch war, denn sie wurde am 24. Mai 1770 geboren. Immer glänzender entfalteten sich ihre Gaben. Ein starker Wille war ihr eigen, der zuerst mit ganzer Kraft hervortrat, als sie den Mann ihres Herzens gefunden hatte, denn man wollte es nicht zugeben, daß sie den Fürsten Anton Radziwill zum Gatten wählte. Aber sie überwand die Schwierigkeiten. Mit ganzer Seele liebte sie den jungen Fürsten, dessen Geist und Talente sie mächtig anzogen. Für sie war Verschiedenheit des Ranges und der Religion kein Hindernis, um glücklich zu sein.

Nie würde sie ohne Liebe heiraten. Diese Versicherung gab sie immer wieder ihrer Mutter, die für ihr Kind einen andern Gatten wünschte. Und hatte sich das Geschlecht der Radziwills

nicht schon zweimal mit dem Hause Brandenburg vermählt? Man machte sie darauf aufmerksam, daß Fürst Anton fünf Jahre jünger war als sie. Lächelnd schüttelte Luise das Haupt. Was tat dieser geringe Unterschied des Alters bei zwei Menschen, die das Schicksal füreinander bestimmt hatte! Ja, Luise fühlte, daß sie ganz zu dem Erwählten ihres Herzens gehörte. Dieses Bewußtsein hob sie über alle Kränkungen hinweg, die ihr von seiten des Hofes nicht erspart blieben. „Ich sah nur den, von dem ich einzig und allein das Glück erwartete."

Und Luise hatte sich in dieser Erwartung nicht getäuscht. In der Vereinigung mit dem Prinzen Anton fand sie alles, was sie von dem Leben ersehnt hatte. Er, der durch die Güte und Liebenswürdigkeit seines Wesens jeden bezauberte, gewann auch bald das Herz seiner Schwiegereltern. Rasch wußte er den Unwillen, den Louis Ferdinand über die Wahl seiner Schwester empfand, zu besiegen. Mit Entzücken sah Luise, daß der heißgeliebte Bruder und der heißgeliebte Gatte sich fest vereinigten, daß sie in ihrer künstlerischen Begabung einander immer wertvoller wurden.

So floß das Leben dem jungen Paare schön dahin. Weit öffneten sie ihr Haus dem Geist und der Wissenschaft. Stein wurde ihr Freund, Wilhelm von Humboldt ihr Berater, Johannes von Müller ihr gern gesehener Gast. In dem Umgang mit solchen Männern gewann Luise immer größere und tiefere Bildung. Als Frau von Staël im Frühjahr 1804 nach Berlin kam, verkehrte sie viel in dem Radziwillschen Hause. Mit klugem Blick erkannte sie die seltenen Gaben Louis Ferdinands, den sie innig in ihr Herz schloß. Und auch der ritterliche Prinz verehrte die geistreiche Freundin. Wie schmerzte es das Geschwisterpaar, als sie die Nachricht bekamen, daß Necker, der von Frau von Staël so heißgeliebte Vater, gestorben war, und sie diese dunkle Kunde ihrem Gast überbringen mußten!

In solchen Augenblicken tat Luise tiefe Einblicke in das edle, in fremdem Leid ganz aufgehende Herz Louis Ferdinands, der

von so vielen verkannt wurde. Doppelt stolz war sie dann auf ihren Bruder, beseligt von dem Gefühle, daß auch ihr Gatte ihn voll würdigte. Durch das Geschenk schöner gesunder Kinder wurde das Glück des jungen Paares noch erhöht.

Herzliche Liebe verband Luise auch mit den Eltern ihres Gatten. Freudig begrüßte sie den Plan, nach Polen zu reisen, um dort die ganze Familie Radziwill kennen zu lernen. Diese Reise wurde eine der liebsten Erinnerungen ihres Lebens, denn viel Schönes, viel Interessantes begegnete ihr da.

Die alte Fürstin Radziwill, eine außerordentlich liebenswürdige, feingebildete Dame, besaß großen Schönheitssinn. Schon oft hatte sie in Berlin von ihrem „Arkadien" erzählt, einem Besitz, den sie sich ganz nach ihrem Geschmack, ihrer Phantasie eingerichtet hatte. Sie brannte darauf, Luise dieses „Arkadien" zu zeigen, das eine halbe Meile von Nieboròw, dem fürstlichen Schloß, entfernt lag. Mit großen Erwartungen betrat Luise den schon so oft erwähnten Garten, doch je weiter sie ging, je größer wurde ihr Staunen. Alles, was sie sah, zeugte von dem außerordentlichen Geschmack der Schöpferin dieses kleinen Paradieses. Bei jedem Ausruf der Bewunderung lächelte die Fürstin glücklich und überlegen, als wollte sie sagen: Warte doch, dies ist ja nur der Gang zu dem Schönen! Nun standen sie vor einem Tempel. Luise konnte sich nicht satt sehen an dem edlen antiken Stil. Die Fürstin zog einen Diamantschlüssel, den sie an einer Kette um den Hals trug, hervor. Feierlich öffnete sie die mit Bronze beschlagene Mahagonitür. Man trat in eine Rotunde. Eine Fackel aus blauem Stahl, die in der Hand eines Amors erstrahlt, beleuchtet geheimnisvoll diesen Raum. Wie im Traum schreitet Luise weiter. Nun steht sie in einem Kabinett. Eine prächtige Orgel glänzt ihr entgegen. Unwillkürlich glaubt man getragene Töne zu hören, die ergreifend und doch klanglos den Raum erfüllen. Unter diesem Eindruck erscheint alles von Rhythmus und Harmonie erfüllt: die Mahagonitäfelung der Wände, die Schränke aus gleichem Holze. Geräuschlos auf-

tretend, um die überall schwebenden Töne nicht zu stören, nähert sich Luise diesen Schränken; prächtig gebundene Werke glänzen ihr entgegen: eine verständnisvolle Auswahl französischer und englischer Dichter. Voller Staunen gleiten die Augen über den Schreibtisch, über den Kamin. Hier fesselt jede Vase, jede Statuette den Blick. In die üppigen Kissen der Chaiselongue möchte man träumend gleiten — fern der Welt. Doch weiter führt der Schritt, immer dieselbe Geräuschlosigkeit wahrend. Das Schlafgemach der Fürstin. Nicht doch, man steht ja in einem Garten ... Reizende Täuschung, die von den mit Ölfresken bemalten Wänden ausgeht! Diese Fresken zeigen den Garten der Fürstin Czartoryska, also glaubt die Fürstin Radziwill bei der geliebten Freundin zu weilen, wenn sie sich in ihrem Arkadien aufhält. Welch sinnige Idee! In der Nähe und doch wieder in der Ferne ist sie bei ihr, denn der Gazeschleier, der die Wände verhüllt, rückt das Nahe gleichsam in die Ferne. Unter einem Zelt von indischem Gewebe steht das Bett. Es steht auf einem Podium, umgeben von einem Geländer von Mahagoni; Schalen und Vasen aus Alabaster reihen sich reizvoll aneinander. An der Decke eine durchsichtige Ampel. Noch lange hätte Luise hier bewundernd weilen mögen, doch vorwärts schreitet die Führerin. Da ist der Salon: weißer Marmor. Welch milde, zauberhafte Helligkeit. Wo findet das Licht des Tages hier seinen Zutritt? Das Auge sucht. Oben unter den Kranzleisten sind Rundbogen angebracht, die die Stelle von Fenstern vertreten. Darunter zwei Vestalinnen, in den Händen Alabastervasen, das Schönste auffangend, das der Schöpfer uns verliehen hat: das Licht. Ein großer Spiegel gibt den See wieder, der sich draußen an die Stufen des Tempels schmiegt. Vor diesem Spiegel steht ein Altar, er ist aus demselben weißen Marmor wie die Stufen draußen. Auf ihm ruhen die schönsten Gaben des Gartens, der glücklichen Besitzerin gleichsam als Tribut dargebracht: Rosen, Rosen in üppiger Fülle. Und weiter auf einem Tische liebe Andenken, aufgestellt von zärtlicher Hand,

über die ein Schleier gebreitet ist. Davor ein kurulischer Sessel, ihm zur Seite ein Löwe aus Marmor. Gerade gegenüber ein Ruhebett, ein prächtiger weißer Schal bekleidet es. Dieser Schal hat eine Geschichte. Wo stammt er her? Wer besaß ihn einst? Seine Heimat ist Indien, die Heimat alles Geheimnisvollen. In seinen Falten ruhte Tippo-Sahib aus, der letzte Gouverneur von Mysore, bevor er unter den Kugeln der Engländer fiel, gegen die er sein Land verteidigte.

Nun steht Luise wieder in dem Garten. Hat sie geträumt? Nicht doch, die Frau, die den Mann geboren, der ihr das Liebste auf der Welt ist, schreitet ja neben ihr. Und dort — dort unter den blühenden Bäumen taucht er auf ... Sie eilt ihm entgegen ... Sie liegt an seinem Herzen, glücklich in dem Gefühl des Genossenen, selig in dem Gefühl des Genießens.

So schreitet Luise, begleitet von Schönheit und Liebe, durch das Leben. Freude reiht sich für sie an Freude. Herrliche Tage verbringt sie in Rheinsberg, auf dem Schloß ihres Onkels, des Prinzen Heinrich von Preußen, der neben seinem Bruder Friedrich II. der hervorragendste Held des Siebenjährigen Krieges gewesen war. Dieser Aufenthalt ist ihr immer besonders lieb, wenn auch Louis Ferdinand sie begleitet. Wie ihr einst als Kind jedes Spiel an Bedeutung gewann, dem der Bruder sich anschloß, so genießt sie auch jetzt in seiner Gegenwart alles in erhöhtem Gefühle. Schöne Pläne schmieden die Glücklichen für die Zukunft, nicht ahnend, daß die Zukunft reich an Schmerz sein sollte.

In die Ruhe und Harmonie dieses Lebens traten störend die politischen Ereignisse. Wie konnte Napoleon sich erdreisten, das Land zu verletzen, in dem ein Friedrich II. geherrscht hatte! Tief kränkte den stolzen Sinn der Fürstin jener nichtachtende Durchzug der französischen Truppen. Wer war denn dieser Napoleon? Die Welt nannte ihn ein Genie, für die Nichte des großen Hohenzollernkönigs war er nur der Abenteurer von dunkler Herkunft. Und dem sollte man sich beugen? Nicht konnte sie es fassen, daß man vor ihm zitterte, seine Gunst

suchte und Verträge mit ihm abschloß, die schmachvoll waren für ihr stolzes Preußen. Gesühnt mußte diese Schmach werden, abgewaschen mit französischem Blute. Man mußte dem frechen Emporkömmling zeigen, wen er gewagt hatte zu beleidigen, man mußte es der ganzen Welt zeigen. Nicht durfte man säumen. Da stand ja das siegreiche friedrizianische Heer. In diesem glühenden Wunsch nach Rache war die Fürstin ganz eins mit ihrem Bruder. Auch Louis Ferdinand empörte die Haltung des preußischen Staates. Er wie seine Schwester verachteten die feigen Prediger des Friedens, die nur um ihre eigne Sicherheit zitterten, sahen mit Entsetzen und Abscheu auf die falschen Berater des Königs. Das tapfere Geschwisterpaar fand eine mutige Verbündete in der Königin. Ja, der Krieg mußte der Sieg sein, so dachte die Prinzessin Luise. Louis Ferdinand schmerzte tief das Schwanken des preußischen Staates. Er war für eine Vereinigung mit Österreich, für einen germanischen Bund. „Einsam und ohne Alliierte wird Preußen fallen," rief er aus, als man seine Stimme nicht hörte und er in ahnendem Geiste das Schreckliche nahen sah. „Dann werden die Tränen und die Klagen jener erbärmlichen und feigen Prediger des Friedens die Monarchie Friedrichs nicht retten."

Welch eine Freude für den tapferen Prinzen, als es zu einem Bündnis zwischen Rußland und Preußen kam! Die Truppen rückten aus: es galt Österreichern und Russen beizustehen. Hoch schlug das Herz Louis Ferdinands. Schon war er nahe der böhmischen Grenze, da — welch unerwarteter Schlag! Napoleon hatte bei Ulm und Austerlitz gesiegt. Voller Angst machte man Friede. In seiner Verzweiflung schreibt der Prinz an die Schwester:

Zwickau, 20. Dezember 1805, nachts.

Meine liebe Schwester!

Soeben erhalte ich Deinen Brief mit den Nachrichten über Österreich und die russischen Armeen. Der Abfall Österreichs und der unwürdige Friede, den es geschlossen hat oder zu

schließen im Begriff ist, würde mich mehr überraschen, als es der Fall ist, wenn ich nicht gewußt hätte, welche Schwäche überall herrscht. Diese mußte notwendig zu gegenseitigem Mißtrauen und einer solchen Katastrophe führen. Ich habe ein derartiges Ereignis oft vorausgesehen, habe es dem König gesagt und mit Hardenberg darüber gesprochen, indem ich hervorhob, wie notwendig es sei, eine Persönlichkeit nach Wien zu senden, die dort beruhigend wirken, Vertrauen erwecken und nicht so zweideutig von Grundsätzen sein möge wie Haugwitz und sein Kumpan Lombard. Als ich diesen Sommer den Brief von Gentz bekam, habe ich ihn Hardenberg und Zastrow gezeigt. Ich sagte ihnen, es stände zu befürchten, falls alle Versuche, die beiden Höfe einander näherzubringen und energische Maßregeln gegen Bonaparte zu ergreifen, von uns zurückgewiesen würden, daß das Wiener Kabinett sich eines Tags auf die Seite von Frankreich schlagen würde. Statt vorzugehen, Partei zu ergreifen und eine bestimmte Erklärung abzugeben, fahren wir fort, hin und her zu tasten, und wagen es nicht, das Wort „Krieg" auszusprechen, das ganz Berlin mit Schrecken zu erfüllen scheint. Kann man sich da über das wundern, was uns begegnet ist? Den Krieg werden wir haben, aber statt ihn mit Glanz durchzuführen, wie wir es gekonnt hätten, wird die ganze Bürde auf uns lasten. Doch wenn uns die Russen nicht im Stich lassen und wir zuerst losschlagen, werden wir uns der Oberpfalz und der Länder zwischen Main und Donau bemächtigen können. Die russischen, preußischen, englischen, hessischen und sächsischen Armeen zählen zusammen fast 400000 Mann, und ganz gewiß wird er nicht so leichten Kaufs davonkommen wie bei Mack und den ungeschickten Generalen, die bei Austerlitz befehligt haben. Versichere die Königin meiner ehrfürchtigsten Huldigung und aufrichtigsten Anhänglichkeit und bitte sie, nicht den Mut zu verlieren. Louis.

Ja, nun galt es nicht den Mut zu verlieren. Der ritterliche Prinz gehörte zu denen, die bis zuletzt das Haupt hoch trugen.

Auch Blücher hatte seinen edlen, mutigen Sinn erkannt. Er lernte sein Wesen schätzen und lieben in jener Zeit, da Louis Ferdinand bei dem Korps des Fürsten Hohenlohe in Thüringen stand. Hier in Erfurt gab er sich mit dem Prinzen das Wort, alles daran zu setzen, Preußens Ehre wieder herzustellen, und wenn der Kampf unglücklich enden sollte, einen ehrenvollen Tod zu suchen.

In diesem Sinne schrieb Louis Ferdinand an Rahel Levin: „Ich werde die Niederlage meines Vaterlandes nicht überleben. Sollte uns dies Unglück beschieden sein, so werde ich sterben."

Und nun kam es zum Kriege. Die Truppen verließen Berlin. Noch hielt Luise den Bruder in den Armen, doch schwarze Ahnungen drängten sich zwischen sie und den Heißgeliebten. Mit Gewalt riß er sich los. Noch einen Gruß wollte er der Königin senden, die er hoch verehrte. Er trat an den Schreibtisch. Luise sah, daß die sonst so feste Hand zitterte, als sie den Schluß des Briefes schrieb: „Ich werde mein Blut für den König und für mein Vaterland vergießen, ohne jedoch einen Augenblick zu hoffen, es zu retten."

Wie betäubt schaute die Prinzessin auf den Bruder, den sie nicht wiedersehen sollte.

„Ich werde mein Blut für den König und für mein Vaterland vergießen ..."

Draußen das Rollen eines Wagens ...

Er war fort.

Und nun verließen auch die andern, an denen Luise in inniger Liebe hing, Berlin. König und Königin waren schon abgereist, die ganze königliche Familie folgte. Es ging nach Stettin.

Von dunklen Ahnungen gepeinigt, fand die Prinzessin nirgend Ruhe. Aus ihrem Palais eilte sie zu den Eltern. Auf der Treppe ... Was war das? — Stand da nicht Louis Ferdinand ...? Jubelnd wollte sie ihm entgegeneilen — doch das Bild, das liebe Bild zerrann ... Schrecken ergriff die Prinzessin. Sie kehrte um: ihre Angst sollte nicht die Eltern ängstigen.

Und nun kam die furchtbare Nachricht von der Niederlage bei Saalfeld, von dem Tode Louis Ferdinands.

„Ich werde mein Blut für den König und für mein Vaterland vergießen ..."

In tiefem Schmerz sank die Prinzessin auf die Knie. Er, der das Panier der Ehre hochgehalten hatte, der Mutige unter Verzagenden!

Und die Preußen ... Die Preußen besiegt ... Sie konnte es nicht fassen. Wenige Tage später mußte sie hören, daß das Heer des großen Friedrich vernichtet war. Unmöglich! Die Schlacht bei Jena ... Die Nichte des großen Königs konnte kein Wort hervorbringen. Und der Staat, das Reich ihres Oheims!

Die französische Armee näherte sich Berlin. Nun mußten auch Radziwills gleich den andern flüchten. Wie betäubt nahm die Prinzessin Abschied von den Eltern, die zurückblieben, weil der Vater erkrankt war.

Die Flucht ging nach Stettin, wohin schon die andern geeilt waren. Als Radziwills hier eintrafen, hörten sie, daß die Königin bereits am Morgen nach Küstrin weitergefahren sei. Und auch ihres Bleibens währte hier nicht lange. Auf die Nachricht, daß französische Truppen im Anmarsche seien, flohen sie nach Köslin. Nirgend Sicherheit, nirgend Ruhe. Weiter nach Danzig!

Wohl war die Flucht für die Prinzessin schrecklich, doch schrecklicher noch das, was sie auf der Flucht hörte. Jeder Tag brachte die Nachricht einer Feigheit. Wo war die preußische Ehre geblieben? Eine Festung ergab sich nach der andern. Und Napoleon, jener verachtete Abenteurer, herrschte jetzt da, wo ihr großer Oheim gewaltet hatte. Den Rock und den Degen, den einst Friedrich getragen, schenkte er den Invaliden von Paris. Die Viktoria, die Göttin des Sieges, hatte er spottend vom Brandenburger Tore herabgerissen. Wo war dies stolze Denkmal geblieben? Verschwunden in einem dunklen Schuppen an der Seine. Alte preußische Regimenter

hatte französischer Hohn die Linden hinabgetrieben wie eine Horde schmutzigen Viehs. Und die Fahnen, die ehrwürdigen Zeugen großer Siege! Wie im Karnevalzug trug man sie durch die Straßen von Berlin, französische Trompeten schmetterten triumphierend dazu.

Die Prinzessin konnte nicht anders denken, als daß dieser Freveltat die Rache auf dem Fuße folgen mußte. Doch dumpf, wie betäubt ging das Volk einher. Der Korse höhnte diesen zur Erde gesenkten Sinn: „Die Preußen sind keine Nation, sie haben keinen nationalen Stolz, sie sind die Gascogner von Deutschland."

Die Nichte des großen Königs erbebte. Jetzt erschien ihr der Tod des geliebten Bruders wie eine Wohltat der gütigen Vorsehung. Wie würde er diese Schmach ertragen haben!

Die Zeit in Danzig war für Luise und ihre Familie eine Pein. Das Haus, in dem sie sich aufhalten mußten, schlecht, die Wände der Zimmer hatte man eben frisch geweißt. Wollte man draußen Erfrischung suchen, so versank man fast in dem Schmutz der Straßen. Kaum war ein Wagen aufzutreiben. Wie eine Erlösung wurde es von allen angesehen, als der König befahl, nach Königsberg zu reisen, da Napoleon sich nach Danzig zu wenden schien.

Eile tat not, also wurde die Fahrt bei Nacht angetreten. Es ging durch die Niederung. Schreckliches Wetter brach ein, die Wege schlecht, jeden Augenblick drohten die Wagen umzustürzen. Endlich langte man in Königsberg an. Aber dies heiß ersehnte Ziel schien anfänglich wenig einladend: die Straßen düster, auf den Einwohnern der Stadt lastete schwerer Druck. Doch in rührender Liebe kamen sie den Gästen entgegen. Luise und ihrer Familie war das Haus des Generals von Auer angewiesen worden. Anfänglich erschrak die Prinzessin angesichts der dunklen Stadtgegend, der kalten, unbehaglichen Räume, in denen sie nun wohnen sollte. Die Aufmerksamkeit und Fürsorge der Wirtin half jedoch über dieses Unbehagen hinweg. Immer drückender wurde die Geldnot; Fürst Anton entschloß



Prinzessin Luise von Preußen, spätere Prinzessin Radziwill,
als Sechzehnjährige

Gemälde von Darbes 1786

sich, nach Warschau zu reisen, um Hilfe zu schaffen. Unterdessen erkrankte Luisens Sohn Wilhelm am Hospitalfieber, das in Königsberg schon viele Opfer gefordert hatte. Fünfzig Tage schwebte der Kranke in Gefahr, das Leben zu verlieren. Die Prinzessin warf sich auf die Knie, in heißem Gebet flehte sie zu Gott. Hier in dieser Not fand sie den Weg zu ihm, den sie seitdem nie wieder verlassen hat. Mit leerer Hand kehrte der Gatte heim: Napoleon war in Warschau eingetroffen. Welch neuer Schlag für die schon so unglückliche Familie! Doch erhobenen Hauptes trug die Prinzessin das Leid, gestärkt durch das Bild der Königin, die allen mit leuchtendem Beispiel voranschritt. Enger als sonst schlossen sich in diesem Exil, in dieser gemeinsamen Not die Frauen der königlichen Familie aneinander. Sie gewannen Königsberg lieb und die ernsten, bedeutenden Menschen, die sich hier zusammengefunden hatten. Nun erfuhr die Prinzessin auch Näheres über den Tod des geliebten Bruders. Wie jedes Wort darüber die Wunde in ihr schmerzender machte! Und doch erschien ihr jede Nachricht über die letzten Augenblicke des Helden wie ein Heiligtum.

Im Geist sah sie den schönen, ritterlichen Mann in Rudolstadt, wo er seine letzte Nacht verbrachte, am Klavier sitzen. Düster erklingen unter seiner Hand die Akkorde. Ab und zu springt er auf, fragend, spähend nach der Hilfe, die man ihm zugesichert hat, und die nicht kommen will. Denn keiner Täuschung gibt er sich mehr hin: das gesamte Lannessche Korps hat er vor sich. Wie soll er gegen diese Übermacht mit seinen geringen Truppen bestehen! Waren doch die Sachsen unter General von Bevilaqua von ihm abgefallen, obgleich er sich alle Mühe gegeben hatte, die Mißvergnügten an sich zu fesseln. Unterwegs war er abgestiegen, hatte sein Pferd fortgeschickt: nicht wollte er einen Vorzug vor den ermüdeten Soldaten haben. Die Soldaten liebten ihn auch und trotzdem ... An falschen Freunden, die auf den Ruhm des Neffen des großen Königs eifersüchtig waren, sollte dieser gottbegnadete Feldherr zugrunde gehen. Wenn keine Hilfe kam, war er verloren. Stunde um

Stunde verrann. Immer düsterer erklangen die Akkorde unter seiner Hand. Die Fürstin von Rudolstadt, die dem Spiel ihres genialen Gastes wie verzaubert lauschte, erbebte. Auch sie fühlte die Nähe des Schicksals, hörte jene unhörbaren Schritte, die sich erbarmungslos näherten.

Der erste Strahl des Morgens gleitet durch die Fenster: nicht freudig leuchtend, beschenkend, nein, fordernd. Der Prinz springt auf, besteigt sein Roß. Mit tränendem Blick schaut die Fürstin dem Scheidenden nach. Noch einmal wendet er sich im Sattel um. Wie bleich sein Antlitz ist! Hilfe! Hilfe! Noch ist es ja Zeit. Ernst mustert Louis Ferdinand die kleine Schar seiner Getreuen. Victor de Caraman, seinen Adjutanten, sendet er zu dem Herzog von Braunschweig, um die gefahrvolle Lage der Avantgarde zu melden und um Verstärkung zu bitten. Nun gibt er die nötigen Anordnungen. Der Angriff beginnt. Sein Beispiel, sein Wort zündet. Die Soldaten sind tapfer. Um elf kehrt Caraman von seiner Sendung zurück mit den Worten des Herzogs von Braunschweig: „Suchen Sie Ihre Stellung bis ein Uhr zu behaupten. Dann kommen wir Ihnen zu Hilfe."

Also Rettung! Rettung in wenigen Stunden. Der Prinz eilt von Glied zu Glied; freudig belebt verkünden seine Lippen die gute Botschaft. Nur Mut! Mut!

Stunde um Stunde verrinnt in tapferster Gegenwehr, in qualvollem Warten. Umsonst alles Spähen, alles Lauschen! Keine Truppen nahen. Die Uhr ist halb drei. Die Soldaten weichen zurück. Vergebens sucht Louis Ferdinand sie zu halten. Das Wort des geliebten Führers verschlingt der Tumult der Auflösung. Der noch immer tapfer kämpfende Prinz sieht sich plötzlich allein. Wo sind die Seinen? Eine Schwadron der ehemaligen Chamborant-Husaren umringt ihn. Nicht hilft mehr heldenhafte Gegenwehr. Er reißt den Hut vom Kopf, um den Schwarzen Adlerorden auf seiner Brust damit zu bedecken: nicht sollen die Verfolger ihn erkennen. Er gibt dem Pferde die Sporen ... Das Pferd setzt über eine Hecke,

stürzt ... Die Husaren dringen auf ihn ein ... Es ist in einem Hohlwege.

„Ergeben Sie sich, Herr Oberst!" ruft ein Unteroffizier.

„Sieg oder Tod!" antwortet Louis Ferdinand.

Heißer Zweikampf entspinnt sich. Der Prinz weicht nicht, so schwer er auch verwundet ist. Sechs Säbelhiebe lassen sein Blut fließen. Die Brust ist getroffen, viermal sein Haupt ... Noch kämpft der Arm ... Da reißt auch den Arm ein schwerer Schlag herunter ... Der Prinz fällt ...

Triumphierend bringt man Napoleon diese Nachricht. Der Unteroffizier Guindey erhält das Kreuz der Ehrenlegion. „Ich hätte Ihn zum Offizier befördert," sagt Bonaparte, „wenn Er mir den Prinzen lebendig gebracht hätte."

„Es ist nicht meine Schuld," erwidert Guindey, „ich kann Ihnen sagen, daß er nicht in der Laune war, sich zu ergeben." Und dabei zeigt er auf die Wunden, die ihm Louis Ferdinand geschlagen hat.

Napoleon nimmt den Degen des Prinzen an sich. Auf seiner Brust findet man einen Brief, ganz durchtränkt von seinem tapferen Herzblut: es ist der letzte Brief, den Luise an ihren Bruder geschrieben hat.

Wortlos geht die Prinzessin zu der Truhe, in der sie die blutigen Kleider ihres heldenhaften Bruders aufbewahrt. Ihre Finger, die den Schlüssel zu dieser Truhe umklammern, den sie nie von sich läßt, zittern in Schmerz, in Qual. —

In diesem Schmerz, dieser Qual suchte ihre Seele Trost in der Gemeinschaft edler Menschen, die gleich ihr für Freiheit und Recht erglühten. Der feste Glaube der Königin stärkte auch ihren Glauben zu ihrem Volke. Nun mußte der Funke geweckt werden, der in der Brust eines jeden schlummerte, damit er zur verzehrenden Flamme würde. Hatten sich nicht schon Fichtes Worte erfüllt: „Gehet ihr ferner so hin in eurer Dumpfheit und Achtlosigkeit, so erwarten euch alle Übel der Knechtschaft, Entbehrungen, Demütigungen, der Hohn und Übermut des Überwinders." Und leuchtenden Auges sah die

Prinzessin auf den tapferen Gelehrten, der Feindeshand und Tod verachtend, seine Reden an die deutsche Nation hielt, während draußen vor seinen Fenstern französische Truppen marschierten und die Straßen widertönten von französischem Trommelwirbel. Mit scharfem Blick sah sie das, was ihrem Volke verlorengegangen war, was wiederersetzt werden mußte. Sie hielt es für heilige Pflicht, mitzuarbeiten an dem Werke, für das jetzt die Edelsten, die Tapfersten ihre ganze Kraft einsetzten. In Königsberg sammelte sie die Männer und Frauen um sich, die Freiheit liebten, Knechtschaft haßten. In ihrem tapferen Sinne waren die Worte Schleiermachers ganz aus ihrer Seele gesprochen: „Furcht macht unfroh und untüchtig, der Feigherzige verliert in seinem ganz verarmten und unwürdigen Dasein die schönste Hälfte seines Lebens."

Sie war es, die zuerst den noch unbekannten Gneisenau erkannte. Sie fühlte den hohen Flug seiner Gedanken, öffnete ihm ihr Haus und bestärkte ihn in den Plänen, die er für die Zukunft seines Landes schmiedete. Und diese Zukunft mußte erkämpft werden mit der Gewalt der Waffen, das ganze Volk mußte begreifen lernen, „daß es ein tiefes Versinken im Egoismus sei, wenn man die Waffenführung nicht für die ehrenvollste Beschäftigung zu jeder Zeit seines Lebens halte, von der nur Körpergebrechlichkeit, Blödsinn und das Verbrechen ausschließen können". Aber neben der Führung der Waffen mußte auch der Geist gepflegt werden, die Erkenntnis der idealen Güter mußte dem erniedrigten Volke wiedergegeben werden. In diesem Sinne sprach sie mit Süvern, lauschte den Vorträgen des greisen Scheffner.

Mit Glück erfüllte es das Herz der edlen Fürstin, daß der schmerzvolle Aufenthalt in Königsberg doch auch Segen in sich barg. Ja, der Aufenthalt war schmerzvoll. Noch lag ihr ältester Sohn krank danieder, auch die Königin war von schwerem Nervenfieber ergriffen. Da kam die erschreckende Botschaft, daß Napoleon sich nahte. Der ganze Hof flüchtete nach Memel. Nur sie, die Prinzessin, mußte in Königsberg bleiben

an dem Krankenbett ihres Sohnes. Mit blutendem Herzen sah sie alle Lieben abreisen. Der Himmel düster. In schweren Flocken fiel der Schnee. Ein Wagen nach dem andern rollte davon. Selbst die schwerkranke Königin hatte sich zur Reise entschlossen. Bleich lag sie in den Kissen des Wagens. Jeder, der sie sah, weinte; nur ihre Lippen lächelten in stolzem Überwinden der Qual.

Nun waren sie alle fort. Doppelt düster erschien Luise jetzt Königsberg. Noch hielt ihre Hand die Hand des geliebten Gatten, doch auch er mußte sie bald verlassen. Über Wien gedachte er nach Teplitz zu gehen, um sich dort Pässe zu verschaffen, mit der Begründung, daß das rauhe Klima, in dem die Seinen gezwungen waren, auszuharren, ihre Gesundheit ganz untergrub. So schwer es dem stolzen Herzen der Fürstin auch geworden war, hatte sie doch einen Brief an Napoleon geschrieben, in dem sie ihn um die Erlaubnis bat, mit ihrem kranken Kinde vorläufig in Königsberg zu bleiben, und um Sicherheit für die Zeit ihres Aufenthalts. Man hatte ihr gesagt, daß der Kaiser sehr erbittert gegen sie sei im Andenken an ihren Bruder Louis Ferdinand. Mit Schrecken dachte sie an eine Begegnung mit dem Korsen. So sehr sie sich auch bemühte, diese Angst vor dem Gatten zu verbergen, so fühlte er sie doch und zögerte, seine Reise anzutreten.

Es ist Nacht. Da trifft die Kunde ein, daß Napoleon schon am nächsten Tage in Königsberg sein werde. Unverzüglich muß der Fürst nun die Stadt verlassen, denn würde seine Gegenwart Luisens Lage nicht noch mehr verschlimmern? In größter Hast werden Schriftstücke verbrannt, die die Franzosen nicht finden sollen. Die Flamme des Kamins wirft unsicheren Schein in das düstere Gemach. Bei dem ersten Morgengrauen scheidet der Fürst von der Gattin. Wird er die Straße noch unbesetzt finden? Und wenn man ihn aufhält? Was werden die nächsten Stunden bringen? Verzweiflung erfaßt das Herz der Fürstin. Wo ist Hilfe? Wo soll sie sich hinwenden? — Sie eilt an das Krankenlager ihres

Kindes ... Die Fieberglut in den lieben Zügen wirft sie auf die Knie.

„Ich betete lange, demütigte mich vor ihm, dessen Wohltaten ich nur zu oft vergessen hatte, und unterwarf mich von ganzer Seele dem von mir angeflehten göttlichen Willen."

Und ruhig werden die Stürme ihrer Seele. Stunde um Stunde verrinnt in ergebenem Harren. Um die Mittagszeit hört sie Lärm vor dem Hause.

Wenn Napoleon nahte ...? Nicht wagt sie an das Fenster zu treten. Da hört sie eine Stimme ... Sie glaubt zu träumen ... Doch nein, nein, es ist die Stimme des Gatten ... Und da steht er auch schon vor ihr. Was war geschehen?

Auf dem Wege nach Tilsit hatte er einen Kurier getroffen, der Briefe an den General Rüchel, den Kommandanten von Königsberg, brachte. Obgleich der Mann den Inhalt der Briefe nicht anzugeben wußte, so sagte er doch, daß er der Überbringer guter Nachrichten sei. Sofort war der Fürst umgekehrt. Und wirklich waren es für den Augenblick gute Nachrichten: russische Truppen hinderten Napoleon am Vormarsch. Wie befreit atmete Luise auf. Der Verhaßte mußte also in Osterode bleiben. Und sie, sie hatte den Gatten wieder.

Und doch — wie kurz war dieses Glücksgefühl. Jede Nacht näherten sich französische Vorposten. Immer unsicherer wurde der Aufenthalt in Königsberg. Wohl wußte General Rüchel geschickt den Feind über die Besatzung der Stadt zu täuschen, indem er alle Tage durch verschieden uniformierte Abteilungen die Tore besetzen ließ. Doch wie lange konnte diese Täuschung vorhalten! An ein Entkommen nach Teplitz war bei dem Stande der Armeen nicht mehr zu denken. Bei Landsberg hatte es einen blutigen Zusammenstoß gegeben. Als einzige Rettung erschien jetzt die Fahrt nach Memel. Die Prinzessin konnte sie wagen, da die Krankheit ihres Sohnes sich gebessert hatte.

Also nach Memel! So sehr Luise auch diese weitere Flucht erschreckte, so empfand sie doch Freude und Beruhigung in dem

Gedanken, die Königin und den ganzen Hof dort zu treffen. Die Nachricht, daß bei Preußisch-Eylau eine Entscheidungsschlacht bevorstehe, beschleunigte die Abreise. Und es war auch die höchste Zeit, wenn man noch fortkommen wollte. Ganze Reihen von Schlitten versperrten Luise in den Straßen den Weg. Mit tiefem Schmerz sah sie auf diesen Schlitten tote oder in Todesqual sich windende Russen.

Wieder fällt der Schnee in großen Flocken. Nur mühsam kommen die Pferde vorwärts. Da — was ist das? — der Horizont in Glut getaucht ... Erschreckt richtet sich Luise in die Höhe. Der Postillion muß halten.

„Eylau steht in Flammen," heißt es.

Die Fürstin macht ein Zeichen, weiterzufahren. Wortlos sinkt sie zurück in die Kissen.

Mein Gott, diese Flammen, dieses Blut, diese Wunden, die zum Himmel schreien!

Endlich ist man in Schwarzort. Wie qualvoll die Fahrt gewesen war! Das niedrige Posthaus nimmt die Reisenden auf.

„Eylau? — Wie steht es in Eylau?" ist die erste Frage der Fürstin.

Man zuckt mit den Achseln, man weiß es nicht.

Am nächsten Morgen geht die Fahrt weiter. Das Haff war noch zugefroren, doch hier und da zeigten sich schon breite Spalten. Luise zittert, nicht um ihr Leben, sie zittert um das Leben ihrer Kinder.

Nun ist Memel erreicht. Luise eilt zu der Königin. Wie glücklich die hohe Frau über die Schlacht bei Eylau ist! Hoffen, süßes Hoffen verklärt die geliebten Züge. Doch bald soll dieses Hoffen schwinden. Nur zu rasch erfährt man, daß die gewonnene Schlacht keine Vorteile gebracht hat: Bennigsens Unentschlossenheit ist daran schuld. Napoleon spricht von Frieden. Und schon der Gedanke an Frieden wirft einen hellen Schein auf das Leben der nächsten Wochen. Man atmet auf. Der Krieg und seine Schrecken scheinen diesem kleinen, abseits gelegenen Orte ferner zu sein. Der Winter weicht; mit be-

sonderer Freude begrüßt man die ersten Sonnenstrahlen. Man promeniert am Meeresstrand und glaubt in einem Seebade zu sein. So klein der Hafen, so hat er doch jetzt eine große Bedeutung, da er der einzig offengebliebene des Kontinents ist. Die Gesandtschaften von England, Schweden und Rußland haben sich hier ausgeschifft. Jeden Abend findet die Gesellschaft Vereinigung bei der Königin oder bei Frau von Voß. Und doppelt eng, doppelt treu schließen sich die Herzen in dem Exil aneinander. Das Eintreffen des Kaisers Alexander wird von allen mit großer Freude begrüßt. Nur die Fürstin Radziwill leidet während dieser Tage schwer: sie leidet in der Erinnerung an ihren geliebten Bruder, den der Kaiser besonders geschätzt hat, und dessen Tod er immer wieder bedauernd erwähnt.

Das Glück über die gewonnene Schlacht bei Heilsberg zerstörte gar bald das Vordringen der Franzosen, der verhängnisvolle Tag von Friedland. Und weitere Schläge folgten: Königsberg in Feindeshand. Das kurze Idyll in Memel vernichtet. Umsonst das große Opfer der Königin, das sie ihrem Lande durch eine Unterredung mit Napoleon gebracht hat. Der Friede von Tilsit ließ alle erbeben. Schrecken erfaßte die Fürstin Radziwill, Schrecken, aber auch der glühende Wunsch, der Mut, zu helfen. Jetzt mußte Stein zurückkehren, er war der Mann, den das gesunkene Land brauchte. Sein Kommen herbeizuführen, das war es, woran die Prinzessin jetzt ihren ganzen Geist setzte. Und nicht umsonst hat sie das Wort an ihn gerichtet:

„... Mutlosigkeit und Schwäche viel mehr als das Glück unsrer Feinde haben uns unterjocht... Auf Sie, mein lieber Stein, wenden sich alle unsre Blicke in diesen traurigen Augenblicken; von Ihnen hoffen wir Trost und Vergessen der Unbilden, welche Sie von uns entfernt, und deren sich zu erinnern Sie zu großmütig sein werden, zu einer Zeit, wo derjenige, welcher Sie beleidigt hat, nur noch Ihre Teilnahme und Ihre Hilfe verdient. Könnten Sie sich unsern Bitten entziehen?

Könnten Sie dieses Land unglücklich und verlassen sehen und ihm diese Talente, diese Einsichten verweigern, die allein uns noch von unserm Falle erheben können? Hardenberg hofft nur auf Sie; er sieht für seinen Herrn keine Hoffnung als in Ihnen, und wenn Sie uns nicht zurückgegeben werden, wenn Sie den Wünschen derer nicht folgen, welche Sie verlangen und flehentlich fordern, was soll aus dieser traurigen Zukunft werden? — Ich gebe zu, Sie auffordern, unser Los zu teilen, heißt Sie der größten Opfer fähig halten, und man hat nichts getan, um sie zu verdienen; aber Ihre Seele ist zu edel, um sich in diesem Augenblicke der Beleidigungen zu erinnern, und ich kenne Sie zu gut, um nicht versichert zu sein, daß, wenn Sie hier wären, Sie ohne Bedenken zur Hilfe dieses so unglücklichen Fürsten kommen würden, der seit fünf Monaten gerechte Ansprüche auf Teilnahme und Anhänglichkeit besitzt. Selbst in den gegenwärtigen Augenblicken behauptet er seine Würde; er hat Freunde, eifrige Anhänger erworben, und er ist mir nie achtungswerter erschienen als seit diesen schrecklichen Unfällen, unter denen ich ihn einen geistigen Mut, eine Festigkeit, eine Entsagung entwickeln sah, welche ich ihm niemals zugetraut hätte... Mein Mann ist noch abwesend, ich erwarte ihn jedoch in wenig Tagen; wie wenig sah er beim Scheiden die ungemeine Schwäche vorher, deren Opfer wir sind, und wieviel Schmerzen erwarten ihn bei seiner Rückkehr! Möge die Hoffnung, Sie wiederzusehen, bald unsern niedergeschlagenen Mut erheben und unsre Wiedervereinigung meinen Schauder vor jener Zukunft zerstreuen, in der ich nicht mehr das Glück finden kann, aber in der das Glück so vieler Wesen, welche mir teuer sind, noch von Ihnen abhängen wird. Versagen Sie sich unsern Bitten nicht, mein lieber Stein, und seien Sie nicht so grausam wie das Schicksal, welches uns alle die ausgezeichneten Wesen nimmt, die mit dem Leben und den Menschen versöhnen konnten. — Wie sehr muß ich das Los meines Bruders segnen! Er hätte in dieser Welt zu viel zu dulden gehabt; und was ich täglich erfahre, läßt mich empfinden, daß die Schmerzen,

die Gott uns schickt, oft Wohltäter sind, die wir in unsrer Verblendung beweinen. Ihm konnte ich nur aus Eigennutz zu leben wünschen. Er fehlt mir an jedem Tage, in jedem Augenblick meines Lebens, und doch fühle ich, daß er viel glücklicher als wir ist..."

Die Worte der Prinzessin haben mit dazu beigetragen, daß Stein alles vergessend zu seinem König eilte, um die Kraft seines Geistes und seiner Tat ganz in den Dienst des unglücklichen Landes zu stellen.

Nun blickte Luise freudiger in die Zukunft, so sehr auch gerade jetzt ihr Herz schwer ist von mütterlichem Leid. Wieder ist ihr ein Kind erkrankt, und wieder muß sie deshalb allein in Memel zurückbleiben, am 3. Januar 1808 ist der ganze Hof nach Königsberg abgereist. Erst nachdem der Zustand des Töchterchens sich gebessert hat, folgt sie den andern. Doch nicht lange währt die Besserung. Wenn die geliebte kleine Lulu ihr genommen würde! Noch wagt sie nicht an diese Möglichkeit zu denken, doch mehr und mehr tritt die fürchterliche Gewißheit vor sie hin.

Es ist Abend. Schweratmend liegt das Kind da. Plötzlich öffnen sich weit die kleinen Augen, unverwandt sehen sie nach der alten Kaminuhr, die gerade gegenüber dem Bette steht.

„Wonach siehst du, mein Kind?"

„Nach dem Engel dort auf der Uhr, Mama. Siehst du ihn?"

„Nein, mein Kind, ich sehe nichts."

„Aber sieh doch nur hin, Mama, der Engel steht auf halb drei Uhr."

Das Fieber wird größer. Immer wieder ruft die Kleine: „Ganz gewiß, liebe Mama, der Engel steht auf halb drei."

Vierundzwanzig Stunden später, gerade um halb drei, war sie selbst unter den Engeln, deren Boten sie zuvor schon gesehen hatte. —

Neben dem Schmerz um den Verlust ihres Kindes wurde das Herz der Prinzessin noch von einem andern Schmerz zerrissen. Mit Entsetzen sah sie, wie die Feinde Steins daran

arbeiteten, diesen großen Mann zu stürzen, dem Könige das Vertrauen zu ihm zu rauben. Welcher Schlag, als der, von dem Luise alles erhofft hatte, von seinem Posten zurücktrat, Königsberg verließ. Und noch mehr des Schmerzes: die geliebte Königin wird immer leidender, jeden Abend stellt sich heftiges Fieber ein. In solchen Stunden fühlt Luise doppelt das Schwere des Exils; sehnsüchtig eilen ihre Gedanken von Königsberg nach Berlin. —

Eines Tags wurde dem König eine Meldung gemacht, die auch die Damen des Hofes lebhaft interessierte: kurz vor seinem Tode hatte ein alter Maurer ausgesagt, daß er als Kind seinem Vater geholfen habe, im Dom im Kneiphof einen Schatz zu vergraben. Einen Schatz... Wie das die Gemüter erregte! Sofort gab der König den Befehl, nachzuforschen, was nicht allzu schwer war, da der alte Mann genau den Ort bezeichnet hatte. Die Angaben stimmten. Wirklich gelangte man in ein ausgemauertes Gewölbe. Doch fand man hier keinen Schatz, wohl aber die Särge des Markgrafen Albrecht und seiner beiden Gemahlinnen sowie die Särge des Fürsten und der Fürstin Boguslaw. Dieser Fürst Boguslaw war Gouverneur von Königsberg gewesen, seine Tochter hatte sich mit dem zweiten Sohn des Großen Kurfürsten vermählt. Man war davon ergriffen, seine irdischen Überreste gefunden zu haben und auch die des Markgrafen Albrecht, des letzten Hochmeisters der Ordensritter, die in Preußen regiert hatten! Die Königin, die dieser Fund besonders bewegte, nahm sich vor, ihrem nächsten Sohne den Namen Albrecht zu geben. Und die Prinzessin Luise sagte: „Wenn das Kind, das mir der Himmel jetzt schenkt, ein Knabe ist, so soll er Boguslaw heißen nach diesen Vorfahren."

Man grub in dem Dome weiter, tagelang währten die Arbeiten. Da stieß man auf eine Mauer. Die Mauer wurde durchbrochen. Nun kam man in einen unterirdischen Gang, der unter dem Pregel hindurchführte. Wie staunte man, dort eine Menge gefüllter Geldsäcke zu finden! Man öffnete sie, das Staunen wurde größer: kürzlich geprägtes Geld schimmerte

den Suchenden entgegen. Wie war dieses Geld hierhergekommen? Man forschte nach, da ergab es sich, daß der Schatz aus der beraubten Universitätskasse stammte.

Lange standen die Königin und die Prinzessin an dem geheimnisvollen Orte. Immer wieder blickten ihre Augen auf die Särge der Vorfahren. Was sie sich hier gelobten, konnte bald zur Wirklichkeit werden: Luise gebar einen Sohn, den sie Boguslaw nannte, acht Monate später schenkte die Königin einem Prinzen das Leben; er wurde Albrecht getauft.

Zwischen Frankreich und Österreich war der Krieg ausgebrochen. Nicht hatte der König sich dazu entschließen können, mit Österreich ein Bündnis zu machen gegen den gemeinsamen Feind.

„Einsam und ohne Alliierte wird Preußen fallen." Immerfort dachte die Prinzessin an diese Worte ihres Bruders. Wie ein Prophet erschien ihr der verklärte Held. Bei Regensburg und Wagram kam es zu Schlachten. Düstere Ahnungen quälten die Gemüter der Verbannten in Königsberg. Seitdem Stein geschieden war, kam Luise ihr Haus vereinsamt vor, doch fand sie Trost in dem Umgange mit Gneisenau und Wilhelm von Humboldt.

Alle suchten die Königin, die jetzt viel leidend war, zu zerstreuen.

„Majestät," sagte eines Tags die Hofdame Gräfin Tauentzien, „hier in Königsberg weilt gegenwärtig eine Frau aus Frankfurt am Main, die eine berühmte Wahrsagerin ist."

„Warum hält sie sich hier auf?" fragte die Königin.

„Wegen eines Prozesses, der hier zur Entscheidung gelangt."

„Und wo stammt die seltsame Frau her?"

„Aus Hessen-Darmstadt."

Die Königin überlegte eine Weile, dann sagte sie: „Nun gut, sie mag kommen. Ich will ihr einige Fragen vorlegen."

Die Frau kam.

„Werden wir vor Ende dieses Jahres nach Berlin zurückkehren?" war die erste Frage der Königin.

Die Wahrsagerin breitete die Karten auf dem Tische aus: „Ja, zweifellos."

„Werden wir in Berlin bleiben oder wieder genötigt werden, es zu verlassen?"

„Euer Majestät werden nicht sehr lange in Berlin bleiben, werden aber nach kurzer Abwesenheit dahin zurückkehren und das Land nie wieder verlassen."

Über das Antlitz der Königin glitt ein seliges Lächeln.

Ihr Preußen, ihr geliebtes Preußen nie wieder verlassen! Wenn die hohe Frau die wahre Bedeutung dieser Prophezeiung geahnt hätte! — Vielleicht hätte sie dann auch gelächelt, gelächelt in dem Gedanken der Erlösung von allem irdischen Leid.

„Was wird aus Napoleon werden? Wird er immer siegreich sein?"

„Die Jahre 1810 und 1811 werden noch sehr schwer für Preußen sein, aber im Jahre 1812 wird Napoleons Stern erbleichen, und Preußen wird einen Ruhmesgipfel ersteigen, wie es ihn noch nie erreicht hat."

In dem Gemach tiefes Schweigen. Schon hatte die seltsame Frau ihre hohen Zuhörer verlassen, und doch wagte niemand sich zu rühren. Alle blickten auf die Königin. Wie bewegt sie war! Nun stand sie auf. Erhobenen Hauptes schritt sie hinaus.

Die Ereignisse der nächsten Zeit drängten die Erinnerung an diese Stunde zurück. Die französische Besatzung hatte Berlin verlassen. Nun ging's wieder nach der geliebten Stadt. Alle atmeten auf. Wie freute sich auch Prinzessin Luise der Heimkehr, des Wiedersehens mit ihren Eltern. Und doch...

„Ich schied nicht ohne Bewegung von Königsberg," schrieb sie, „wo ich so wichtige Lebensjahre verbracht, wo ich meine geliebte Tochter verloren und so viele Beweise rührender Anhänglichkeit erhalten hatte, wo uns so viele Prüfungen auferlegt, aber auch so viele Tröstungen beschieden worden waren. Wie sehr habe ich oft diese von Gott gesandten Unglückszeiten gesegnet, da sie es sind, die mein Herz zu ihm zurückgelenkt haben!"

Immer wieder wandte sich die Prinzessin im Wagen um, zurückblickend nach dem ihr lieb gewordenen Exil. Kalte Dezembertage. Unwegsame Straßen. In einem Hohlweg blieben die Wagen stecken. Trotz allen Anstrengungen konnte man keinen Schritt weiterfahren. Die Nacht brach an. So mußte man bis zum Morgen in diesem Hohlweg ausharren, durch den der Wind pfiff.

Endlich erreichte man das Schloß Finkenstein, das dem Grafen Dohna gehörte. Wie freute sich die Prinzessin, diesem ehrenwerten Manne einen Besuch abstatten zu können, der in Memel zum König gekommen war, mit der Bitte, ihm mit seiner Frau folgen zu dürfen, wohin ihn auch das grausame Schicksal führen möchte. Und nicht genug dieser persönlichen Aufopferung! Obgleich der edle Graf schwer unter der Fremdherrschaft zu leiden hatte, seine beiden Schlösser ganz belegt waren von dem Hauptquartier Napoleons, so gab er doch freudig 20000 Taler für die Aushebung von Schwadronen.

Nun wohnte die Prinzessin in dem Zimmer, in dem Napoleon geschlafen hatte. Sie sah noch die Vorkehrungen, die getroffen worden waren, um seinen Mamelucken Roustan unterzubringen. Und dieselbe Frage, die die Königin der Wahrsagerin vorgelegt hatte, beschäftigte jetzt auch ihren Geist: „Wird er immer siegreich sein?“ — —

Nicht lange sollte die Freude der Heimkehr währen. Ein furchtbarer Schlag war für die Prinzessin der Tod der Königin. Zum letzten Male hatte sie die geliebte Freundin in Charlottenburg kurz vor ihrer Abreise gesehen. Wie heiter sie gewesen war in dem Gedanken, nun bald bei ihrem Vater in Neustrelitz zu sein!

„Du vergißt, daß wir morgen Montag haben, und daß es gegen deine Grundsätze ist, am Montag zu reisen,“ hatte der König halb scherzend, halb besorgt gesagt.

Doch sie, sie hatte gelacht. Noch hörte die Prinzessin dieses herzliche Lachen: „Oh, nichts bringt Unglück, wenn man zu seinem Vater reist.“

So war sie denn nicht nur zu dem irdischen, nein, auch zu dem himmlischen Vater gereist. Immerfort mußte die Prinzessin an die Worte der Wahrsagerin denken: „Euer Majestät werden nicht sehr lange in Berlin bleiben, werden aber nach kurzer Abwesenheit dahin zurückkehren und das Land nie wieder verlassen."

Also so — so war die Prophezeiung in Erfüllung gegangen. Nein, nie wieder würde sie das Land verlassen, die dort in Charlottenburg ruhte.

Und noch ein andrer ruhte für immer in der Gruft des Berliner Domes, den das Herz der Prinzessin mit tausend Tränen verloren hatte: Louis Ferdinand. Von Saalfeld war die Leiche des heldenhaften Prinzen hierhergebracht worden. Um Mitternacht hatte die Beisetzung geschehen müssen, denn das Volk war sehr erregt, und man fürchtete, daß es bei dieser Gelegenheit zu öffentlichen Kundgebungen gegen die Franzosen kommen würde.

Ja, in dem Volke gärte es. Immer mehr zeigte sich der Haß gegen den französischen Unterdrücker. Und nun sollte man für ihn gegen Rußland kämpfen. Welch neue Erniedrigung!

Diese Erniedrigung empfanden all die tapferen Männer, deren Seele nur einen Gedanken hatte: den Gedanken, die Schmach zu sühnen, die Napoleon auf Preußen gehäuft hatte. Nein, sie wollten nicht unter diesem Verhaßten dienen! Wenn es ihnen nicht vergönnt war, für die Unterdrückung des eignen Landes zu kämpfen, so gab es doch Länder genug, die jetzt tapfere Schwerter brauchten. Mit Entsetzen sah die Prinzessin diese heldenhaften Männer, von denen sie so viel für die Zukunft ihres Volkes gehofft hatte, Preußen verlassen, um nach Spanien und Rußland zu gehen. Auch Gneisenau schied. Immer dunkler wurde es in Preußen; die jetzt Verbündeten hausten in dem unglücklichen Lande ärger als die Feinde. 129 Millionen wurden dem erschöpften Lande abgepreßt.

Nein, die Monarchie Friedrichs mußte gerettet werden. Derselbe Glaube, der die verewigte Königin Luise beseligt hatte, dieser Glaube an ihr Volk erfüllte auch die Prinzessin Rad-

ziwill. In allen Schrecken sank nicht ihr Mut, immerfort arbeitete sie daran, die Gesunkenen wieder aufzurichten, und bereitete so in dem Bereich ihrer Kräfte die Erhebung vor. Welch ein Glücksgefühl, welch ein Stolz durchströmte sie, als ein Heldenarm die Ketten sprengte, als der mutige York „jetzt oder nie" den ersten Schritt zur Befreiung tat! Der Weg war nun geöffnet, der Weg, der wieder zur Ehre führte. Was die edle Fürstin ahnend in ihrem Volke gesehen hatte, das stand nun vor ihr zur leuchtenden Wirklichkeit auf. Und bald stand es auch vor der ganzen Welt. Die Männer, die die Schmach fortgetrieben hatte, kehrten beseligt in dem Gefühle, nun endlich für das Vaterland kämpfen zu können, heim.

Unter diesem erlösenden Eindruck schreibt die Prinzessin an Gneisenau:

„Berlin, 30. April 1813.

... Dem Himmel sei es gedankt, Sie sind in einem großen, in einem schönen Augenblick zu uns zurückgekehrt. — Sie werden sich neue Rechte auf die Dankbarkeit des Vaterlandes und des Königs erwerben, und die Vorsehung wird die frommen Wünsche Ihrer Freundin für Ihr Glück erhören; doch bin ich in banger Erwartung der nächsten Ereignisse, seit ich heute früh hörte, die Franzosen wären über die Saale gegangen: wie kann ich ohne Schmerz diese Gegend nennen hören? Möge Sieg jetzt die Stätte bezeichnen, wo er fiel, der so sehr verdient hätte, heute zu leben. — Es hat meinem Herzen wohlgetan, daß Sie in dieser bedeutenden Zeit an ihn zurückgedacht haben, und daß sein Andenken und das unsrer unvergeßlichen Königin Ihnen so gegenwärtig war: seit sieben traurigen Jahren habe ich um ihn, nicht über sein Schicksal getrauert, jetzt aber, ich gestehe es, war meine erste Freude über Preußens schöne Hoffnungen Tränen, daß ich nicht mehr mich dieses Glückes mit ihm erfreuen kann."

Wie ein Talisman haben diese Worte den Helden in Kampf und Sieg begleitet, während des ganzen Krieges hat Gneisenau den Brief der hohen Freundin auf seiner Brust getragen.



Luise von Preußen, Fürstin Anton Radziwill
1770—1836

Alles zog in den Kampf. Glückstrahlend sah die Prinzessin auch ihren ältesten Sohn in die Reihen der Vaterlandsverteidiger treten. Der Gatte, der Sohn, beide opferten sich der großen Tat, und auch sie war tätig in Liebe. Tag und Nacht brachte sie an dem Lager der Verwundeten zu, die schönsten Säle ihres Palastes machte sie zum Lazarett. So sehr sie auch die Franzosen haßte, in dem verwundeten Feinde sah sie nur den leidenden Menschen. Mit ganzer Seele verfolgte sie den Kampf der Befreiung, in dem die Preußen wieder jene Helden waren wie unter dem großen Friedrich. Immer erhielt sie von ihren Freunden Nachricht von dem Schauplatz des Krieges. So durchlebte sie mit im Geiste jeden der großen Tage, die jetzt leuchtend durch die Welt strahlten; ihr war es, als stände sie dicht unter den alten ehrwürdigen Fahnen, die nun wieder von Siegen rauschten. Wilhelm von Humboldt, Niebuhr, all diese Männer, die die Not des Vaterlandes so eng mit dem Hause der Prinzessin verknüpft hatte, konnten das Glück der endlichen Befreiung nicht schöner genießen, als wenn sie es mit der edlen Freundin teilten. So schreibt Gneisenau nach der Schlacht bei Leipzig an die Fürstin:

„Wie glücklich ich jetzt atme, lebe und webe! Wir haben die Nationalrache, die National-Unabhängigkeit. Diese Güter sind mehr wert als die unermeßlichsten Reichtümer bei fremder Herrschaft ..."

Ja, Preußen war wieder die Macht, auf die bewundernd die Welt blickte. Hoch richtete sich die Nichte des großen Königs auf. Jede Schwäche, jeder Fleck der Schande ausgelöscht durch eine Heldentat. Gesund kehrten der Prinzessin Gatte und Sohn heim. Und als sie die Geliebten noch einmal nach Napoleons Flucht von Elba in den Kampf ziehen sah, da wurde das stolze Gefühl ihres Glückes noch erhöht durch das Bewußtsein, daß nun auch ihr zweiter Sohn das Schwert für das Vaterland ziehen konnte. Und wieder führte das gnädige Geschick die Tapferen unversehrt zurück in ihre Arme.

Nun war das Werk vollbracht, nun konnte man den Frieden

genießen. Und das fürstliche Ehepaar fand den größten Genuß in liebetätiger Arbeit, die sie auf dem nicht leichten Posten als Statthalter des Großherzogtums Posen ihren Untergebenen zuteil werden ließen. Doch die Polen, die sich in ihren Hoffnungen getäuscht sahen, waren trotz allem Entgegenkommen nicht zu versöhnen. Dies erfüllte das Herz der Prinzessin mit Trauer, die in dem großen Glück alle beglückt wissen wollte.

Ja, das Glück war groß, das nun wieder in dem Radziwillschen Hause herrschte. Doch wie die Sonne nicht immer gleich leuchtend der Erde scheinen kann, so tritt auch immer wieder Leid in das Leben des Menschen. In späteren Jahren verlor die Prinzessin zwei Söhne und eine Tochter. Doch tröstete sie der Gedanke, daß ihre Kinder gut gewesen waren und nicht umsonst der Welt und dem Vaterlande gelebt hatten. Auch den Gatten, mit dem innige Liebe sie in Tagen der Freude und des Schmerzes verbunden hatte, mußte sie scheiden sehen.

Drei Jahre darauf starb sie selbst am 7. Dezember 1836. In Antonin an der Seite des Gemahls ruht die Prinzessin Luise, die den Reichtum ihrer Gaben und ihrer Taten so ganz in den Dienst des Vaterlandes gestellt hatte.





Prinzessin Wilhelm von Preußen

Neben der Königin Luise leuchtete an dem preußischen Hofe in der Nacht der Erniedrigung und in den Tagen der Erhebung eine Fürstin, von der Stein sagt:

„Die Prinzessin Wilhelm verbindet mit Schönheit und Würde einen kräftigen, gebildeten, besonnenen Geist und ein edles, großes, tiefes Gemüt. Ihre Gestalt ist der Abdruck ihrer Seele: Reinheit, Ebenmaß, Würde. Sie ist geboren zu einem Thron, aber sie wird auch jede Lage des Lebens verschönen und veredeln, und wäre sie die niedrigste. Ihre Erziehung erhielt sie von einem vortrefflichen Vater, der ihr Lehrer und Freund war und frühzeitig die Keime des Großen und Guten in ihr entwickelte. Frühzeitig wurde sie mit Leiden und Entbehrungen mancher Art bekannt; als Kind vertrieb sie die Invasion der Franzosen aus dem väterlichen Wohnsitz; nur wenige Jahre vermählt, begleitete sie die königliche Familie in den unglücklichen Jahren 1806, 1807, 1808. Hier verlor sie ihre zwei Kinder, und ihren Gemahl entfernte der Feldzug und die Sendung an Napoleon.

„Sie liebt Geschichte und erlernt sie aus den Übersetzungen der Alten, die sie mit großer Aufmerksamkeit liest und durch Auszüge in ihr Gedächtnis einprägt. Ihr Urteil über Menschen ist bei solchem Gemüt und solchen Beschäftigungen strenge, frei von Vorurteilen; sie ist unerbittlich gegen das Flache und Gemeine, und wäre es auch mit dem Glanze des Thrones umgeben.

„Eine Folge ihrer Besonnenheit und der Würde, mit der sie jedem seine Stelle anweist, ist die Verschwiegenheit, die sie in einem hohen Grade besitzt. Sie hat einen unwiderstehlichen Hang zur Einsamkeit, zu einem inneren, in sich gesammelten

11*

Leben, das ihre äußeren Verhältnisse, mehr als gut ist, befördern. Ihre Liebe zur Kunst ist verbunden mit einem ausgezeichneten Talent im Zeichnen, das sich durch sich selbst, weniger durch Unterricht entwickelt hat."

Ja, der Prinzessin Marianne von Hessen, geboren zu Homburg am 13. Oktober 1785, war das hohe Glück zuteil geworden, an der Seite eines bedeutenden Vaters heranzuwachsen. Streng hielt der schlichte, ehrenhafte Mann an seiner deutschen Gesinnung fest, so sehr auch die Gattin sich dem französischen Geschmack zuneigte. Von frühester Kindheit an wußte er einen Abscheu gegen alles fremde Wesen seiner Tochter einzuprägen, was ihm auch um so leichter gelang, da die kleine Prinzessin schon sehr unter dem ersten Kriege, den Deutschland gegen die Französische Republik führen mußte, gelitten hatte. Früh zeigte sich bei ihr neben Schönheit und Anmut Güte des Herzens und ein wahrhaft edler Sinn. Mit Freuden begrüßte man ihre Verlobung mit dem Prinzen Wilhelm von Preußen. Dieses Bündnis schien alles äußere und innere Glück in sich zu schließen, da die beiden gleich edlen Menschen sich von ganzem Herzen liebten. So floß denn auch die erste Zeit der Ehe in reinem Glück dahin, was noch erhöht wurde durch die Freundschaft, mit der sich Marianne an die Königin Luise schloß. Soviel wie möglich zog sich die Prinzessin von dem Geräusch des Hofes zurück, denn die Stille behagte ihrem tiefen Gemüt am besten. Sie liebte den Umgang mit bedeutenden Menschen, und gute Bücher waren ihre Freunde. Als ihr eine Tochter geboren wurde, war sie die liebevollste, hingebendste Mutter. Doch bald entriß ihr der Tod das Kind, und dies war der erste große Schlag in ihrem Leben. Nicht lange konnte sie sich dem Schmerze hingeben, denn das traurige Schicksal des Landes nahm ihre Seele ganz in Anspruch. Unter der Macht Napoleons fiel Preußen. Die furchtbare Schlacht bei Jena war geschlagen. Der Hof floh, auch die Prinzessin mußte Berlin verlassen. Doch nur bis Danzig kam die Fliehende, da sie zum zweitenmal Mutter wurde. Hier lag sie in Sorge um

ihr Land, in Angst um den Gatten, der bei der Armee weilte, und doch hoch beglückt in dem neuen Geschenk des Himmels. Prinz Wilhelm eilte herbei. Der Feind in der Nähe, unverzüglich mußte die Flucht fortgesetzt werden. Das Kind schwach, die Mutter leidend. Immerfort hielt sie das Kleine in ihren Armen, als ahnte sie, daß es ihr entrissen werden könnte. Und wieder streckte der unerbittliche Tod seine Hand danach aus. Noch hielt sie ihr Kind, wenn es auch nur ein entseelter Körper war. Man wollte es ihr abnehmen. Sie duldete nicht, daß es in einer Erde begraben wurde, über die bald fremde, verhaßte Füße gehen würden. So hielt sie denn zwei Tage, zwei Nächte ihr totes Kind im Schoß, hinter ihr die Feinde, vor ihr das Exil. In diesen Stunden, die sie äußerlich niederzwangen, erhob sich ihre Seele zu jener Höhe, jener Größe, die sie verklären.

Fast drei Jahre brachte sie mit der geflüchteten Königsfamilie in Königsberg zu, und diese Zeit ist für ihr inneres Leben und ihre Zukunft von hoher Bedeutung geworden. Hier schwand das äußerliche Wesen des Hofes; Ernst, Innerlichkeit traten an seine Stelle. Die Not des Landes legte auch der königlichen Familie Entbehrungen auf. Freudig entsagte der Prinz einem Drittel seiner Apanage, die edle Gemahlin bestärkte ihn in dieser Opferwilligkeit. Auch sonst stellte sich Prinz Wilhelm ganz in den Dienst des Vaterlandes. Scharnhorsts Gedanken nahm er mit glühendem Eifer auf und arbeitete mit an dem großen Werke, aus dem alten Heere ein neues zu schaffen. Diese Tätigkeit entfernte ihn viel von der Gattin, aber die Prinzessin klagte nicht darüber; die Stille, die Einsamkeit war ihr lieb, weil sie Gelegenheit gab, immer mehr ihren reichen Geist auszubilden. Und dann war Königsberg in jenen schweren Jahren ein Sammelplatz ernster, bedeutender Menschen. Die gemeinsame Not entfernte die Unterschiede der Stände, und so trat mancher in die Gemächer des Hofes, der sonst nicht dort eingetreten wäre. Dieses Fallen der strengen Etikette begrüßte die Prinzessin mit Freude, denn

so konnte sie nun leichter ihren Wissensdurst stillen. Zwanglos ging Scheffner bei ihr ein und aus. Er las ihr „Klingers Geschichte eines Deutschen" vor und machte sie mit den Satiren des Horaz von Wieland bekannt. Die Offenheit des greisen Patrioten verstand sie ganz, und lächelnd nahm sie seine wohlgemeinten Ratschläge hin, „ihr Geisteslicht nicht unter den Scheffel zu stellen; denn da die natürliche Sonne selten die Hofzimmer erhelle, müsse man für Herzenserleuchtung sorgen". Mit scharfem Blick hatte Scheffner ihre reichen Talente erkannt, aber auch ihre Bescheidenheit, sich mit diesen Gaben in die Stille zurückzuziehen.

Doch so sehr die Prinzessin die Stille liebte, stets öffnete sie weit ihr Herz der Not des Landes. Und die Not war gerade jetzt drückender denn je. Der Friede von Tilsit, den man anfänglich mit Freude begrüßt hatte, brachte keine Spur von Segen. Das unglückliche Volk seufzte unter der Last der Einquartierung, unter der rohen Gewalt der Fremdherrschaft. Was einst blühend gewesen war, welkte dahin. Die immer wachsenden Kriegskontributionen vernichteten die letzte Hoffnung, sich je wieder aus diesen Drangsalen emporzurichten. Wo war Rettung? Wo war Hilfe? Die Schreie der Not drangen bis in die Stille, mit der die Prinzessin sich umgab. Vereint mit ihrem edlen Gemahl suchte sie nach Mitteln der Linderung, und da war es, daß in dem fürstlichen Paar ein großer Gedanke auftauchte: persönlich wollte der Prinz Napoleon bitten, die Last der Einquartierung zu verringern und die Kontribution herabzusetzen. Der König genehmigte diesen Plan, und so trat der Prinz die schwere Reise an, auf der Alexander von Humboldt ihn begleitete. Beim Abschiede flüsterte die Prinzessin dem Scheidenden noch einen Entschluß zu, der den ritterlichen Prinzen mit Stolz auf seine Gemahlin erfüllte. Frei trat er vor Napoleon, in beredten Worten schilderte er das Unglück des preußischen Königs und seines Landes. Aber hart, unerbittlich blieb der französische Kaiser. Da versuchte der Prinz das letzte, seine Gemahlin hatte ihm ja die Erlaubnis

dazu gegeben, sogar den Auftrag. Er flehte nochmals um Räumung des Landes; wenn die französischen Truppen erst herausgezogen seien, dann könnte man auch die Kontributionen zahlen. Napoleon lächelte.

„Sire!“ rief der Prinz. „Ich stehe schon vor Ihnen, ein Wort von mir in die Heimat, und meine Gemahlin steht an meiner Seite. Nehmen Sie uns als Geiseln...“

Der Kaiser trat einen Schritt zurück. Tiefes Schweigen. Dann umfaßte er den ritterlichen Gesandten.

„Das ist sehr edel,“ sagte er, „aber unmöglich.“

Unmöglich! Mit diesem vernichtenden Wort endete die Unterredung. Also war nichts erwirkt, keine Hoffnung auf Linderung, das arme Land sollte sich ganz verbluten. Während der Unterredung war noch ein Brief von der Prinzessin angekommen. Mit tränendem Auge las der Prinz:

„Daß ich solches niederschreiben kann, ohne Zittern, ohne Hinsinken, sieh, das lehrt Liebe — die starke Liebe nur! — Wenn ich bei dir sein kann, gleichviel im Kerker oder in Palästen, wenn nur mit Ehre, — dort ereile ich Dich bald — wenn es dann einst beendet ist, kehren wir beglückt zurück ins Vaterland. — Wenn es möglich aber wäre, daß ihm das Zögern zu lange dauerte mit den Bezahlungen und er es anders mit Dir enden wollte — o, da gibt es ja wohl Wege genug zu seinem Herzen, oder nicht Herz, daß er mich mit Dir gehen ließ! — Wir stehen allein jetzt — wir dürfen es — Amalie ist ja auch schon tot. — O, dann sind wir auf ewig selig.“

Eng schloß sich die Prinzessin an Stein, durchdrungen von seiner Größe und dem Gefühle, daß er die Zukunft des Landes sei. Welcher Schlag also auch für sie, als Napoleons Haß ihn verfolgte und er fliehen mußte! Doch fest hielt sie an dem Geächteten. Selbst in der Ferne war er ihr Rat und Stütze, und gerne lauschte sie seinen Worten, die sie immer wieder ermahnten, nicht zu sehr ihrer Neigung für die Einsamkeit Raum zu geben.

Gehorsam versuchte die Prinzessin, sich mehr der Außenwelt zuzuwenden, aber ein neuer Schicksalsschlag trieb sie wieder in die Stille zurück: der Sohn, den sie gebar, war tot. Nicht war es ihr möglich, mit diesem Schmerz in der Seele, das Königspaar an den russischen Hof zu begleiten. Sie sah auch den Gemahl abreisen, einsam blieb sie zurück. Aber nicht untätig war sie in dieser Einsamkeit, liebend nahm sie die königlichen Kinder an ihr Herz und schenkte ihnen alle Zärtlichkeit. Das Jahr 1809 neigte sich seinem Ende zu. Im Dezember kehrte der ganze Hof nach Berlin zurück. So mußte denn auch die Prinzessin Königsberg verlassen, das ihr in der Stille, die sie dort umgeben hatte, lieb geworden war. Angst erfüllte sie bei dem Gedanken, daß nun wieder geräuschvolle Tage, Tage des Glanzes kommen würden, die so wenig in Einklang mit dem Schmerz ihrer Seele standen. Wem konnte sie diese Angst vertrauensvoller mitteilen als Stein, der so reiches Verständnis für alles innere und äußere Leben hatte! Der große Mann antwortete:

„Der Aufenthalt in Königsberg muß uns allen unvergeßlich sein, es war eine Zeit der Prüfung, des Ausdauerns, des Strebens nach einem besseren, edleren Zustande der Dinge. Schwäche, Ränke der Einheimischen, rohe Gewalt der Fremden, zufällige Ereignisse haben alles vereitelt, die Werkzeuge zertrümmert, zerstreut ... Mir wird das Andenken an eine junge Fürstin, die mit allem Glanz äußerer Schönheit, ein herrliches, für jedes Edle und Große empfängliches Gemüt verbindet, unvergeßlich sein; ihre Lage im Leben sei, welche sie wolle, sie wird sie durch ihre Gesinnung und Betragen veredeln und erheben."

Die Jahre 1809 und 1810 brachten viel Schmerzliches. Auch das stolze Österreich, das die Welt mit so viel Hoffnung erfüllt hatte, war vor dem französischen Überwinder niedergesunken, umsonst hatte der tapfere Schill und seine edlen Freunde geblutet. All diese Schrecken erfüllten und bewegten das Herz der Prinzessin, doch nun kam ein Schlag, der sie bis ins tiefste verwundete: Königin Luise erlag ihren Leiden.

„Sie ist durchs Herz gestorben, sie, die nur darin lebte," rief die Prinzessin aus. Und wieder nahm sie ihre Zuflucht zu Stein, dem Freunde in der Not:

„... In einem Brief läßt es sich nicht alles so auseinandersetzen, aber mündlich würde ich es Ihnen so gerne sagen, wie alle Annehmlichkeit des Lebens für mich dahin ist mit ihr. — Sie war so unaussprechlich gut und schwesterlich mitfühlend gegen mich, so daß ich jeden Augenblick und bei jedem Ereignis sie ach! mit ewigem Kummer vermisse...

„Ich kann nicht fortfahren, es tut mir zu weh...

„Der König ist so verehrungswürdig in seinem Leid, das gewiß nie enden wird — er ist so christlich ergeben und das so geduldig; er ist so gut gegen mich, daß ich ohne Tränen ihn nicht ansehen kann.

„Was mich heut so unwillkürlich hinriß, Ihnen zu schreiben, war, daß ich zum erstenmal die V. Vorlesung von Süvern über die Ritterzeit gelesen habe. — Es hat mich diese Schrift so erhoben und ergriffen, wie beinahe noch keine, denn es war so ganz alles, wie ich es meine und fühle, so fromm und deutsch, wie gewiß nur die Zeit sein konnte, wo die Menschen noch glaubten und demütig waren. — Mir ist's, als wenn Philosophie Eigendünkel erzeugte, und daß diese beiden Dinge daher das Zeitalter verdürben. — Ich rede wohl recht eingeschränkt und als wenn ich aus einer dunklen Zeit redete — aber mit jedem Tage nimmt das bei mir zu, je mehr ich mich so augenscheinlich von der Nichtigkeit des Irdischen überzeuge. Ach! Da wird man so klein und demütig vor dem Allein — Allmächtigen — das führt zum Glauben, deucht mir, nicht zum Hellesehen in den Dingen, die der Mensch doch einmal nicht durchschauen kann.

„In einem bin ich besser geworden, ich darf es sagen, seitdem wir voneinander schieden, in der Frömmigkeit." —

Und Stein antwortete ihr und tröstete sie aus seinem Exil in Prag.

Ganz versteht die Prinzessin den Freund, und jedes seiner Worte findet bei ihr reichen Widerhall.

„... Alles, was Sie mir sagen, muß mir lieb sein und mich interessieren, aber der Inhalt dieses letzten Briefes gab mir doppelt viel, denn es war mir so wert, aus Ihrem Munde die Bestätigung dessen zu hören, woran ich so oft denke und in denselben Gesinnungen bin — denn die Zeit und die neuen Menschen fordern einen auf, Vergleichungen anzustellen, und da fällt mir auch immer der Kontrast in die Augen; wenn ich die hohe Aufklärung und Gebildheit unseres Zeitalters loben höre und rühmen, und mir so klar scheint, daß der alte gerade Weg so viel eher zum Ziele führte, wie unsere geregelten, die doch so krumm laufen. Ebenso schlicht, aber festen Glaubens steht in meinem Herzen der Unterschied der Religion und Philosophie geschrieben; ich kann zwar von letzterer nicht anders urteilen, wie in ihren Wirkungen, aber da habe ich in mir einen Grund, der mir die erstere so unendlich hoch über die andere setzt — es kommen die Menschen nämlich und disputieren darüber und sagen, ob denn ein schönerer Grundsatz zu finden sei in der ganzen Bibel wie der: ‚Tue das Gute um des Guten willen' — wie uneigennützig, wie groß, wie einfach das sei? — Meine geringe Meinung ist aber, daß gerade darin der Stolz der heutigen Menschen sich ausspricht — ach! die Demut, deucht mir, steht dem schwachen Menschen so viel besser an; und in dem Ausspruch des Christentums, welcher dieses charakterisiert, wie jener die Philosophie, liegt so ganz der Unterschied: ‚Tue das Gute um der Liebe willen', welche Milde! Ja, wenn der Hochmutsschwindel einmal vorüber ist, dann, meine ich, werden schönere Sterne wieder leuchten ..."

Eine solche Frau konnte es wohl wagen, an die Stelle zu treten, die von der Besten, der Edelsten verlassen worden war. Seitdem Königin Luise dahin geschieden, fehlte nicht nur den königlichen Kindern die Mutter, sondern auch dem ganzen Lande. Bescheiden, immer in demutvoller Zurückhaltung suchte die Prinzessin Wilhelm die Unersetzliche zu ersetzen.

Am 29. Oktober 1811 wurden ihr zwei Knaben geschenkt: Adalbert und Friedrich Thassilo. Welches Glück! Welche Hoff-

nung für Gegenwart und Zukunft! Dieses Glück wurde noch erhöht durch die Nachrichten, die aus Rußland kamen. Also hatte den Tyrannen doch das Schicksal ereilt. „Nur die Tugend kann groß machen, das Laster geht am Ende in Erbärmlichkeit unter." Die Wahrheit dieser Yorckschen Worte empfand die Prinzessin ganz, als sie von dem großen Gerichte hörte, das Gott auf den vereisten Steppen von Rußland über Frankreich hielt. Dort zwischen Moskau und Wilna lagen auf hartgefrorener Erde 80000 Leichen: elende Überreste von Hochmut und Gewalttat. Und er selbst, der sich vermessen hatte, das Schicksal zu sein! In einsamen Schlitten, nur begleitet von Caulaincourt, hatte er 150 Meilen fliehen müssen, um dem großen Richter zu entgehen. Und doch konnte er ihm nicht entgehen; die gewaltige Hand war auch nach ihm ausgestreckt, den ärgsten Übeltäter noch nicht fassend, weil er noch nicht genug der Schrecken gesehen und an seinem eignen Leibe erfahren hatte. Das alles wurde der Prinzessin auf ihrem Krankenlager klar. Dankbar faltete sie die Hände.

Doch bald sollte sie die Hände zu anderm Gebet falten, zu heißem Flehen, das Tag und Nacht zum Himmel stieg. Der eine ihrer kleinen Söhne wurde krank. Keine Liebe der Mutter, keine Kunst des Arztes konnte ihn von der Gewalt des Todes erretten. Umsonst hatte sie in heißem Gebet um ihr Kind gerungen. Nun neigte sie demütig das Haupt. Die Worte der Königin und Freundin standen vor ihrer Seele: „Wie er will, alles wie er will." Und still schrieb sie in ihr Tagebuch:

„Der Glaube überdauert das Hoffen, das lernte ich heute früh, wie ich die halberstarrte Totenhand meines Fried Thassilo in meinen Händen suchte zu beleben und zu erwärmen — ich sagte mir immer: bei Gott ist kein Ding unmöglich, er half Simson, und glaubte fest, er würde mir zurufen: ‚Weib, dein Glaube hat dir geholfen!' Oder war mein Glaube doch nicht fest genug? Ist Glaube auch ein Hoffen? — Aber die Liebe ist doch wohl die größeste unter ihnen, denn dort oben dauert die fort, wenn hienieden der Glaube und die Hoffnung uns

hinaufgeleitet haben. Gegen 9 Uhr ist mein Fried Thassilo entschlafen, es war der erste Mensch, den ich so sterben sah, und wohl mir, daß ich es sah, es hat mich so ruhig gemacht, ich fühlte so ganz, wie er nur länger schlafen würde und weiter nichts — sonst war mir das Bild des Todes so gräßlich, nun durch diesen Anblick des Hinscheidens ist mir der Eindruck ganz verändert, ich sah auch, wie vergänglich diese Hülle sein müßte, nur wie eine Uhr, die abläuft, wie eine Maschinerie, für diese Erde vonnöten, und daß das alles nur eine Nebensache sei, das Wesen allein bleibt und dauert gewiß ewig fort. — Da will ich zum erstenmal zu Bett gehen, ohne für ihn zu beten — jetzt bete du für mich, mein Engelchen!"

So geläutert, konnte die Prinzessin um so vollkommener den großen Beruf antreten, der sie nun erwartete. Yorck hatte den entscheidenden Schritt getan: „Jetzt oder nie!" schallte es von ihm aus in die Welt. Und die gedemütigte, erniedrigte Welt hob sich; in jeder Stadt, jedem Dorfe, in jedem Hause, das die Hand eines Mannes barg, wurde diese Hand zur Faust, die fest das Schwert umklammerte. Was von Gewalt unterdrückt in den Menschen geschlummert hatte, das schlug nun leuchtend die Augen auf: Haß, Rache, Liebe. Hatte nicht jeder eine Freveltat zu sühnen? War nicht aus jedes Leben etwas Liebes, ihm Teures gerissen worden? Nun brach der Tag der Vergeltung heran. Zur Tat! Zur Tat! Rußland wollte Preußen helfen, vereint mit dieser Macht würde man siegen. Der König ging nach Breslau: ein bedeutungsvoller Schritt, den jeder verstand. Ihm folgten die Prinzen. Auch die Prinzessin sah ihren Gemahl scheiden, doch ruhig, voll Kraft blieb sie zurück. War es nicht ihre Pflicht, jetzt da zu stehen, wo die verewigte Königin gestanden haben würde? Das verlassene Berlin brauchte die Landesmutter, die Zurückbleibenden mußten gestärkt werden, getröstet. Und wer wäre dazu besser gewesen als die Prinzessin Wilhelm!

Tage der Angst, des Hoffens, der Verzweiflung kamen und gingen, die Prinzessin blieb ruhig. Da hieß es: „Die Russen

kommen! Die Russen!" Und schon waren die Kosaken in der Stadt. Die Franzosen gaben Feuer... Fort waren wieder die wilden, so heiß ersehnten Steppenreiter. Vor den Toren donnerten die Geschütze. Der Schlund der Kanonen richtete sich gegen das königliche Schloß. Zitternd flehte ihre Umgebung die Prinzessin an, zu fliehen, das Leben zu retten, doch die mutige Fürstin wollte nichts von Flucht wissen. Sie hatte übernommen, das Eigentum des Königs zu schützen, hier war ihr Platz, hier mußte sie bleiben. Das heldenhafte Beispiel wirkte segenbringend; nicht nur im Schloß wurden die Gemüter ruhiger, auch in der Stadt. Jedes Auge, und wenn es auch aus der ärmsten Hütte drang, richtete sich auf die Prinzessin und fand so Kraft.

Der König hatte die Männer seines Volkes zu den Waffen gerufen; alles, was die Hand gegen den Unterdrücker heben konnte, war herbeigeeilt. Doch nun, am 1. April 1813, erschien in den Zeitungen ein „Aufruf der königlichen Prinzessinnen an die Frauen im preußischen Staate." Unter diesem Aufrufe stand an erster Stelle der Name: Marianne, Prinzessin Wilhelm von Preußen. Also ging die edle, mutige Fürstin auch hier allen mit großem Beispiele voran.

„Das Vaterland ist in Gefahr!" so sprach der König zu seinen getreuen, ihn liebenden Untertanen, und alles eilt herbei, um es dieser Gefahr zu entreißen. Männer ergreifen das Schwert und reißen sich los aus dem Kreise ihrer Familien, Jünglinge entwinden sich der zärtlichen Umarmung liebender Mütter, und diese, voll edlen Gefühls, unterdrücken die heilige Mutterträne. Alles strömt zu den Fahnen, rüstet sich zu dem blutigen Kampfe für Freiheit und Selbständigkeit. Die Flamme, die in dem Busen eines jeden lodert, sichert den glücklichen Ausgang. Aber auch wir Frauen müssen mitwirken, die Siege befördern helfen, auch wir müssen uns mit den Männern und Jünglingen vereinen zur Rettung des Vaterlandes. Darum gründe sich ein Verein, er erhalte den Namen der ‚Frauenverein zum Wohle des Vaterlandes'. Gern stellen wir uns,

die wir dem Vaterlande angehören, an die Spitze dieses Vereins. Wir hegen das feste Vertrauen, es wollen die edelmütigen Frauen und Töchter jeden Standes mit uns dazu beitragen, daß Hilfe geleistet werde den Männern und Jünglingen, die für das Vaterland kämpfen, damit es wieder in der Reihe der geachteten Staaten stehe, in welchem der Friede seine Segnungen ausströmen könne.

„Nicht bloß bares Geld wird unser Verein als Opfer dargebracht annehmen, sondern jede entbehrliche wertvolle Kleinigkeit — das Symbol der Treue, den Trauring, die glänzende Verzierung des Ohres, den kostbaren Schmuck des Halses. Gern werden monatliche Beiträge, Materialien, Leinwand, gesponnene Wolle und Garn angenommen, und selbst unentgeltliche Verarbeitung dieser rohen Stoffe als Opfer angesehen werden. Solche Gaben, Geschenke und Leistungen geben fortan das Recht, sich ‚Teilgenosse des Frauenvereins zum Wohle des Vaterlandes' zu nennen.

„Alles, was auf diese Art gesammelt wird, gehört dem Vaterlande. Diese Opfer dienen dazu, die Verteidiger, die es bedürfen, zu bewaffnen, zu bekleiden, auszurüsten, und wenn die reiche Wohltätigkeit der Frauen uns in den Stand gesetzt, noch mehr zu tun, dann sollen die Verwundeten gepflegt, geheilt und dem dankbaren Vaterlande wiedergegeben werden, damit auch von unsrer Seite erfüllet werde das Große, das Schöne, damit das Vaterland, das in Gefahr ist, auch durch unsre Hilfe gerettet werde, sich neu gestalte und durch Gottes Kraft aufblühe."

Marianne, Prinzessin Wilhelm von Preußen.
Wilhelmine, Prinzessin von Oranien.
Auguste, Kurprinzessin von Hessen.
Wilhelmine, verwitwete Prinzessin von Oranien.
Prinzessin Ferdinand von Preußen.
Luise, Prinzessin von Preußen. Radziwill.
Karoline, Prinzessin von Hessen.
Marie, Prinzessin von Hessen.

Berlin, den 23. März 1813.

Nicht umsonst drang dieser Ruf der Fürstinnen zu den Frauen des Volkes. Alle eilten herbei, jede gab, was sie nur geben konnte. In dieser Zeit wurde jedes Weib zur Heldin. Die Gatten, die Väter, die Brüder hatten sie schon freudig dem Vaterlande geopfert, alles, was ihr Herz an Liebe barg, dahingegeben, nun legten sie auch die kleinen und großen Schätze ihres Hauses auf den Altar des Vaterlandes. Kein ängstliches Besinnen, kein kleinliches Erwägen. Was ihnen noch kurz zuvor als unersetzlich erschienen war, jetzt hatte es für sie nur noch den Wert, dem Vaterlande zu dienen. Eilig öffneten die Finger die Schmucktruhe, rasch griffen sie nach den Edelsteinen, doch nicht mehr, um sich damit zu zieren, jetzt war es Zier, sich auch des Liebsten zu entäußern. Was sich von Tochter auf Tochter vererbt hatte, die Glanzstücke der Familie, die man heilig gehalten, nun war die Stunde gekommen, wo man sich erst mit ganzer Seele ihres Besitzes erfreute, denn der Wert des Besitzes wuchs in dem Gedanken, ihn dem Vaterlande zu geben. Allen voran mit leuchtendem Beispiel ging der Adel: eine glänzende Reihe vornehmer Geberinnen, die köstliches Geschmeide brachten mit herzlichem Segenswunsch für König und Krieger. Aber dem Adel standen die Bürgerfrauen nicht nach: ein herrlicher Wettstreit von Opferfreudigkeit und Edelmut. Wer keinen Schmuck besaß, der gab wenigstens seine Uhr hin. Eine Jungfrau sandte ein Paar goldene Ohrringe, das einzige, was sie an Wert besaß, ein und schrieb dazu: „In dem Augenblicke, wo es gilt, für König und Vaterland handeln zu können, ist es schmerzhaft, keine Reichtümer zu besitzen; so lege ich die geringe Gabe, die ich zu bieten vermag, auf des Vaterlandes heiligen Altar, begleitet von dem Wunsche, daß jede Tochter des preußischen Staates eilen möge, sich ihres entbehrlichen Putzes zu berauben." Und Schande wäre es gewesen, in dieser Stunde an Putz zu denken, sich zu schmücken. Alt und jung beseelten gleiche Gefühle. Das Kind gab sein Halskettchen hin, die Mutter ihre Brillanten. Oft verschmähten es die edlen Geberinnen, ihre Namen zu nennen. Was tat auch der Name?

War es nicht gleich, von wem die Gabe kam? Wenn nur dem Vaterlande und den mutigen Kämpfern Hilfe ward! In diesem Gedanken fühlten sich die Frauen eins. „Mit dem Spruche ‚Gebet dem Herrn, was euch am liebsten ist!' gebe auch ich, was mir das Teuerste und Liebste war, eine kleine goldene Uhr und einen Dukaten." Und unter dieser Gabe und diesen Worten stand nur Wilhelmine. Eine Frau, die sich als „Patriotin" bezeichnete, gab das letzte Andenken ihres geliebten Vaters: sechs silberne Löffel. Freudig brachten Bräute den Schmuck, den ihre in den Kampf gezogenen Verlobten ihnen als Andenken hinterlassen hatten. Witwen gaben die Eheringe hin, oft das einzige, das sie von dem verstorbenen Gatten besaßen, und das sie an Liebe und Glück erinnerte. Und all dieses Geben so freudig, so still. Der letzte Sparpfennig wurde hervorgeholt. Kleine Schulmädchen leerten glückstrahlend ihre Sparbüchsen. „Von der kleinen Marie einen Taler acht Groschen, die man ihr zu einer Puppe geschenkt hatte". Alle waren tätig, zupften Scharpie, nähten Verbände. Frauen und Mädchen, gleich, ob ihre Finger gewohnt waren die Nadel zu führen oder nicht, fertigten Kleidungsstücke für die Freiwilligen, machten Stickereien, die sie zum Wohle des Vaterlandes verkauften. Keine wollte zurückstehen, jede leistete nach ihren Kräften, ihren Gaben. Künstlerinnen dachten nicht mehr an den eignen Ruhm, der Ertrag ihrer Arbeit gehörte dem Vaterlande. Von dieser Begeisterung wurden die Geringsten, die Ärmsten ergriffen. Eine Frau brachte ihr ganzes Hausgerät, ein altes Mütterchen ein Paar wollene Socken mit den Worten: „Das letzte bißchen Armut einer Soldatenwitwe." Die Königsberger Dienstmädchen legten ihre Ersparnisse zusammen; vier Laubtaler: „Auch wir Königsberger Dienstmädchen tragen ein deutsches Herz im Busen, das für Notleidende schlägt und besonders für diejenigen Krieger, die für unsre Freiheit geblutet haben." So drängten sich denn alle zur Arbeit für das geliebte Vaterland. Manch ehrsame Hausfrau entließ ihr Dienstmädchen, um den ersparten Lohn zum Wohle der in den



Prinzessin Wilhelm von Preußen

Büste von Christian Rauch

Kampf Gezogenen dahingeben zu können. Zögernd brachte ein armes Weib vom Lande zwei Bund Stroh, es war das einzige, was sie zu geben hatte. Ob ihre Gabe wohl nicht zu gering sei? Nein, in dieser Zeit war keine Gabe zu gering, alles wurde gebraucht, jedes Opfer war Linderung für die Verwundeten. Als sie dies sah, dies hörte, eilte sie beglückt wieder nach Hause. Noch hatte sie ja zu viel, so arm sie auch war. In diesem Bewußtsein zerschnitt sie das Bettuch auf ihrem Lager. An einem kleinen Teile hatte sie genug, der größere gehörte den Verwundeten. Humpelnd am Stock kam zu dem Bülowschen Korps ein altes Mütterchen, vier Brote legte sie strahlend hin. „Ich habe nur vier blanke Viergroschenstücke im Vermögen," sagte sie, „dieses Witwenscherflein habe ich in die Brote hineingebacken, damit der arme Soldat zugleich ein paar Groschen zum frischen Trunk finde." Und still beglückt ging sie nach Hause, wo Entbehrungen ihrer harrten, da sie das Letzte hingegeben. Mühsam hatte eine arme Frau von ihrer Hände Arbeit zehn Taler erspart, sie wollte sich davon ein neues Kleid kaufen. Nun zögerte sie nicht einen Augenblick, das sauer erworbene Geld zu opfern. „Die Jäger brauchen es notwendiger als ich," sagte sie schlicht. Eine arme Wäscherin wusch Nacht für Nacht die Wäsche der Verwundeten. Fest und stolz wies sie jeden Lohn dafür zurück.

Ferdinande von Schmettau, die junge Tochter eines im Dienst des Vaterlandes verarmten Offiziers, war untröstlich, nichts zu besitzen, was sie in dieser Stunde geben konnte. Da entsann sie sich, daß man einst für ihr prächtiges Haar viel Geld geboten. Mit Schrecken hatte sie damals der Gedanke erfüllt, ihren einzigen, ihren schönsten Schmuck hinzugeben, um dessentwillen sie bewundert wurde, auf den sie mit Recht stolz war. Nun erfüllte sie dieser Gedanke mit Glück. Leuchtenden Auges sah sie, wie die langen köstlichen Flechten von ihrem Haupte glitten. Nun war sie ja reich, denn der Erlös ihrer Haare, aus denen man Bänder und Ringe fertigte, brachte dem Vaterlande 1200 Taler.

So gaben die Frauen, und wenn man alle Geberinnen aufzählen wollte, so müßte man jede Frau dieser Zeit nennen. Die edle Opferfreudigkeit erfüllte die Prinzessin Wilhelm mit Glück, mit Stolz. Ja, das war das Volk der unvergeßlichen Königin. Die Söhne, die Gatten solcher Frauen mußten siegen. Und immer größer wurden die Opfer, die man von den Frauen forderte. Die Söhne, die Gatten, die Brüder, die sie in jugendlicher Kraft hatten dahinziehen sehen, sie lagen zerschmettert auf dem Schlachtfelde, rot war die Erde von ihrem Blute. Doch der Gedanke, daß dieses Blut die Erde des geliebten Vaterlandes wieder rein wusch von Tyrannei und Freveltat, gab den zurückgebliebenen, in der Stille kämpfenden Heldinnen Kraft, das Furchtbare zu tragen. Fest, freudig in ihrer Ergebung nahmen sie jeden Schlag des Schicksals hin. Eine Witwe, die alles verloren hatte, und deren einziger Sohn als Verteidiger des Vaterlandes gefallen war, zeigte seinen Tod an mit den Worten: „Ich beklage ihn nicht, aber ich fühle, was ich verlor." Frau von Schierstedt, geborene von Werder, schrieb in der Todesanzeige des letzten ihrer Söhne: „So sind denn alle dem Vaterlande gefallen, dem ich sie geboren hatte, und dürfen noch im Tode mein Stolz sein — aber dennoch schweigt das Gefühl der Mutter nicht, die keinen Sohn mehr hat."

Ja, in dieser Zeit empfanden die edelmütigen Mütter doppelt das stolze Glück, Söhne geboren zu haben. Ein Fremder fragte eine einfache, in Schwarz gekleidete Frau, ob sie einen von den Ihren im Kampfe verloren hätte. Unter Tränen lächelte sie: „Meine zwei Söhne." Doch dann verdüsterte sich ihr Antlitz. „Aber meine Nachbarin hatte drei Söhne, und alle drei sind für das Vaterland gefallen."

Auch Prinzessin Wilhelm verlor ihren Lieblingsbruder Leopold: er starb den Heldentod bei Lützen. Sie klagte nicht, still schrieb sie in ihr Tagebuch: „... Die Blumen blühen noch, die Nachtigallen singen, und er ist nicht mehr."

Aber nicht an die Wunden im eignen Herzen dachten die edlen Frauen, nun gab es ja reichlich Wunden zu heilen,

Schmerzen zu stillen. Lazarette wurden errichtet, unermüdlich waren die sanften weiblichen Hände in der Pflege. Wenn man den eignen Gatten, den eignen Bruder nicht mehr ins Leben zurückrufen konnte, so wollte man doch andern diese Schätze erhalten. Allen voran mit leuchtendem Beispiel ging Prinzessin Wilhelm. Böse Fieber wüteten in den Lazaretten. Die tapfere Fürstin blieb an den Krankenlagern. Um sie herum brachen die pflegenden Frauen, von dieser Seuche ergriffen, zusammen, sie zitterte nicht. Doppelt schien es ihr jetzt Pflicht, Kraft zu zeigen, auszuharren. Und auch die andern Frauen zeigten Heldenkraft. Kaum genesen, standen sie wieder an dem Schmerzenslager, tröstend, lindernd. Und dann mußte ja auch für Witwen und Waisen gesorgt werden. Groß war der Segen, der von der Tätigkeit der Frauen ausging.

Als das preußische Heer trotz aller Tapferkeit zum Rückzuge nach Schlesien gezwungen wurde, lag die Gefahr nahe, daß Berlin wieder in die Gewalt der Franzosen geriet. Welch ein Gericht würde der erbitterte Feind dann in der Hauptstadt halten! Man flehte die Prinzessin an, zu fliehen, stellte ihr die Schrecken vor, die ihrer harrten, wenn sie in Berlin blieb. Doch die tapfere Frau verließ nicht den Platz, von dem aus sie reichen Segen stiften konnte. Sie wußte, wie nötig ihre Gegenwart gerade in der größten Bedrängnis dem leidenden Volke war. Und das Volk empfand dieses Opfer mit ganzem Herzen, jubelnd brachte man der geliebten Fürstin Ovationen dar. Doch bescheiden trat Prinzessin Wilhelm auch in solchen Augenblicken zurück, stets blieb sie voll Demut.

Und nun kam der Tag von Großbeeren. Vor den Mauern ihrer Stadt verrichteten die Preußen Wunder der Tapferkeit. In allem Glück empfand ihr echt weibliches Herz Schmerz über die blutenden Opfer. Und wieder war sie unermüdlich in heldenhafter Pflege. Hoch hob sich ihre Seele, als Sieg um Sieg erstritten wurde. Und dann die herrlichen Tage von Leipzig! Nicht enden wollte der Jubel in Berlin, doch still zog sich die Fürstin von dem Geräusche der Freude zurück. Ihre

Gedanken eilten zu dem fernen Gemahl, der in jeder Schlacht seine Tapferkeit bewiesen hatte, ihre Seele suchte Gemeinschaft mit den Lieben, die nicht mehr irdisch dieses Glück genießen konnten. Und unter Tränen schrieb sie in ihr Tagebuch:

„Ich sah nie so etwas, das Rufen stieg zum Himmel, ich weinte und dachte: Deutschland, ach, Deutschland ist befreit! Lebte doch die Königin noch! Wie wird Leopold herablächeln!"

Ja, die Königin! Ihr, der Unvergeßlichen, galt jetzt mancher Gedanke, manches Wort. War sie denn tot? Nein, sie lebte, mußte ja noch leben in diesen Tagen des Glücks. Der König kam nach Berlin. Als er allein mit der Prinzessin war, weinte er heiße Tränen. „Ich kann nichts mehr genießen," sagte er, „in mir ist alles zerrissen."

Und immer mehr des Ruhmes errangen die tapferen Vaterlandsverteidiger. Ja, das waren wieder die alten Preußen. Der Rhein war wieder ein deutscher Fluß. Nun ging es nach Frankreich. Paris, Paris ist unser! An des Königs Seite war Prinz Wilhelm in diese stolze, einst so übermütige Stadt eingezogen. Friede läuteten jetzt die Glocken. „Friede!" wiederholte dankerfüllt die Prinzessin. Und nun breitete sich Sonne über das gequälte Land, Sonne über das Leben der tapferen Fürstin. Was tat es, daß Napoleons Flucht von Elba noch einmal dunkle Wolken an dem leuchtenden Firmament auftürmte, sie schwanden bald, mußten ja schwinden vor Deutschlands strahlender Kraft. Noch einem Prinzen und zwei Prinzessinnen schenkte die glückliche Fürstin das Leben. Ihr Gatte wurde Gouverneur der Rheinprovinz. Auch hier, wie überall, wo die hohe Frau waltete, „veredelte und verschönte ihre Gesinnung und ihr Betragen".

Am dritten Ostertage des Jahres 1846 schloß die Edle die Augen für immer.



Henriette Herz

Henriette Herz wurde am 15. September 1764 zu Berlin geboren. Ihr Vater, der Arzt de Lemos, stammte aus Portugal. Schon als Kind war sie von hervorragender Schönheit; die südliche Abstammung, das orientalische Blut, das in ihren Adern floß, ließen sie frühzeitig reifen. So verlobte denn der Vater die kaum Zwölfjährige mit Markus Herz, einem Freunde seines Hauses, dessen Gattin sie nach drei Jahren wurde. Die junge Frau hatte Zeit und Gelegenheit, ihren Geist zu bilden; keine Stunde versäumte sie, um zu lernen. Die hervorragenden Männer, die sich bald um sie scharten, vertieften ihre Bildung, ihren Wissensdrang. Und so konnte sie ohne Übertreibung sagen: „Es gibt kaum eine Wissenschaft, in welcher ich mich nicht einigermaßen wenigstens umgesehen hätte, und einige trieb ich ernst, so Physik und späterhin mehrere Sprachen."

Neben diesem ernsten Streben besaß Henriette Herz eine seltene Anmut des Geistes und des Gemüts. Wer einmal ihren Umgang genossen hatte, konnte ihn nicht mehr entbehren. Immer zog es die berühmtesten Männer und Frauen in ihr Haus, die ihrem Salon einen ungewöhnlichen Glanz und eine hohe Bedeutung gaben. Alles was Namen, Stand und Bildung hatte, vereinigte sich bei ihr. Der ritterliche Prinz Louis Ferdinand, der mit seinem Feuergeist so gern die ihn beengenden Schranken durchbrochen hätte, war ihr in Freundschaft und Bewunderung zugetan. Die beiden Brüder Humboldt gaben viel auf ihr Urteil. Dichter und Schriftsteller wie Friedrich von Schlegel, Göckingk, Engel, Jean Paul ließen sie teilnehmen an ihren Werken. Der an den Alten so feingebildete Ramler fand großen Gefallen an Henriettens geistreichem

Gespräch; die Historiker Niebuhr und Johannes von Müller suchten ihren Umgang. Der Komponist Reichardt trug ihr seine Schöpfungen vor, der Bildhauer Schadow erfreute sich an ihrem Urteil, an ihrer Anmut. Auch Staatsmänner und fremde Diplomaten gingen bei ihr ein und aus, so Graf Dohna-Schlobitten, Graf Bernstorff, Gentz, Mirabeau. Geistreiche Frauen verschönten ihren Salon: Gräfin Genlis, die Erzieherin der Kinder des Herzogs von Chartres, die berühmte Frau von Staël. Auch kam zuweilen Rahel Levin, doch blieb der Umgang zwischen ihr und Henriette Herz stets nur kühl.

Am innigsten war Henriette mit Schleiermacher befreundet. Wechselseitig suchten diese beiden Menschen sich zu ergänzen, sich zu vertiefen. Der berühmte Theologe ließ sie Einblicke in seine Wissenschaft tun, machte sie mit der Philosophie bekannt, und die schöne, geistreiche Frau lehrte ihn Englisch und Italienisch. Mit seinem Rat übersetzte sie aus dem Englischen Mungo Parks Reisen in das Innere von Afrika und Welds des Jüngeren Reise in die Vereinigten Staaten von Amerika. Schön war diese Freundschaft, verklärt durch die hohe Liebe zu der Wissenschaft. Immer mehr wuchs in beiden das gegenseitige Vertrauen; keine Leidenschaft trübte dieses edle Verhältnis, das stets klar und rein blieb. In mancher Bedrängnis schüttete Schleiermacher der verehrten Freundin sein Herz aus, die mit klugem Sinn und feinem Takt stets den besten Weg zu weisen wußte.

So war Henriettens Leben mit dem Schönsten geschmückt, was das flüchtige Dasein uns zu bieten hat: wahre Freundschaft, Kunst, Wissenschaft umgaben sie mit hellem Glanze. Und sie fühlte auch den Segen des Lichtes, in dem sie wandeln durfte, war sich voll bewußt der Stellung, die sie einnahm, und des Einflusses, der von dem sie umgebenden Kreise ausging: „Ich glaube nicht zuviel zu behaupten, wenn ich sage, daß es damals in Berlin keinen Mann und keine Frau gab, die sich später irgendwie auszeichneten, welche nicht längere oder kürzere Zeit, je nachdem es ihre Lebensstellung erlaubte, diesem Kreise angehört hätten."

Hier nahm man mit voller Seele, mit klugem Verständnis alles Große und Schöne auf, das die Zeit brachte. Besonders gern weilte man bei der Poesie des Auslandes. Doch als Schiller und Goethe auftraten, kam eine andre Richtung. Jetzt fühlte man so recht die Schätze der deutschen Sprache, des deutschen Wesens, denen man beglückt Herz und Sinn öffnete.

Im Jahre 1803 starb Markus Herz. Dieser Tod änderte nichts in Henriettens Leben, treu blieben ihr die alten Freunde, denen fast täglich sich neue anschlossen. Doch nun kam eine Zeit, die alles wandeln sollte, die auch in das innere und äußere Leben dieser bedeutenden Frau gewaltig eingriff, erst deren wahren Wert und volle Bedeutung zeigte.

Henriette liebte die Politik ganz und gar nicht; mit diesen Fragen beschäftigte sie sich nur soweit sie es eben mußte. In den Wirren der Welt sah sie nur das Störende. Napoleon mißfiel ihr, weil seine Herrschaft nicht die Ruhe brachte, die man erwartet hatte, sondern auch Deutschland in den Strudel der Unruhe zog. Der Krieg war ihr verhaßt, zerstörte er doch mit roher Hand, was Geist und Wissen aufgebaut hatten. Einen Freund sah sie nach dem andern scheiden. Immer dunkler wurden die Wolken, die Preußen beschatteten, und die das einst so glänzend im Siege bewährte Land bald ganz in Nacht hüllen sollten.

Mit klugem Blick sah Henriette diese Wolken, die viele nicht sehen wollten. In damaliger Zeit war an jedem Sonntagnachmittag im Schloßgarten zu Charlottenburg Militärmusik. Nie pflegte Henriette diese Konzerte zu besuchen, doch jetzt zog es sie dorthin. Am nächsten Tage reiste der König zur Armee ab. Man wußte, daß die Königin auch hier an seiner Seite blieb zum Wohle des Vaterlandes. Noch einmal wollte Henriette die hohe Frau im Glücke, im Glanze sehen, denn die dunkle Ahnung, daß Glück und Glanz nun von der geliebten Fürstin scheiden würden, erfüllte ihre Seele. Huldvoll pflegte das königliche Par sich in diesen Stunden an den Fenstern des Schlosses zu zeigen oder auf der Terrasse zu wandeln. Dort-

hin lenkte Henriette die Schritte. Höher schlug ihr Herz, als sie die geliebte Königin sah. Luise schien heiter, ihr Antlitz lächelte. Jetzt kam sie dicht an Henriette vorüber. Es war gerade der Augenblick, in dem das königliche Paar die Terrasse verließ. Luise blieb stehen, wandte sich um. „Adieu, Madame Herz," sagte sie freundlich grüßend.

Henriette wußte nicht, daß die Königin sie persönlich kannte. Wie die hohe Frau gelächelt hatte! Und doch, in diesem Lächeln, in dem Ton ihrer Stimme lag etwas, das Henriette das Herz zusammenpreßte. Still ging sie nach Hause.

„Adieu, Madame Herz ..."

In diesen Worten lag mehr als ein flüchtiges Lebewohl — ein Abschied, ein Scheiden von dem, was bis jetzt gewesen war.

Henriette weinte. Drüben im Schloßgarten klang noch immer die Musik. Hinter den Fenstern des Schlosses glänzten zwei königliche Augen auch in Tränen. —

Das Furchtbare kam. In der Schlacht bei Saalfeld fiel Prinz Louis Ferdinand. Tief betrauerte Henriette diesen „Achill des Heeres", der wohl stürmend genossen hatte, aber in jedem Genusse edel geblieben war, groß denkend. Nun war er dahin. Vielleicht glücklich, weil ihm so erspart blieb, die Schmach des geliebten Vaterlandes zu sehen. Die Niederlagen von Jena und Auerstädt ließen Henriette erbeben. Sie wußte, was nun kommen würde. Preußens Sturz riß sie aus allem, was ihr lieb und wertvoll gewesen war. Die verwöhnte Frau, aufgewachsen in Reichtum und Glück, sah sich plötzlich von Not umgeben: die zerrütteten Geldverhältnisse des Staates hatten sie arm gemacht. Doch diese Armut ertrug sie erhobenen Hauptes, ohne Klage, die eigne Not vergessend in der großen Not des Vaterlandes. Sie, die nur gewohnt war zu glänzen, andern zu befehlen, mußte nun darauf sinnen, ihren Lebensunterhalt zu erwerben. Sie wollte nach Frankreich gehen, um die Erziehung der Nichte Joachim Murats, des späteren Königs von Neapel, zu leiten. Auch hatte man ihr eine Stelle bei der Prinzessin Charlotte angeboten, die dann Kaisern von Ruß-

land wurde. Doch sollte sie ihren Glauben ändern. Sie überlegte. Nein, das wollte sie nicht, schon aus Liebe zu ihrer Mutter nicht, die eine strenggläubige Jüdin war. Wenn sie zu einer andern Religion übertrat, so wollte sie es aus freier, innerer Überzeugung tun, nicht gezwungen durch äußere Verhältnisse. Wohl hatten Schleiermachers Lehren und Worte tiefen Eindruck auf sie gemacht. Nicht mehr fern stand sie dem Christentum, zu dem sie sich auch 1817 nach dem Tode ihrer Mutter bekannte. Doch jetzt war sie noch nicht so weit, um ohne Gewissensbedenken das Alte aufgeben zu können. Aber das Leben! Sie mußte doch leben. In ihrer Not wandte sie sich an Wilhelm von Humboldt. Der für so viele Rat gewußt hatte, würde auch ihr raten können. Und treulich schrieb der kluge Freund:

„Ihr Plan nach Rußland oder Frankreich schmerzt mich vorzüglich und gefällt mir ganz und gar nicht. Ich möchte Sie Deutschland erhalten, wieder nur Deutsche könnten Ihren Wert in jenen Landen erkennen, und sollten wir, nachdem schon so viel verlorengegangen, auch noch die besten Menschen verlieren?"

Diese Worte erfüllten sie mit Stolz und Glück, machten sie fähig, mutvoll, ja freudig das Schwere zu ertragen. Allen Glanz ablegend, jeder früheren liebgewordenen Gewohnheit entsagend, gab sie Stunden, leitete den Unterricht von Kindern auf dem Lande. Mit ganzer Seele nahm sie an dem traurigen Schicksal des Vaterlandes teil. Die Franzosen räumten Berlin; die dortigen Freunde baten sie, zurückzukommen. Sie tat es, bewegt von dem Gedanken, helfen zu können.

Und sie konnte helfen, denn edle, starke Herzen brauchte jetzt das Vaterland. Doch wie verändert waren die Menschen und ihr Sinnen! Kein leichtfertiger Scherz mehr. Nicht haschte man wie früher nach dem geistreichen Wort. Was man sagte, war klar, schlicht, bestimmt. Die Künstler, die Gelehrten hatten nur noch einen Gedanken: ihr Volk begeistern für Freiheit und Recht. Das war es, wofür jetzt jeder lebte. Die Frauen fühlten sich nicht mehr von Schmeicheleien und Huldigungen befriedigt, sie wollten teilnehmen an den Taten für das Vaterland. Auch

Henriette war eine andre geworden; mit anderm Sinne begrüßte sie die Freunde, die nun doppelt ihren Wert fühlten. Und sie wieder war stolzer denn je auf diese Freunde. Leuchtenden Auges schaute sie auf Wilhelm von Humboldt, der in dem erniedrigten, verarmten Lande Universitäten schuf, immerfort an der geistigen Erhebung arbeitete, und auf Schleiermacher, der unermüdlich zur Tat anspornte.

Wieder scharten sich diese Männer um Henriette, doch jetzt herrschte in ihrem Salon nur ein Gespräch: das zu erringende Wohl des Vaterlandes. Und was man hier fühlte, fühlte man in jedem Hause und jeder Hütte. Die große Stunde nahte. Die Männer, die Jünglinge eilten zum Kampfe. Henriette begeisterte die Fortziehenden; manch gutes, kluges Wort sprach sie zu ihnen, das im Sturme der Schlacht, im Rausche des Sieges Segen gebracht hat. Und als die Verwundeten kamen, da kannte die zarte Frau kein Versagen, kein Ermüden. Sie pflegte voll Hingebung. Nicht scheute sie die Typhusluft der Lazarette. Oft war sie nahe daran umzusinken, doch raffte sie sich immer wieder in die Höhe. Man ermahnte sie, an ihre schwache Gesundheit zu denken. Mit Entrüstung wies sie solche Erwägungen von sich. „Ich habe keine Söhne dem Vaterlande zu geben," sagte sie. „Also ist meine Pflicht, die verwundeten Söhne andrer zu pflegen."

Und herrlich wurde dieser Kampf für Freiheit und Recht gekrönt. Mit jedem Siege hob sich Henriettens Seele.

Nun kamen sie wieder, die stolzen Überwinder. Wohl fehlte mancher in Henriettens glänzendem Kreise, dessen Heldentum man hinfort nur durch ein treues Andenken ehren konnte. Der Friede gab seinen Segen. In diesem Segen wurden auch Henriettens äußere Verhältnisse fester und ruhiger. In ihrem Salon herrschten nun wieder Kunst und Wissenschaft, aber verklärt durch die großen vaterländischen Ereignisse.

Am 22. Oktober 1847 starb diese hervorragende Frau, betrauert von allen, die sie kannten. Bis zum letzten Augenblicke war ihr die Anmut des Geistes und Herzens treu geblieben.



Rahel Varnhagen, geb. Levin

Eine Frau, die nicht durch Stand und Namen, noch durch Schönheit und glänzende Verhältnisse die Blicke der Welt hat auf sich ziehen, noch durch schriftstellerische oder künstlerische Verdienste berühmt werden können, sondern einzig durch das unbefangene, gleichmäßige Walten einer in sich stets wahren und dabei gütigen und erweckenden Persönlichkeit, durch ihr einfaches tägliches Leben auf die umgebende Welt gewirkt, und dabei gleichwohl den Besten ihrer Zeit gleichgestanden, überall so tiefen und eigentümlichen Eindruck gemacht, und eine so beharrliche Aufmerksamkeit und zuneigungsvolle Achtung, ja eine so allgemeine Wohlgesinnung erworben, eine solche Frau wird zu allen Zeiten als eine seltene und werte Erscheinung gelten dürfen."

So spricht über Rahel Levin Varnhagen von Ense, der als treuer Freund, als liebender Gatte den tiefsten Einblick gewonnen hat in das Wesen dieser hervorragenden Frau, denn sie selbst sagt am Schlusse ihres Lebens: „Unpersönlicher, großartiger, mit mehr Verstand ist es nicht möglich, daß ein Mensch den andern in sich aufnimmt und behandelt als du mich."

Rahel Levin wurde am ersten Pfingstfeiertage des Jahres 1771 zu Berlin geboren. In vollem Lichte, in voller Blüte stand die Welt. Und dieses Blühen hat Rahel durch ihr ganzes Leben begleitet, denn stets, auch in den dunkelsten Tagen, war ihre Seele weit geöffnet den Schönheiten der Natur, die sie mit liebendem Verständnis in sich aufnahm. „Schicksal und Glück sind mir nicht gut; Gott und Natur lieben mich aber," pflegte sie lächelnd zu sagen.

Und Gott liebte sie, denn was er ihr für das irdische Dasein mitgegeben hatte, das war etwas gar Prächtiges, nicht

blendend, in die Augen fallend, aber dafür von um so nachhaltigerer Wirkung. Zart im Äußeren, zart im Inneren wuchs das Kind unter liebender mütterlicher Sorgfalt heran. Schon früh zeigte sich bei der kleinen Rahel das tiefe Gemüt, die herzliche Anteilnahme an fremdem Wohl und Wehe: Eigenschaften, die sich im späteren Verlauf ihres Lebens immer glänzender und wertvoller entwickelten. Großer Wissensdrang trieb sie zum Lernen, zum Erfassen aller göttlichen und menschlichen Dinge. Und schön wußte sie alles, was sie sich angeeignet hatte, wiederzugeben, ihre Umgebung damit zu beglücken. So war sie denn auch bald in jener Zeit, in der man so viel Wert auf die Grazie des Geistes legte, der Mittelpunkt eines auserwählten Kreises. Weit wie ihre Seele öffnete sie auch ihr Haus allem Großen, allem Schönen.

Bei ihr verkehrten die hervorragendsten Männer, die geistvollsten Frauen. Reine Freundschaft verband sie mit dem ritterlichen Prinzen Louis Ferdinand, der Erleichterung fand, indem er die Überfülle seines Herzens vor ihr ausströmen ließ. Innigsten Anteil nahm sie an seinen Gedanken, die sich so tief, so heiß mit der Schmach und der Rettung des geliebten Vaterlandes beschäftigten. Dann lauschte sie wieder den klugen Worten eines Wilhelm und eines Alexander von Humboldt, der Brüder Tieck, des Dichters Friedrich Schlegel und des geistvollen Gentz, der die Geschicke von Österreich und Europa leitete. Von den Philosophen war ihr besonders Fichte lieb und Schelling als sein Schüler und Nachfolger. Auch in Spinoza suchte sie voll Verständnis einzudringen. Der berühmte Theologe Schleiermacher kam oft und gern zu ihr. Novalis und Fouqué nahmen sie mit ihren romantischen Dichtungen gefangen. Doch am liebsten weilte sie bei Goethe, dem sie früh ein feines, tiefes Verständnis entgegenbrachte. Dies Verständnis übertrug sie auf ihre Freunde, auf den Kreis, den sie beherrschte. In Karlsbad hatte sie den Dichter des Wilhelm Meister, in dem sie immer wieder las, zu dem sie sich oft flüchtete, kennen gelernt. Und Goethe erkannte auch sie und

sagte von ihr: „Sie ist eine merkwürdige, auffassende, vereinende, nachhelfende, supplierende Natur. Sie urteilt eigentlich nicht, sie hat den Gegenstand, und insofern sie ihn nicht besitzt, geht er sie nichts an."

Doch Rahel begnügte sich nicht damit, die Worte Goethes nur als Worte auf sich wirken zu lassen, ganz gingen sie in ihr zur Tat über. Und so hat sie sich stets bemüht, in ihrem Leben „edel, hilfreich und gut" zu sein. Treu bis zum letzten Augenblicke blieben ihr die einmal gewonnenen Freunde. Noch kurz vor seinem Tode schreibt Heinrich von Kleist an sie. Und Rahel wiederum hat sich bis zum Schlusse ihres Daseins der Gemeinschaft großer Geister erfreuen dürfen. So wechselt sie noch in ihren letzten Jahren Briefe und Gedanken mit dem berühmten Historiker Leopold von Ranke, der die seltene Frau hoch schätzt. Herrlich begleiten sie Wissenschaft und Kunst durch das Leben. Sie liebt Musik, ohne den Rhythmus der Töne scheint ihr das Dasein klanglos. Und auch hier wählt und unterscheidet sie mit feinem Verständnis: Gluck, Mozart, Righini sind die Meister, zu denen sie sich besonders hingezogen fühlt.

Und doch steht Rahel inmitten dieses glänzenden Kreises, der sie schon frühzeitig umgibt, einsam da. Das Gefühl der inneren Einsamkeit drückt seinen Stempel auf ihr Antlitz und verleiht ihm dadurch höhere Anmut. Oft, selbst in den heitersten Momenten, glänzen ihre großen dunklen Augen voll Wehmut. Die sie stets Umgebenden sahen es nicht, doch einer merkt es bei der ersten flüchtigen Bekanntschaft: Varnhagen von Ense. Der fünfundzwanzigjährige Student lernt Rahel in einer ihm befreundeten Familie kennen. Auf den ersten Blick nimmt die Anmut ihrer Erscheinung, die Anmut ihres Geistes ihn ganz gefangen. Immer wieder richten sich seine Augen auf die leichte, graziöse Gestalt, die in ihrem dunklen Kleide gleich einem Schatten durch die geputzte Gesellschaft gleitet und doch so viel Licht ausströmt. Üppiges schwarzes Haar umrahmt das feine blasse Gesicht, das von Leiden spricht, denn von

Kindheit an ist Rahel kränklich. Dieser Kränklichkeit halber muß sie auch frühzeitig die Gesellschaft verlassen. Mit tiefem Bedauern hört Varnhagen, daß ihr Wagen bereits vor der Tür wartet. Noch hat er ja keine Gelegenheit gehabt, sich ihr zu nähern. Und wie würde auch sie, die überall gefeierte Rahel Levin, seine Annäherung aufnehmen, sie, die um mehr als die Hälfte seiner Jahre älter ist! Doch dieser Altersunterschied verschwindet vor der Anmut ihres Herzens, vor der Schönheit ihres Geistes. Bald sieht er sie wieder: es ist bei Gelegenheit der Reden, die Fichte an die deutsche Nation hält, und die sie treulich mit ihrem Bruder besucht. Der zweite Eindruck ihres Wesens erhöht und befestigt nur den ersten. Nun ist Varnhagen ein häufiger und gerngesehener Gast in dem Levinschen Hause, denn Rahel lebt in inniger Gemeinschaft mit ihrer Mutter. Immer größer wird die Verehrung des jungen Studenten, immer tiefere Einsicht gewinnt er in eine Seele, die ihn mit Begeisterung erfüllt. Und Rahel wieder erkennt mit klugem Blick die seltenen Eigenschaften des neuen Freundes, von dem in späteren Jahren Leopold von Ranke sagt: „Ein Mann, soviel ich sehe, von dem reinsten Sinne, wahrer Wißbegier, milden Sitten, in allen Gegenständen des Wissens geübt und gewandt und von den vorzüglichsten Kenntnissen, besonders aller bestehenden Verhältnisse; genug, soweit ich ihn kenne, ist er ganz ein Mann, wie ich ihn mir zum Umgange wünsche."

Und auch Rahel ist in diesem Umgange beglückt. Doch kann das Glück von Dauer sein? Müssen nicht die verschiedenen Lebensbedingungen die Liebenden auseinandertreiben? Denn noch hat ja Varnhagen seine Studien nicht beendet. Mit Schmerz sehen beide die unausbleibliche Trennung nahen. Mit Schmerz, aber auch mit Mut. „Wir hatten den Mut, uns zu trennen," sagt Varnhagen, „gestärkt durch die Kraft des Zusammenseins." Ja, dieses Zusammensein hatte auf beide eine Kraft ausgeübt, die kein Schicksal, keine Wirrnis der Welt brechen konnte.

So sieht Rahel den Freund ihres Herzens, den Freund ihrer

Seele scheiden. Und mit dem Schmerze der Trennung kommen andre Schmerzen über sie: die geliebte Mutter stirbt; den Bruder, an dem sie innig hängt, reißt das Leben von ihrer Seite; Krieg und Kriegesschrecken breiten sich über ihr Land.

Rahel ist Jüdin, doch ganz fühlt sie sich jeden Augenblick als Preußin, und groß ist ihre Hingabe an dieses Land. Seine Leiden sind ihre Leiden. Ein Freund nach dem andern verläßt sie, um die Schmach des Vaterlandes zu rächen. Sie klagt nicht. Auch als sie hört, daß Varnhagen zum Schwerte gegriffen hat, drängt sie ganz ihre persönlichen Gefühle zurück. Sie ermutigt ihn sogar, Soldat zu bleiben, obgleich sie doch jeden Augenblick fürchten muß, ihn zu verlieren. Immer einsamer wird es um sie. Sie flüchtet sich zu ihren Büchern, zu Goethe. Mit dem Prinzen aus dem „Triumph der Empfindsamkeit" ruft sie aus: „O ihr Götter, schickt mir ein neues unbekanntes Glück aus den Weiten der Welt."

Draußen der Lärm des Krieges. Sie sieht seine Schrecken, sie hört die Schreie seiner Opfer. Hat sie denn ein Recht, nur sich selbst zu leben, wo die ganze Welt in Bewegung ist? Helfen! Retten! Sie denkt an den Geliebten, an die Freunde, die kämpfen, vielleicht bluten wie jene, die unversorgt in ihrer Nähe leiden. Sie springt auf, sie eilt zu den Freunden. Es fehlt an Lazaretten. Laut klingt ihre Stimme, die man gewohnt ist zu hören. Und von ihrer Tätigkeit, die sie mit einem neuen unbekannten Glück erfüllt, berichtet sie Varnhagen, der als Adjutant des Generals Tettenborn in Hamburg weilt:

„Berlin, den 5. April 1813.

Ich bin in allem Deiner Meinung und auch ganz des Sinnes, das Leben eher zu verlieren, als ein solches zu erhalten, in welchem man nicht mit aller Ehre weiterleben kann ... Jedes zu Verstand gekommene Volk soll brav sein und die Freiheit haben, es zu sein. Im ersten Gebote müssen das natürlich Männer und Weiber, beide Geschlechter in ihrer Art sein; der zweite Fall zerfällt in zwei andre; entweder man hat die Freiheit

schon oder soll sie erringen; das letzte tun nur Männer, und den Weibern bleibt, zu ersetzen, ergänzen, heilen, wo jene zerstören und verwunden müssen. Dies muß jedes europäische, christliche, Gott in sich selbst erkennende Volk; und jedes solches muß dies allen andern Völkern gönnen und wünschen; und nicht sich prahlerisch allein dazu ernennen, ausschreien und brüsten. In solcher demütigen, gerechten Stimmung allein, die eine heilige ist — wo jede Schüchternheit und Scham wegfallen muß und kann — darf sich eine Frau, weil es jede dürfte, erkühnen, laut — das heißt gedruckt oder im Tempel — zu ihren Schwestern zu sprechen! Wie ein Gebet und Gelübde muß so etwas aus der Seele strömen; dann wird man nicht alle Mythologien der Welt spuken lassen, sondern vom nächsten, was vorgeht und geschehen muß, für alles Volk, welches wenig weiß, aber immer versteht, was recht ist, wenn man's ihm ausspricht, verständlich, eindringlich und nützlich sein. — Als im Anfang durch einige Herren der Stadt bei mir zuerst ersonnen war, daß Frauen hier ein Lazarett stiften sollten, wozu wir dreißig Vorsteherinnen aus allen Ständen und Religionen gewählt hatten, welche die Prinzessinnen um ihr Präsidium bitten sollten, faßte ich das ab, was diese dreißig in die Zeitungen sollten setzen lassen. Zwar nur den Anfang von vier Seiten, wie die hier sind; Graf Egloffstein, Marwitz und Ludwig und ich arbeiteten es dann bei mir um: dies war anders. Ich schicke Dir den Anfang nächstens. Heute ist mein Kopf zu erhitzt, ihn abzuschreiben. Ein Konseil von Herren hat eine Änderung hineingebracht, die mir nicht gefällt. Geld kommt aber viel zusammen."

Diese neue, Rahel ungewohnte Tätigkeit nimmt sie ganz ein, gibt ihren Gedanken und Empfindungen eine andre Richtung. Sie, die bis jetzt nur geistig gelebt hatte, steht tätig da. Diese Tätigkeit läßt sie die Schwäche ihres Körpers überwinden. Sie denkt nicht mehr an sich, sie denkt nur an die Leiden andrer. „Immer Gerechtigkeit für andre: Mut für uns selbst. Das sind die zwei Tugenden, worin alle andern bestehen."



Henriette Herz

Nach dem Gemälde von N. D. Therbusch (1778

Und wieder berichtet sie dem Freunde von ihrem neuen Leben:

„Berlin, Dienstag, den 20. April 1813.

Diesen Morgen muß ich noch nach Hemden laufen, die Markus gibt, ich muß es, weil ich mich keine Mühe, kein Klätern, keinen Weg, keine Anrede und Rede mit gemeinen Leuten verdrießen lasse; weil ich denke, je schneller die Hilfe, desto mehr ist sie Hilfe; weil ich weiß, was krank schmachten ist, und keine Wäsche anziehen **können** ebenso halte, als keine Wäsche anzuziehen **haben**. Unser großes Lazarett war in einem schrecklichen Zustande! Kaum erfuhr es die Stadt, so war ein Generalaufstand. Jeder schrie, lief und gab. Ich schrieb Markus, dieser Böhm, Böhm dem Zivilgouverneur, die schnellsten Einsammlungen kamen in drei Tagen zusammen; vom neuen Lazarett wurde alles hingeschickt; alle Ärzte sammelten, fuhren mit großen Geldbeuteln; Wäsche aller Art, Betten wurden nach ihren Häusern geschickt, Essen, wo immer hundertfünfundzwanzig Frauen kochen ließen; keine schlief, ruhte mehr. — Mir hat's einen großen Teil Gesundheit gekostet; aber ich bin gesund und kann sehr laufen. Gestern lief ich darum von der Dreifaltigkeitskirche bis in die Landsberger Straße, heute wieder dahin. Ich schreibe dies mit Tränen in den Augen und mit Entzücken über unsre Stadt.

— Die Juden geben, was sie nur besitzen: an die wandt' ich mein Geschrei zuerst. Die Herz ist unendlich tätig; ich sporne sie noch mehr. Nein, wie freut mich die Stadt! Kommt sie doch zu sich selbst, tut sie endlich wohl wie es Jesus meint; und wie es mich peinigt, daß es nicht geschieht. — Welche Wehmutswunden hat mir dies Lazarett geschlagen!

... Wir wollen aber fleißig und stark bleiben. Das Leben ist eine Arbeit, die man aufbekommt; und eine davon besteht darin, es verstehen, ertragen und ergreifen lernen; es nicht zu schätzen, weil es im allgemeinen und einzeln unsicher ist; und es sehr zu schätzen, weil es eine Probe zu einer Existenz ist,

und alles, was wir kennen, und womit wir das Mögliche erraten. — Gott gebe meinen geliebten Landsleuten Mut und Bescheidenheit. Unser armes Land leidet entsetzlich. Jeder Kerl geht mir in die Seele! Bauerndörfer! Aber sie benehmen sich wirklich noch gut. Alles hat Mut, Willen und hilft in jeder Art. Auf der Gasse kann man's hören, bei jedem Vorübergehenden, das Papier ist zu klein zu allen Anekdoten! Jünglinge verzweifeln, die nicht mit sollen; übernehmen drei, vier Posten und Stellen für ihre Brüder und sagen, sie überleben die Schmach doch nicht."

Vieles von dem, was Rahel jetzt sieht, ist ihr neu. Aber gerade diese Zeit, diese Tätigkeit machen sie zu dem, was sie eigentlich ist. Aus diesen Stunden erwächst herrlicher Nutzen für ihr späteres Leben. Sie sieht das Häßliche des Leidens, aber auch seine Schönheit, wenn man es als eine Sendung von oben betrachtet, wenn man es mit Vertrauen auf Gott hinnimmt und überwindet. Dieses Siegertum prägt sich tief in Rahels Gemüt; ein neues, beglückendes Verstehen geht in ihr auf.

Inmitten einer solchen gesegneten Tätigkeit muß sie Berlin verlassen. Allein, ohne Schutz kann sie nicht mehr in dieser nun vom Kriege überschwemmten Stadt bleiben. Kosakenfäuste klopfen an ihre Fenster, sie muß die Laden schließen. Der Landsturm zieht durch die Straßen. Tiefen Schmerz in der Seele, reißt sie sich von ihrer Arbeit los. Doch das Begonnene werden andre Hände heilbringend weiterführen. Mit diesem Troste in der Seele flieht sie nach Breslau, nach Reinerz. Nirgend ihres Bleibens. Sie geht nach Prag, um sich unter den Schutz des ihr befreundeten Grafen Bentheim zu stellen. Gern nimmt sich der österreichische Feldherr ihrer an, der Rahels Tugenden kennt und schätzt. Bei einer ihm bekannten Dame, Frau von Reimann, findet sie Zuflucht.

Doch nun kann sie nicht mehr sich selbst leben. Auch hier in der Fremde hilft und rettet sie. Am 16. August 1813 schreibt sie aus Prag:

„Ich habe nun Geld für die Verwundeten und ein wahres preußisches Bureau bei mir. Hemden, Socken, Essen, Geld wird hier ausgeteilt und verschickt. Die Szenen könnt Ihr Euch denken. Ich habe schon das Glück gehabt, drei anständigen Preußen ganz wieder zur Existenz zu helfen und viele Gemeine gelindert... Habe hundert Menschen, Soldaten gesprochen, abgewartet und also nur die Zeit, Euch zu grüßen. Ich bin gesund und lobe Gott."

So wird sie zum guten Engel der in den Kampf Ziehenden und der aus dem Kampfe Kommenden. Mit ihrem tiefen, sanften Gemüt, dessen Wirkung jeder fühlt, lehrt sie die rauhen Männer „die Welt schonen, lieben und ansehen".

Es kommen die Tage von Dresden. Überall Blut. Die Kulmer Schlacht ist geschlagen. Wohl ist die zarte Rahel nun gewöhnt an den Anblick von Leid und Wunden, doch was sie jetzt sieht, wirft sie auf die Knie, läßt sie zu Gott flehen in heißem Gebet. Die Straßen in Prag bedeckt mit Verwundeten, die nicht untergebracht werden können, weil es an Obdach fehlt. Schmachtend liegen sie da, den Unbilden der Witterung ausgesetzt. Die ungepflegten Wunden schreien zum Himmel. Ein Platzregen gießt hernieder, in erneuter Qual winden sich Jammernde, Sterbende.

„Gnädiger Gott, seit ich die unzähligen Verwundeten sehe! Doch behielt ich Kräfte, zu laufen, zu sprechen, zu schreiben für sie."

Und Rahel kennt kein Versagen. Ihre Bitten werden gehört, weil sie die Kraft hat, mit Überzeugung zu bitten. Ihr Flehen geht bis nach Wien. Ihrem Beispiel folgen andre. In Entsetzen, und doch voll Ruhe kann sie an Varnhagen schreiben:

„... Wir haben nach der Affäre von Dresden hier unendliche Verwundete von den drei und der feindlichen Nation. Diese Jammersöhne lagen vorige Woche auf Wagen in den engen Gassen gedrängt und teils in den Straßen selbst unter Platzregen da! Diese Zeit vergesse ich nie. Auf so viele war die Regierung nicht gefaßt, man hätte glauben sollen, auf nichts!

13*

Die Einwohner taten wie in biblischen Zeiten alles! Man verband, man speiste sie in den Gassen, in den Hausfluren. Judenmädchen waren berühmt darin; eine Waisenmutter verband dreihundert an einem Tage: kurz, das Unmögliche geschah. Der Jammer war aber nicht zu steuern. Wir, Auguste Brede, meine edle Hauswirtin Frau von Reimann und ich taten, gaben, was wir konnten, ließen kochen, schickten Wäsche, Scharpie..."

Mit der Größe der Aufgabe wächst ihre Kraft.

„Ich bin hier sehr wirksam und menschenumgebener als je, d. h. nicht gesellschaftlich, sondern geschäftlich und wohltätig. Ich spende alles selbst, damit kein Unterschleif geschieht: sonst könnte ich mir ein Renommee machen und es kommoder haben. Bartholdys Gulden sind für die Preußen: das andre teile ich ehrlich: und verwundete Feinde sind es nicht mehr! Und wie soll es unsern Gefangenen dort gehen! Kann ich auf französische Herzen rechnen, wenn meines nichts taugt? Doch zuviel tat ich den Fremden nicht; und sage ihnen meist dabei, ich wüßte wohl, wie sie als Sieger gehandelt hätten: sie sollten wissen, wie wir sind, nicht dumm, nur mitleidig; so sollten sie auch sein. Aber wie sehen die Armen aus: oft weine ich; sie haben Mütter wie wir, die sich tot weinten, wenn sie sie sähen...

Ich bin ganz freudig, den Soldaten dienen zu können: Gott muß ich danken; und ich tue es gewiß; ich schäme mich oft des Glückes; warum kann ich ihnen dienen, und sie nicht mir? Wer bin ich? Ich kann sie nicht mehr zählen und erkennen, denen ich schon alles Gute getan habe! Also doch einmal eine Fürstin! Ach, Du solltest unsre Preußen sehen! Die Bescheidenheit! Die Wunden! Das, denken sie, muß nur so sein! Ein Hemd wollen sie nie nehmen, und wiederkommen zu Wohltaten nie! ‚Ach, wie kann ich so viel annehmen!' sagt der Gemeinste, ‚wie tun Sie so viel an mir!' Ich bedeute ihnen dann, daß ich nur ein Kommissionär bin und von wem es kommt. Alle Menschen wollen auch hier nur Preußen haben. Ich weine; wir tun das Mögliche: und sind auch beliebt. Hast Du von Berlin gehört? Reiche Leute

können keine Verwundeten bekommen! Sie sind vergriffen: jeder nimmt welche. Das Unmögliche geschieht dort. Ich weine sehr. O Gott! Lenke das eine Herz! Laß das Gute hervorgehen! Keinen Krieg! Friede! Wohltat!"

Rahels zartes Gemüt hatte von jeher alles Gewalttätige verabscheut, und nun stand sie mitten darinnen. Und wie füllte sie den Platz aus, auf den der Himmel sie gestellt hatte!

„O ihr Götter, schickt mir ein neues unbekanntes Glück aus den Weiten der Welt!"

Dieser Wunsch war ihr in Erfüllung gegangen, so groß, so herrlich, wie sie es nicht geahnt hatte. In diesem Gefühle schreibt sie an Varnhagen:

„... Meine Landsleute suchen Rat, Hilfe, Trost: ja und Gott erlaubt mir, klein und nichts, und gering geboren und verarmt wie ich bin, es ihnen zu geben. An Konnexionen fehlt es mir nicht. — Diese breite äußere und tiefe innere Beschäftigung hält mich hin. Ich schäme mich, daß mir Gott das Glück zuschickt, helfen zu können! Und wenn ich mich schäme, daß Ihr Euch alle schlagt, so tröste ich mich wieder über meine Bequemlichkeit indes damit, daß ich auch tue im Helfen und Heilen. Ich tröste mit Worten Jäger und Soldaten so gut und eindringend und einfach, daß sehr Leidende schon oft Freude lächelten von meinem bloßen Worte, und es fuhr wie Sonnenblick über düsteres Gewölk über ihr Gesicht. Mich besuchen die Konvaleszenten. Und göttlich beträgt sich unser Volk: unser junges auch; welches ich vor dem Ausmarsch tapfer glaubte: nun sind sie's mit Wunden und wollen und gehen zum Heere zurück. Und wie einfach, wie bewußtlos und bescheiden. Ich weine! Du kennst meine Kritik, mein Mißtrauen auf uns. — Seit sechs Tagen hatte ich katarrhalisches Fieber: ich kurierte mich selbst, mußte den dritten zu Bett bleiben; hatte mein Bureau vor dem Bette etabliert, und alles trat davor hin, Ruhe hatte ich doch nicht. Soll ich Jäger und Soldaten trostlos abreisen lassen? Gott bewahre. Ich hatte auch immer wieder Kräfte. Wie kann man seine Pflicht nicht tun. Ich verstehe es nicht ..."

So ist Rahel denn ganz erfüllt von ihrem hohen Berufe, von dem neuen unbekannten Glück, das ihr der Himmel gesandt hat.

„Ich scheue mich auch nicht, Dir unaufhörlich von meinen Soldaten zu sprechen. So viel Jäger und Soldaten wie heute hier waren! Und wie die sich freuen! Und wie wohltätig unser ganzes Haus ist! Kurz, mein ganzer Tag ist ein Fest des Gutes-tun! — Du weißt: ich liebe den Krieg nicht, als Beschluß: wer weiß, was er beschließt in der allgemeinen Verderbnis! — Frei von Feinden, weiß ich, muß das Land sein; höheres, andres sehe ich nicht in diesem Kriege; und gleich, als alle rüsten halfen, dachte ich: Sieg oder Schmach; Verletzte, Verwundete bringt er unfehlbar; denen hilf! Und so tue ich auch. Und Gott hat Großes an mir getan; die sich monatelang zwölf Taler absparen mußte, wenn sie geben wollte: nun spende ich im fremden Lande, wo unsre Jugend und unsre Soldaten verwundet dürftig sind, Hunderte!"

Den ungewohnten Anstrengungen erliegt doch endlich Rahels Gesundheit. Sie bricht in schwerer Krankheit zusammen. Auch Frau von Reimann liegt danieder. Graf Bentheim ist unterdessen nach Prag gekommen, um dort die deutsche Legion zu errichten. Wie ein Bruder sorgt er für die kranke Rahel.

Und wie ganz anders ist ihr Kranksein als früher! Das neue unbekannte Glück verläßt sie auch jetzt nicht hier auf schwerem Krankenlager in der Fremde. Das, was sie tun durfte, geht nicht mehr von ihrer Seele. Dieser Glanz erhellt die dunklen Stunden. So schreibt sie am 1. Dezember 1813 an Varnhagen:

„... Es freut mich, ausgestoßen wie ich war, ohne Vermögen, Stand, Jugend, Namen, Talente zu sehen, daß ich doch meinen Platz in der Welt finden kann. Deinen Besitz, Deine Hilfe rechne ich oben an: aber warum liebst Du mich? Bloß, weil ich rechtschaffen bin und das andern gönne und tätig schaffe, was ich selbst gern will."

Ja, Varnhagens Liebe hatte sich vertieft in dem Bewußtsein der neuen Werte, die er in der Freundin sich entfalten sah.

Unzerstörbar jung erschien sie ihm nun, fester schlangen sich die Bande um die beiden Glücklichen. Und auch Rahels Liebe hatte sich in den letzten Jahren der Trennung mehr und mehr verklärt.

„Novalis sagt: ‚Die Liebe ist eine ewige Wiederholung.‘ Sie ist die größte Überzeugung, sage ich. Unüberwindlich ist Auge, Ohr und Gefühl überzeugt; unüberwindlich unser Herz von dem Gegenstande, den wir lieben, unüberwindlich der Eindruck; und ist die Überzeugung zu überwinden, so lieben wir uns nicht mehr. Daher lieben nur Menschen, hohe, überzeugungsfähige Geschöpfe. Mitteilen, beweisen läßt sie sich nicht. Jeder liebt allein, wie man allein betet."

Ja, auch das Beten hatte Rahel in dieser Zeit gelernt, nahe war sie dem Unendlichen gekommen. Die tiefsten, göttlichsten Gedanken verlassen sie nun nicht mehr, selbst während der seichtesten Gespräche muß sie ihnen nachgehen. Oft fühlt sie auch, daß eine leichtgesinnte Umgebung sie und ihr Gespräch nicht versteht. „Und wir sprechen wie der Wind, der hoch über die Erde weggeht, und die Erde merkt es gar nicht."

An jedem ihrer Gedanken läßt sie den noch immer im Dienste des Krieges stehenden Geliebten teilnehmen, an dem sie mit ganzer Seele hängt. Welcher Schmerz, welche Pein für sie, ohne Nachricht von ihm zu sein! Mit General Tettenborn ist er nach Frankreich gezogen. Doch wie ergeht es ihm nun? Welches Schicksal ist ihm geworden? Mit Entsetzen denkt sie an die vielen Freunde, die sie schon verloren hat. Nur ihn, ihn nicht auch noch verlieren!

„Bleibe du mir! Kehre du mir wieder zurück!" ruft sie in der Verzweiflung aus.

Sie schreibt an Tettenborn. Keine Antwort. Alle Nachforschungen vergeblich. Der Schmerz wirft sie von neuem aufs Krankenlager. In dieser Not, diesem Gefühl der unsagbaren Verlassenheit nimmt sie doch an allem teil, was die Welt bewegt, was das Schicksal ihres Landes bedeutet. Der König ist in Paris eingezogen.

„... Und wehren lernen sich die Nationen," schreibt sie, „zusammenhalten die Deutschen; hochhalten die Fürsten ihre Völker, tätig lieben diese ihre Fürsten. Oh, ich fühle alles in meiner Not. Gott schickt sie mir. Ich küsse das Kreuz. Er hat gewiß Recht."

Endlich erhält sie die Nachricht, daß Varnhagen glücklich in Paris weilt. Diese Seligkeit! „Wenn ich aus könnte, führe ich, die Erde küssen! Nun habe ich auch Frieden."

Friede! In diesem Gefühle jauchzt Rahel mit der ganzen Welt. Glücklich kehrt der Geliebte zurück in ihre Arme. Am 27. September 1814 schließen sie den Bund fürs Leben, zum Heile sich selbst, ihrer Umgebung zum Segen.

Nun ist sie wieder in ihrem geliebten Berlin, nach dem sie sich in der Fremde gesehnt hat. Stolz hebt sich ihr Herz in dem Bewußtsein, nicht nur einen guten, sie unendlich liebenden Gatten zu besitzen, sondern auch einen Mann, den sein Land braucht. Denn Varnhagen ist in den diplomatischen Dienst berufen, mit dem Staatskanzler Hardenberg weilt er zum Kongresse in Wien. So ist sie jetzt allein. Aber dieses Alleinsein ist ausgefüllt mit der regen Anteilnahme an dem Glück ihres Vaterlandes. Sie schreibt:

„Berlin, den berühmten 18. Oktober 1814.

Alle Truppen und Prinzessinnen und Menschen auf dem Exerzierplatz betend! Ich habe auch genug aus dem überfließenden Herzen geweint für mich allein, seit dem 16., wo es sich engagierte; daß der Gräuel ein Ende, die stockende Angst ein Ende hat, daß unsre Truppen in der Sonne fröhlich und affektiert blinken; daß Du in Sicherheit bist."

Bald aber folgt sie dem geliebten Gatten nach Wien. Und auch hier ist sie der Mittelpunkt einer großen glänzenden Gesellschaft. Wohl liebt sie die Geselligkeit, aber nie läßt sie sich von ihr blenden. Klug unterscheidet sie, klug erkennt sie die Menschen und ihr Wollen.

„Der Leute Gespräche sind gefährlich, die nur erzählen, nie ergründen, beurteilen, erwägen und bemerken. Sie sprechen gleichsam ohne Linienblatt; geraten ins Klatschen, da sie sich

und andre unterhalten wollen; sie haben weder Ziel noch Damm, nur einen kleinen Zweck, und zu diesem kleinen Zweck noch kleinere Mittel."

Immer verläßt sie sich auf ihr Herz, dem sie unbedingt folgt. „Das Herz ist ganz im Dunkeln, ganz allein, möchte man sagen, und weiß ganz allein alles besser. Nur wenn man dahin sieht, findet man Erkenntnis; weil die verwirrenden Lichter der ganzen Welt nicht hingelangen; und es wie ein Maß einer andern Welt in uns lebt: als ein Ja oder Nein; sonst nichts."

Überall kommt man ihr mit Verehrung und Bewunderung entgegen, lobt ihre Tätigkeit in der Fremde, die so viel Segen gespendet hat. Schlicht und doch voll gerechtem Bewußtsein ihres Wertes sagt sie dann: „Ich hatte die große Satisfaktion, unserm Lande im Auslande Ehre zu machen; was ich tat, tat doch eine Preußin; und ich war bescheiden, hilfreich, gut, sanft und beliebt, und das kam auf die Rechnung aller Preußinnen."

Napoleon verläßt Elba: wieder erfüllt die Welt Kriegsgetümmel, und wieder sieht sie den geliebten Gatten im Dienste des Vaterlandes von ihrer Seite scheiden. Aber sie klagt nicht, weiß sie doch, daß nichts ihn von ihrem Herzen reißen kann, daß die geflochtenen Bande nur immer fester, immer inniger werden. Und beseligt kann sie schreiben: „... Varnhagens Betragen hat sich in nichts geändert, und durch einen Zauber, den ich nicht kenne, ist er verliebt in mich und nur erfüllt von dem, was mir lieb sein könnte."

Der Zauber, der Varnhagen an Rahel kettete, war nicht vergängliche Schönheit, es war die unvergängliche Güte ihres Herzens, das liebende, alles verstehende Erkennen ihres Geistes. Und so sagt sie noch in späteren Jahren: „Ich bin sehr zufrieden und danke sehr Gott! Ich sehe meist ein, welchen Schatz ich an Varnhagens Liebe und Freundschaft und an dem Glücke seines Umgangs habe, den er mir aus Liebe, und Gott aus Gnade, und die Welt aus Vorurteil zugesteht. Unser Umgang und Verhältnis sänftigt und mäßigt und bildet sich immer besser aus. Wir können uns alles sagen und bilden uns zusammen ferner."

Ja, immer tiefer, immer vollkommener wurde Rahels Bildung, geleitet durch liebende, verständnisvolle Hand. „Wissen ist eine Vorratskammer, ein Vorrat; Wissen ist ein geistiges Haben. Durch Wissen ist man überzeugt; Liebe ist Überzeugung."

In diesem Lichte sieht sie die Menschen und ihr Verhältnis zueinander. „Die Menschen verstehen einander nicht. Sie lieben sich zu ungleichen Stunden; möchte ich noch hinzusetzen."

In Frankfurt am Main, wo sie in Varnhagens Abwesenheit lebt, lernt sie Rückert kennen, empfängt sie den Besuch von Goethe. „Guter, treuer August," schreibt sie an den Gatten. „Goethe war diesen Morgen um ein Viertel auf zehn bei mir. Das ist mein Adelsdiplom...

Goethe! Dieser vollständigste Mensch; dieser Repräsentant, der alle andern in sich trägt und so mächtig ist, sie uns zu zeigen. Dieser Priester, dieser wahrhafte Gesandte!"

So genießt sie nicht nur die Werke der Kunst, sondern tut auch tiefe Einblicke in das künstlerische Wesen. „Der Geist ist wie die Sonne; sie ist immer da; beleben aber kann sie nur was da ist."

„Gute Dichter haben ein Bild in der Seele und sind getrieben, es darzustellen; andre treiben sich, Bilder zu machen."

„Zu einem Talent gehört Charakter."

Auch spricht sie über weibliches künstlerisches Schaffen. Seltsam erscheint es ihr, daß Frau von Staël nicht die Furcht verläßt, daß die Werke einer Frau doch nicht so hoch zu stellen seien wie die der Männer.

„Arme Furcht! Ein Buch muß gut sein, und wenn es eine Maus geschrieben hat, und wird dadurch nicht besser, wenn sein Autor Engelsflügel an der Schulter trägt. So viel fürs Buch selbst! Ob eine Frau schreiben soll? ist eine andre Frage; und so possierlich als ernsthaft zu beantworten. Wenn sie Zeit hat; wenn sie Talent hat; wenn ihr Mann befiehlt — wird's eheliche Pflicht sogar —, wenn er's leidet, gern sieht; wenn es sie von Schlechterem abhält; wenn sie Gutes tut für den Sold usw., und sie muß es, wenn sie ein großer Autor ist.

Wenn Fichtes Werke Frau Fichte geschrieben hätte, wären sie schlechter? Oder ist es aus der Organisation bewiesen, daß eine Frau nicht denken und ihre Gedanken nicht ausdrücken kann? Wäre dies, so bliebe es doch noch Pflicht, oder erlaubt, den Versuch immer von neuem zu machen."

Seit ihrer Verheiratung muß sie oft den Wohnsitz wechseln. Es ist ihr dies nicht bequem, da ihre Kränklichkeit immer mehr zunimmt. Doch sucht sie das Leiden soviel wie möglich zu verbergen, damit der Gatte in seinem Leben und in seinen Plänen nicht gestört werde. Varnhagen ist Ministerresident in Karlsruhe, wo er an der Einführung der ständischen Verfassung in Baden mitwirkte. Seit 1819 lebt er als Geheimer Legationsrat wieder in Berlin. Nun hat er Zeit, sich seiner Lieblingsbeschäftigung, der Schriftstellerei, hinzugeben. Und auch hier bleibt Rahel eng an seiner Seite, teilnehmend an jedem seiner Gedanken. Immer mehr muß sie sich auf ihre Häuslichkeit beschränken, da ihre Gesundheit es nicht mehr gestattet, Theater und Gesellschaften zu besuchen. Wohl ist ihr Haus noch immer allem Großen, allem Schönen geöffnet, doch oft muß sie auf den Besuch auch der wertvollsten Freunde verzichten. Geduldig nimmt sie ihr Leiden hin, als eine Sendung von oben, beglückt in dem Gefühl, gute Gedanken zu haben, Zeit und Kraft zu finden, sich mit erhabenen Dingen beschäftigen zu können. Die Brustbeklemmungen, an denen sie leidet, kommen oft in der Nacht. Eines Morgens, nach qualvollen Stunden, sagt sie zu dem in ihr Zimmer tretenden Gatten: „O ich bin doch ganz vergnügt, ich bin ja Gottes Geschöpf, er weiß von mir, und ich werde schon noch einsehen, wie es mir gut und nötig war, zu leiden; ich soll gewiß etwas dadurch lernen, jeder Schmerz wird in der gewonnenen Einsicht zur Freude werden, jedes Leid als Glorie daliegen! Und bin ich nicht schon jetzt glücklich in diesem Vertrauen und in all der Liebe, die ich habe und finde?"

Ja, Rahel ist glücklich trotz den Leiden, die mehr und mehr zunehmen. Sie stärkt sich an den Sprüchen von Angelus Silesius, die der geliebte Gatte herausgegeben hat, vertieft sich

in Fichte, liest Wilhelm Meisters Wanderjahre. Und dann wieder beschäftigen liebliche Erinnerungen ihren Geist. So erzählt sie:

„In meinem siebenten Jahre träumte mir einmal, ich sähe den lieben Gott ganz nahe, er hatte sich über mir ausgebreitet, und sein Mantel war der ganze Himmel; auf einer Ecke dieses Mantels durfte ich ruhen und lag in beglücktem Frieden zum Entschlummern da. Seitdem kehrte mir dieser Traum durch mein ganzes Leben immer wieder, und in den schlimmsten Zeiten war mir dieselbe Vorstellung auch im Wachen gegenwärtig und ein himmlischer Trost; ich durfte mich zu den Füßen Gottes auf eine Ecke seines Mantels legen und da jeder Sorge frei werden, er erlaubt es."

Und so sagt sie auch jetzt immer wieder, trotz dem Schmerze beglückt lächelnd: „Ich lege mich auf Gottes Mantel, er erlaubt es. Wenn ich auch leide, ich bin doch glücklich, Gott ist ja bei mir, ich bin in seiner Hand, und er weiß alles am besten, was mir gut ist und warum es so sein muß."

Diese Ergebung verklärt die Leidende, macht sie ihrer Umgebung doppelt lieb und wertvoll. Jede vom Schmerz freie Stunde benutzen die Freunde, um Rahel zu hören, von ihr zu lernen. Und Rahel weilt gern bei der Erinnerung des Großen, das sie erleben durfte, berichtet von den bedeutenden Menschen, die ihr auf dem Wege des Lebens begegnet sind: „Als Mirabeau in Berlin war, sah ich ihn in bürgerlichem Anzug, ganz das Ansehen habend wie die damaligen Hofleute seiner Nation; in einfacher Kleidung, die, obschon vornehmer Gesellschaftsrock oder gar Courkleidung, doch schon sehr nach dem nachherigen englischen Anzug hinneigte. Er trug ein leicht gekraust, gepudertes Toupet, Haarbeutel, Schuhe und Strümpfe, und dazu passende Kleider; ohne Gold, Silber noch Stickerei. Er hatte dunkle, lebhafte Augen, die mit starken Augenbrauen dennoch weich blickten; war pockennarbig und breiter, aber nicht feister Gestalt. Er hatte das Ansehen wie einer, der viel und mit vielen gelebt hat; auch bewegte er sich mehr als die Leute von

seiner Klasse pflegen: denn er hatte nichts Kompassiertes; er zeigte sich in den gleichgültigsten und kleinsten Bewegungen seiner Person als sehr tätig und als einer, der alles selbst untersucht, kennen lernt und ergründet; so gebrauchte er seine Lorgnette, und ich möchte sagen, sein ganzes Ich. Er ging in die deutsche Komödie, in die Kulissen, er brachte täglich seine Briefe selbst auf die Post, wo ich ihn zu halben und zu ganzen Stunden verweilen sah, während eine Dame und sein achtjähriger Sohn ihn im Wagen erwarteten. Mein Vater zeigte ihn mir als Nichts, als den Grafen Mirabeau; ich wußte gar nichts von ihm; und um so zuverlässiger traue ich meinem damaligen Urteil. Er machte einen guten Eindruck auf mich, obgleich er mir alt und nicht niedlich und hübsch vorkam, weil ich fast ein Kind war und nur blonde schlanke Menschen liebte. Er sah aus wie einer, der viel gelitten und diskutiert hatte."

So wechseln reizvoll Rahels Gespräche. Immer tiefer wird ihre Einsicht in Menschen und Leben.

„Die menschliche Seele ist von Natur aus eine Christin."

„Unser innerster Wille ist wie eine Pflanze; einfach, bestimmt, aber ohne Wurzel in der Erde; unser Geist das Bewußtsein darüber wie eine in uns mitgegebene Sonne."

„Wir machen keine neuen Erfahrungen. Aber es sind immer neue Menschen, die alte Erfahrungen machen."

Sorgfältig bewahrt der Gatte jedes ihrer Worte zum Nutzen der Nachwelt.

„Es ist nicht allein sehr schwer, die Wahrheit hier in der Welt zu finden, sondern man muß sie auch noch verleugnen."

Man sprach von Menschen, die überschätzt werden. Rahel schüttelte das Haupt. „Es muß ein jeder überschätzt werden," sagte sie, „sonst wird er gar nicht geschätzt: da das Schätzenswerte von Menschen und Natur geheimgehalten wird; wie auch die größten Opfer nur von dem gewußt werden, der sie bringt: und sonst auch keine sind."

Furchtlos sieht sie dem Tode entgegen. Man rühmte den Segen ihres Lebens, das große Schicksal, das sie gehabt habe.

„Es kann nichts helfen, ein großes Schicksal zu haben," meinte sie, „wenn man nicht weiß, daß man eines hat. Es hat ein jeder ein großes Schicksal, der da weiß, was er für eines hat."

Fest hält sie an der ausgleichenden Gerechtigkeit des Lebens.

„Eine Gerechtigkeit waltet schon hier auf Erden,
Daß die Gesichter all wie ihre Seelen werden."

Wenn man ihre unverwüstliche Jugend rühmte, die sie trotz allem Leiden sich bewahrt habe, lächelte sie: „Beinah werden nur die Leute alt, die nichts als jung waren."

„Unbedeutende Persönchen, solche mit geringen Gemütsanlagen bilden sich — wenn es geschieht — zu Härte und kleinen Bosheiten aus; bedeutende Menschen zu Milde, Güte, Nachsicht. Nichts macht so nachdenkend, so einsichtig, als stets Bewegung im Gemüt, großer Verkehr darin."

Viele Freunde waren ihr entrissen worden. Doch nun am Schluß ihres Lebens mußte sie noch einen gewaltigen Schlag ertragen: Goethes Tod. Selbst schwer krank, schreibt sie mit zitternder Hand: „Ach, mit jedem entfernten Freund geht ein Stück Leben von uns selbst weg! Ich habe zu viele, zu herrliche durch Tod und Trennung verloren! Fast stehe ich rauhem, fremdem Winde ausgesetzt, entblättert da. Gott soll aber meine Klagen nicht heimsuchen und mir den Rest lassen!"

Man suchte sie zu trösten, wies sie auf neue Hoffnungen hin. „Wir verlieren alles, was wir lieben," sagte sie still vor sich hin, „am Ende das, was wir kennen, das Leben."

Ja, sie fühlte, daß sie nun bald das Leben verlieren würde, aber keine bittere Empfindung mischte sich in den Gedanken dieses Verlustes. „Lieber August," fest hielt sie die Hand des Gatten in ihrer Hand, „mein Herz ist im Innersten erquickt. Ich habe an Jesus gedacht und über sein Leiden geweint; ich habe gefühlt, zum erstenmal es so gefühlt, daß er mein Bruder ist. Und Maria, was hat die gelitten! Sie sah den geliebten Sohn leiden und erlag nicht, sie stand am Kreuze! Das hätte

ich nicht gekonnt, so stark wäre ich nicht gewesen. Verzeihe mir es Gott, ich bekenne es, wie schwach ich bin."

Sanft küßte Varnhagen die Hand der Dulderin. „Wir wollen einander alles verzeihen," stockend kamen die Worte über ihre Lippen. Wie schwer doch der Abschied von dem treuesten Freunde war. „Wir schleppen einander wechselseitig mit, Ihr mich, ich Euch. — Im Himmel sehen wir uns alle wieder."

Diese Zuversicht des Wiedersehens stärkt sie im schwersten Kampfe, in den größten Schmerzen, die noch die letzten Stunden ihr auferlegen. „Ich verstehe die Schmerzen nicht, aber ein andrer, Schmerz ist Gottes Geheimnis, der versteht ihn. — Könnte man sich nur recht zu Gott wenden, so wäre einem gleich geholfen. Mit seiner Hand hebt der einen heraus; ich habe sie schon an mir gefühlt, seine Hand. Aber so recht, wie man kann und soll, sich so ganz mit dem Auge an ihn ansaugen, das gelingt nicht immer, man will und kann nicht immer stark genug."

Ein erneuter Schmerzensanfall ließ sie verstummen. Als die Qual wieder vorüber war, sagte sie: „Höhere Geister sehen und hören jetzt meinen Jammer. Gott selbst hört und sieht mich, er weiß um mich und um jeden Schmerz in mir; er ist nicht zu groß dazu." Schwer sank das Haupt zurück in die Kissen, dann richtete sie sich wieder in die Höhe: „Solche Krankheit, ich fühle es, ist jedesmal eine Gnade. Es wird einem ein Ruck gegeben, ich fühle es, zum Bessern, zur Entwicklung. Man muß dafür danken."

Seliges Lächeln umschwebte ihre Lippen: „Ich schlummere ... zu seinen Füßen ... so unten ... an seinem Mantel ..." —

Rahel war entschlummert, am 7. März 1833. Wenige Tage später bestattete man sie in einem Grabgewölbe auf dem Kirchhofe vor dem Hallischen Tore. Die Teilnahme an dem Tode war groß; in allen Kreisen betrauerte man diese Frau, die „edel, hilfreich und gut" gewesen war.

Als Varnhagen ihren Nachlaß ordnete, fand er ein versiegeltes Schreiben, ihren letzten Willen, den sie am 24. April

1816 „im großen Sonnental von Frankfurt“ aufgesetzt hatte. In rührender Liebe gedenkt sie jedes, der an ihrem Leben teilgenommen hat. Die großen Schätze ihres Herzens, ihres Geistes hat sie ja schon bei Lebzeiten unter ihre Freunde verteilt; nun verteilt sie auch die kleinen Schätze ihres Besitzes. Rührend ist es, wie sie niemand vergißt. Am längsten verweilt sie bei dem über alles geliebten Gatten:

„Mehr im ganzen Herz des Wollens hat nie eine Einsicht in einem Menschen gewirkt als Deine über mich! Anerkannter kann das nicht werden als von mir; und mehr in Liebe gewandelt dies Anerkennen auch nicht werden. Diese Worte sind schwache Abrisse und Schatten der Schatten unsers Lebens, welches wir miteinander führen, mein treuer, geliebter August.“

Groß ist Varnhagens Schmerz: „Welch einziges Glück, welch edlen Schatz und reichen Trost ich mit der ewig treuen Gattin verloren, ist den Freunden wohlbekannt; meine Trauer braucht es ihnen nicht zu sagen, sie fühlen meinen Verlust in demjenigen mit, der auch sie selbst, in mannigfacher Abstufung und Richtung, aber gewiß alle zu schmerzlich hoher Würdigung, durch dieses Scheiden betroffen hat. Und wenn auch der volle Reichtum dieses von Geist und Liebe beseelten Gemüts nicht unmittelbar jedem Auge ganz entfaltet lag, so bekennen doch alle, die auch nur Momente dieses in Wohlwollen und Wahrheitseifer stets erregten Lebens angeschaut, daß sie von dieser Erscheinung einen seltenen und ahndungsvollen Eindruck der eigentümlichsten Kraft und Anmut empfangen haben, der jeder freigebigsten Voraussetzung Raum gibt und alle mitfühlend unsern Wehklagen beistimmen läßt.“



Rahel Levin

Nach dem Basrelief von Friedrich Tieck



Josefa von Hoffinger

„Ich weiß, was ich soll, und ich will,
was ich soll, und ich kann, was ich will.“

Um das Jahr 1830 rühmte man das Familienleben des Regierungsrats von Hoffinger in Wien allgemein als vorbildlich. In diesem Hause herrschte der innigste Friede, die herzlichste Liebe. Regierungsrat von Hoffinger, ein fein gebildeter Mann, hatte lebhaften Sinn für Poesie, ebenso seine schöne, edle Gattin, die alle seine Interessen teilte. Die fünf Kinder, zwei Knaben und drei Mädchen, die harmonisch das Haus belebten, genossen eine vorzügliche Erziehung. Früh wurde der Sinn für alles Gute und Schöne in die jungen Seelen gepflanzt. Frau von Hoffinger war nicht nur eine liebende, sondern auch eine verständnisvolle Mutter. Tief drang sie in das Gemüt und die Gaben jedes ihrer Kinder, und da war es besonders ihre älteste Tochter Josefa, die die feinfühlende Frau mit Glück und Stolz erfüllte: zeigte dieses Mädchen doch schon früh seltene Eigenschaften des Herzens und des Geistes.

Diese Eigenschaften auszubilden, zu vertiefen, machte sich Frau von Hoffinger zur Aufgabe ihres Lebens. Wenn die Mutter den Kindern Märchen erzählte, so lauschte Josefa ganz besonders eifrig; ihre Wangen brannten, in ihren Augen leuchtete es. Fest bewahrte sie das Gehörte und ging ihm lange nach. War Frau von Hoffinger einmal verhindert, sich wie gewöhnlich ihren Kleinen zu widmen, so übernahm Josefa als die Älteste das Amt des Erzählens. Und so schön wußte sie dieses Amtes zu walten, daß die Geschwister an ihren Lippen hingen, feierliche Stille in dem kleinen Kreise herrschte. Trat dann die Mutter wieder ins Zimmer, so bemühte sie sich un=

willkürlich, leise zu gehen, sich geräuschlos niederzusetzen: was sie hörte, erfüllte auch sie mit Staunen. Wohl waren das die Märchen, die sie den Kindern erzählt hatte, und doch waren sie es wieder nicht. Welche Phantasie verklärte die schlichten Begebenheiten, welches Feuer sprach aus den Worten der Erzählerin!

In solchen Augenblicken pflegte Frau von Hoffinger die Hände zu falten und dem Himmel zu danken, der ihr ein solches Kind beschert hatte. Doch mischte sich in die Freude ein Gefühl der Wehmut: wenn es ihr doch vergönnt wäre, die Erziehung dieses Kindes zu vollenden! Warum kamen ihr solche Gedanken? War sie doch jung und gesund! Mit ganz besonderem Eifer widmete sie sich Josefas Ausbildung, keinen Tag ließ sie unbenutzt vorübergehen. Sie führte selbst die Tochter in das Reich der Poesie, machte sie mit den Dichtern bekannt. Hatten schon die schlichten Märchen auf die Phantasie des Kindes gewirkt, so erfüllte das, was Josefa jetzt kennen lernte, ganz ihre Seele. Doppelt genoß die Mutter nun die Schönheiten der Poesie, zu denen sie ein so reiches Gemüt führen konnte.

Rasch machte Josefa in allen Wissenschaften Fortschritte, doch am größten war ihr Verständnis für Dichtungen. Schon mit acht Jahren hatte sie hübsche Verse gemacht, jetzt benutzte sie jede Mußestunde, um sich in dieser Kunst weiter auszubilden. Mit ganzem Herzen nahm die Mutter an allem teil; sie war Josefas beste Freundin, ihre Vertraute.

Doch vernachlässigte Frau von Hoffinger in dem Interesse für ihre älteste Tochter keineswegs die andern Kinder. Innigste Liebe verband die Geschwister miteinander; in Scherz und Ernst standen sie treu zusammen.

Da türmten sich dunkle Wolken an diesem heiteren Himmel auf: Frau von Hoffinger zog sich eine heftige Lungenentzündung zu, von der sie nicht mehr genesen sollte. Die Krankheit machte rasche Fortschritte. Was man anfänglich nicht hatte glauben wollen, nicht hatte glauben können, das wurde zur

Gewißheit, die jeden der Familie in tiefster Seele erbeben ließ. Ruhig, als gute Christin sah die Kranke ihrem Scheiden aus dieser Welt entgegen, doch mit tiefstem Schmerz erfüllte sie der Gedanke an die Zurückbleibenden. Da sie nicht mehr die Kraft hatte, viel zu sprechen, so nahm sie ihre Zuflucht zu einem Tagebuche, das sie immer treulich geführt hatte, und in dem sie jetzt noch mit zitternder Hand Seite um Seite füllte. Was sie niederschrieb, betraf ihre engste Familie, ihre Kinder: liebend erklärte sie jeden Charakter, gab Winke für die Erziehung, die nun bald von einer andern Hand geleitet werden sollte; doch am liebsten, am längsten weilte sie bei Josefa. Vielleicht sah sie im ahnenden Geiste die Schwierigkeiten voraus, die gerade diesem Kinde mit der seltenen Begabung in seiner weiteren Entwicklung werden sollten.

Als Frau von Hoffinger alles niedergeschrieben hatte, was sie bewegte, breitete sich der große Friede über ihre Seele. In tiefem Schmerz stand der Gatte, standen die Kinder um die Entschlafene. Wohl hatte jeder viel verloren, doch am schmerzlichsten war Josefas Verlust. Das fühlte die kaum Fünfzehnjährige, in deren Wesen von diesem Augenblick an ein tiefer Ernst trat.

Wie anders war jetzt das Haus des Regierungsrats von Hoffinger geworden! Wenn auch der Vater sich fortan mit doppelter Liebe seiner Kinder annahm, so konnte er doch nicht die Lücke ausfüllen, die der Tod der Gattin gerissen hatte. In diesem Bewußtsein gab er seinem Hause nach zwei Jahren eine neue Herrin. Nicht leichtsinnig hatte der verständige Mann gewählt. „Mutter Anna" schien ihm alle Eigenschaften zu haben, die seine verwaisten Kinder zur weiteren Führung ihres Lebens brauchten. Und wirklich ging die neue Gattin auch mit allen guten Vorsätzen an die Erfüllung der Pflichten, die ihrer harrten. Streng wachte sie über dem leiblichen Wohl der Kinder, doch konnte die nüchterne, rein praktische Natur sich nicht in Josefas zartes Geistesleben hineindenken. Ihr schien es vor allem Aufgabe zu sein, die Mädchen zu prak-

tischen Hausfrauen zu erziehen. In diesem Sinne hielt sie Josefa zu dem an, was dem jungen Mädchen durchaus widerstrebte. Es kam zu Konflikten. Mutter Anna glaubte ihre Autorität am besten zu wahren, indem sie streng den einmal gewählten Weg verfolgte. Josefas Liebe zur Poesie, das Träumerische ihrer Seele schien ihr nur ein Hindernis an dem zukünftigen Glück ihrer Schutzbefohlenen. Mit aller Gewalt suchte sie diese Eigenschaften zu unterdrücken. Doch Josefa wollte nichts von dem hergeben, was ihr Glück ausmachte, was sie zu ihrem Dasein brauchte. In tiefster Seele fühlte sie sich verletzt, daß ihre Gaben so wenig geachtet wurden. Es kam zum Kampfe, nicht zum offenen, aber zum geheimen verzweifelnden Ringen. Jeder dieser beiden guten Menschen wollte das Gute, und doch trieb sie dieses Wollen auseinander. Beide litten. Josefa fühlte sich gefesselt in ihrem Streben und wurde dadurch unglücklich, so unglücklich wie sie einst glücklich gewesen war. Noch in späten Jahren erfüllt sie der Gedanke an dieses Ringen mit Schmerz, und sie singt:

In meines Frühlings stürmisch schwülen Tagen,
in meiner Jugend bang' bewegten Zeit,
versöhnt' ich im Gesang der Seele Klagen,
und Waffenstillstand ward im innern Streit.

Durch fremde Willkür, eigne Schuld verstummen
mußt' nur zu bald mein trautes Saitenspiel;
ich höre nur der Alltagsfliegen Summen
und irre trostlos in der Welt Exil.

Ja, trostlos wäre für Josefa nun das Leben gewesen, hätte ihr nicht der Vater in dieser schweren Zeit mit liebendem Verständnis zur Seite gestanden. Er erkannte die Seele seines Kindes, die Tagebuchblätter der verstorbenen Gattin hatten dieses Verständnis noch reicher ausgebildet. Als besonderes Vermächtnis der Dahingegangenen sah er es an, Josefas leidende Seele mit der Welt zu versöhnen. Und dankbar empfand

Josefa diese Liebe. Wie alles in ihr sich in Gesang umsetzte, so griff sie auch jetzt zu ihrem „trauten Saitenspiel". Achtzehn Jahre war sie alt, als sie zum Geburtstag ihres Vaters ihn mit diesen Versen beglückte:

Wie dank' ich dir, du bester Vater, nur?
Du hast das schöne Dasein mir gegeben
und mich geführt zum Tempel der Natur,
mich früh gelehrt, mein Herz zu Gott erheben;
an deiner Hand sah ich des Höchsten Spur
bei jedem Schritt im sorgenfreien Leben,
denn deine Liebe ließ es mich erkennen,
wie groß es ist, den Schöpfer Vater nennen.

Es zog mich Sehnsucht hin zur Poesie,
und du verschmähtest nicht mir auszuwählen
mit Sorgfalt aus dem Reich der Harmonie
die Blumen, wo sich Farb' und Duft vermählen,
den Augen schön durch reine Symmetrie,
doch schöner noch, erquickender den Seelen;
nicht Blumen, die betäubend Düfte senden,
nur solche, die dem Geiste Labung spenden.

Und alles Gute, dessen ich bewußt,
und jede Freude, die ich rein empfunden,
und jede stille, tiefgefühlte Lust
am Schönen, Wahren, Guten, das ich finde,
der Schöpfer legte sie in meine Brust;
doch du nahmst von dem innern Aug' die Binde,
und jeder Keim des Rechten war verloren,
wenn du zu weiser Pfleg' ihn nicht erkoren! —

Und heute doppelt fühlen wir gerührt:
du lebtest stets in deiner Kinder Kreise,
du gabst, was nützt und was das Leben ziert;
du fandest dich in ihre frohe Weise,

du wußtest, daß am besten Liebe führt,
und rügtest ihre Mängel mahnend leise,
und wie Gott, was er schuf, regiert, erhält,
so sorgtest du für deine kleine Welt.

Und Trost fand Josefa auch in der Liebe ihrer Geschwister, die sich nun doppelt fest aneinanderschlossen. Wie früher im kindlichen Spiel, so gingen sie auch jetzt im Lernen Schritt um Schritt miteinander, ermunterten sich gegenseitig in ihrem Streben. Mutter Anna hielt viel von dem Studium fremder Sprachen. Josefa mußte Französisch, Englisch und Italienisch lernen. Aber es genügte ihr nicht, eine Sprache zu treiben, um sich dann oberflächlich darin ausdrücken zu können. Was sie bei diesem Studium fesselte, war die Poesie. Doch behagte ihrem tief angelegten Gemüte die französische Literatur wenig; sie versenkte sich in die englische. Liebe, wehmütige Erinnerungen überkamen sie: hatte sie doch schon durch ihre unvergeßliche Mutter Shakespeare kennen gelernt. Aber mit welch anderm Verständnis las sie jetzt diesen Meister! In seinen Werken fand sie Antwort auf manche Frage, die sie gequält hatte.

Doch nun sollte sie den Meister kennen lernen, der ihr alle Fragen beantwortete, der sie zu dem machte, was sie sein sollte, der das ganze Leben ihr zur Seite schritt. Sie las Dantes „Göttliche Komödie". Eine Wandlung ging mit ihr vor. Das religiöse Bewußtsein, das Frau von Hoffinger schon von früh an in den Kindern zu wecken gewußt hatte, gewann nun in Josefa eine andre, eine tiefere Form. Was sie las, blieben ihr nicht Worte; es wurde das Schicksal ihrer Seele. Dieser große Geist erst lehrte sie das Leben verstehen. Zu ihm flüchtete sie sich vor den Widerwärtigkeiten ihres Daseins, und was er ihr gab — war Versöhnung. Mit andern Augen sah sie nun ihre Stiefmutter an, erkannte das Gute in deren Wollen und bemühte sich, ihr entgegenzukommen. Wie schön, daß sie den göttlichen Sänger und seine erhabenen Lehren schon

jetzt gefunden hatte, denn Mutter Anna starb. Josefa, die am 8. November 1820 geboren war, zählte nun gerade dreiundzwanzig Jahre. Aufrichtig betrauerte sie die Dahingeschiedene und wußte diese Trauer auch in den Herzen ihrer Geschwister zu wecken.

Fortan hatte Josefa die volle Freiheit ihres Tuns. Diese Freiheit benutzte sie zur weiteren Ausbildung ihres Geistes. Sie las die deutschen Philosophen, vor allem Fichte. Doch immer wieder trieb es sie zu Dante. Wohl waren ihr in der „Göttlichen Komödie" manche Stellen dunkel, doch mit aller Kraft suchte sie auch hier einzudringen und zum tieferen Verständnis zu gelangen. Anfänglich konnte sie dem orthodoxen Glauben, der aus dieser Dichtung spricht, nicht folgen. Da studierte sie die Kirchenväter, die Scholastiker. Unermüdlich war sie in diesem Streben, in diesem Ringen nach Wahrheit. Und herrliche Früchte trug das Forschen: Josefas ganzes Wesen lichtete und vertiefte sich. Was Mutter Anna an ihr besonders zu tadeln gehabt hatte, das war eine gewisse Unregelmäßigkeit in ihrem Tun. Doch jetzt hatte sich äußerlich und innerlich alles in Josefa geregelt. Aus eignem Antriebe teilte sie sich die Stunden des Tages fest ein und durchbrach nie diese Anordnung.

„Ich weiß, was ich soll, und ich will, was ich soll, und ich kann, was ich will," sagte sie leise zu sich selbst. Diese Worte wurden der feste Grundsatz ihres Lebens, nach dem sie handelte.

Nicht mehr genügte es ihr, die Wahrheit nur für sich allein gefunden zu haben, auch andern wollte sie mitteilen, was sie selbst beglückte. Auch wollte sie ihr Studium auf einen festen Zweck hin regeln, ihr Wissen verwerten; und so entschloß sie sich, Lehrerin, Erzieherin der Jugend zu werden. Da öffnete sich ihr ein weites Feld, Gutes zu säen, sprießende Keime zu schöner Blüte zu entfalten. Mit aller Kraft arbeitete sie auf dieses Ziel hin. Nach vollendeten Studien hatte sie vier strenge Prüfungen vor einer Kommission von Universitätslehrern zu bestehen. Und glänzend bestand sie diese Prüfungen in der

Erziehungskunde und den Schulwissenschaften, im Französischen, Italienischen und Englischen. Was ihre Examinatoren besonders mit Lob erfüllte, das waren ihre großen Kenntnisse auf dem Gebiete der Literatur, ihr tiefes, verständnisvolles Eindringen in Dichter und Dichtungen. Ein solches weibliches Wesen mit einem solchen Wissen war etwas Seltenes. Sofort wurde Josefa zur Untervorsteherin in dem k. k. Zivilmädchen-Pensionat in Wien ernannt.

Die Stellung, die sie nun einnahm, war schwer und verantwortungsvoll. Doch für das strebende geläuterte Gemüt war es ein herrliches Bewußtsein, Schwierigkeiten zu überwinden. Mit aller Liebe ihres großen Herzens, mit allem Reichtum ihres Geistes gab sich Josefa der neuen Aufgabe hin; ganz füllte sie den Platz aus, auf dem sie nun stand. In ihrem Eifer, ihrer Pflichttreue kannte sie kein Ermüden, kein Denken an sich. Was sie tat, war zu viel für ihre schwächliche Gesundheit; sie erkrankte lebensgefährlich. Kaum genesen, stand sie schon wieder auf ihrem Posten. Wieder wurde sie krank. Mit tiefem Bedauern kam sie zu der Einsicht, daß sie den ihr anvertrauten Posten nicht mehr verwalten konnte. Doch erfüllte sie das Bewußtsein, zehn Jahre segensreich gewirkt zu haben, mit innerem Glück. Reiche Beweise der Liebe wurden ihr von Vorgesetzten, Eltern und Zöglingen zuteil.

So kehrte Josefa denn wieder in das Vaterhaus zurück, vertiefter, mit reichen Einsichten, die sie in das Leben gewonnen hatte. So schmerzlich es ihr auch gewesen war, den ihr lieben Beruf aufgeben zu müssen, so fühlte sie doch große Freude, sich dem verehrten Vater widmen zu können, besonders da die andern Kinder das Haus verlassen hatten und Regierungsrat von Hoffinger einsam geworden war. Was Josefas früherem Wesen widerstrebt hatte, widerstrebte ihr jetzt nicht mehr: die Führung der Wirtschaft, die Verrichtung häuslicher Arbeiten machten ihr keine Beschwerden. Mit gleicher Lust und Liebe ging sie an alles, in jeder Beschäftigung sah sie nutzbringendes Schaffen. Viel las sie dem geliebten Vater vor und mehr

und mehr widmete sie sich seinen Interessen. Doch dabei versäumte sie nicht, ihren eignen Geist weiterzubilden. Da sie nicht mehr direkt auf die Jugend wirken konnte, so drängte es sie, ihre Ansichten, ihre gewonnenen Erfahrungen zum Nutzen der Jugend und deren Erzieher in Aufsätzen niederzulegen. Gern veröffentlichte Dr. Hock, der die konstitutionelle „Donau-Zeitung" herausgab, die Ansichten der so Bewährten. Und hatte Josefa schon viele Freunde, so erweiterten diese Artikel den Kreis ihrer Bewunderer. Wodurch sie besonders wirkte, das war die Tiefe ihres Geistes, die Innigkeit ihres Empfindens. Jeder fühlte, einem guten, einem großen Menschen gegenüberzustehen. Alles, was Josefa tat, entsprang dem Bedürfnis, andern nützlich zu sein, andre zu beglücken. Viel dachte sie über das Leben der Frau nach, über ihren Beruf, ihre Beschäftigung. So schrieb sie denn über weibliche Arbeiten:

„Wie schal ist, ohne Beziehung auf das Ewige, das Leben einer Frau, wie erbärmlich! — Wirtschaft oder Koketterie nimmt es allein in Anspruch; und die Liebe zum Manne, die ihm einen flüchtigen Schimmer von Poesie leiht, vernüchtert und verdumpft gar bald, wenn sie in ihm nicht das Ewige liebt, sowie die Liebe zum Kinde zum bloßen Instinkt wird, wenn sie es nicht zum Ewigen heranbildet. Sie dient, ohne zu wissen warum; sie entbehrt, ohne einzusehen wofür. Kindisches Geschwätz, gefallsüchtiger Putz und das Getändel mit den sogenannten schönen Arbeiten ist ihre Erholung. Ich sage die sogenannten schönen Arbeiten, denn sie sind nicht eigentlich schön, weil nichts schön sein kann, was keine Idee ausdrückt; und nützlich sind sie auch nicht. Sie sind nur ein Verderbnis der Augen, der Zeit und des Geldes. Die einfachste Zeichnung ist schöner als die schönste Stickerei, und ein gewirkter Teppich übertrifft an Schönheit und Wohlfeilheit einen gestickten.

Wenn man doch einmal aufhörte, diese Dinge, die keinen andern Wert haben als den der überwundenen Schwierigkeit, als wesentlichen Bestandteil der weiblichen Erziehung anzu-

sehen! Wieviel Zeit würde dadurch für Geistes- und Kunstbildung, wieviel für nützliche Arbeiten erspart!

Die Handarbeit erkenne ich allerdings als einen wesentlichen Bestandteil des weiblichen Unterrichts an, selbst für die höchsten oder reichsten Klassen. Denn abgesehen davon, daß man nicht wissen kann, ob man sie nicht in veränderten Verhältnissen, wo nicht zum Unterhalt, doch zum eignen und Familienbedarf werde brauchen können, gewährt es eine gewisse Selbständigkeit, in seinen Bedürfnissen sich selbst helfen zu können, anstatt gänzlich von andern abzuhängen; sie füllt sonst müßige Stunden aus, da man sich doch nicht unaufhörlich geistig anstrengen kann; sie gewährt die Möglichkeit, die Zeit, die man häufig in leerer Gesellschaft zuzubringen gezwungen ist, dennoch nützlich zu verwenden und diejenige, die man durch würdige Gespräche würzt, doppelt zu benutzen. Sie macht uns endlich fähig, nicht bloß mit unserm Eigentum und mit tröstenden Worten, sondern auch mit unsern Händen den Armen Hilfe zu schaffen. Nur muß es wirklich eine nützliche Arbeit sein.

Zu nützlichen weiblichen Handarbeiten gehört aber nur diejenige, die das Verfertigen oder Ausbessern von Kleidungsstücken und Wäsche zum Gegenstande hat, und zwar eine solche Art der Verfertigung, bei welcher der Aufwand von Zeit mit dem zu erreichenden Zweck im angemessenen Verhältnis steht, so daß von zwei Arten die weniger zeitraubende zu wählen ist, wenn durch die andre nicht ein überwiegender Vorteil erzielt wird. — Wozu die zeitraubende, augenverderbende und geisttötende Tändelei mit dem Häkeln und Stricken von Spitzen, Manschetten, Chemisetten und dergleichen, da derlei Erzeugnisse weder schöner noch wohlfeiler oder dauerhafter sind als von einfachem durchsichtigem Stoff verfertigte, wenn man sie selbst näht, und als die Wollspitzen? Wenn man dies doch besonders an Schulen beherzigte und statt solcher Albernheiten das Ausbessern der Kleidungsstücke und Wäsche (da zum Verfertigen derselben die Kinder in den unteren Schulen noch zu jung sind und der Elementarunterricht weder Zeit noch Raum dazu

läßt) — das Stricken der Strümpfe und das Verfertigen ganz einfacher und dauerhafter Kinderhäubchen und -leibchen lernen und üben ließe; zur Bildung des Geschmacks und Augenmaßes aber dafür das schon von Pestalozzi so dringend empfohlene Zeichnen samt der Elementargeometrie ebenso allgemein und frühzeitig wie das Schreiben und Rechnen in Normal- und Trivial-, in Knaben- und Mädchenschulen einführte! Aber man will nicht einsehen, daß das mittelbar Praktische ebenso praktisch sei als das unmittelbare! Schreiben und Rechnen braucht man überall, das sieht jeder ein; daß man aber ohne Kunde von Zeichnen und Geometrie niemals zu einem klaren Begriff der Form und zu einer verständigen Kunstfertigkeit in der Nachbildung derselben gelange und daher Stümper in Kunst und Leben bleiben müsse, das will man so wenig begreifen, daß man die Notwendigkeit der Elementargeometrie nicht einmal für Blinde, die doch nur auf diesem einzigen Wege zur Kenntnis der Form gelangen können, einsieht.

Möchte man doch auch in der häuslichen Erziehung der höheren Klassen das Nützliche vom Schönen zu unterscheiden und jedes an seine Stelle zu setzen wissen, statt daß man jetzt beides durcheinanderwirft, indem man in der Handarbeit, die das Nützliche erzeugen soll, das Schöne schaffen will, und das Zeichnen, das den doppelten Zweck hat, die Ausbildung aller Kunstfähigkeit zu begründen und das Schöne nachzubilden, zur Dienstmagd des Stickens herabwürdigt. Möchte man aufhören, die armen Mädchen einen großen Teil ihrer Zeit mit Kunststricken, Häkeln und Sticken vergeuden zu lassen, zur Verdumpfung ihres Geistes: da das mechanische Nachmachen vorgelegter Muster keine freien Gedanken — und zum Nachteil ihres Körpers: da das Sitzen am Stickrahmen keine aufrechte Haltung zuläßt. Möchte man sie statt dessen mit nützlichen Arbeiten beschäftigen, die ihnen die Freiheit vernünftiger Gedanken und Gespräche mit einer aufrechten Stellung gestatten, und die Liebe in ihnen üben, indem die Töchter des Mittelstandes ihre Mütter dadurch unterstützen, die höher oder reicher

Gestellten sich für die Familie Gottes, nämlich für die Armen, bemühen.

Wahrlich, nicht die Pflichten ihres Berufes sind es, welche die Mädchen an dem Erwerben wahrer Geistesbildung hindern, sondern die vier großen Modetorheiten, aus denen das sinnlose Mosaikgemälde ihrer sogenannten Erziehung sich zusammenfügt; und zwar erstens das Geplapper in fremden Sprachen, zweitens das tägliche vielstündige Geklimper, wodurch die Midastöchter sich zum Wettstreit mit den Musen bilden möchten, drittens das Getändel mit zweckloser Arbeit, die bei den praktischen Engländern mit Recht nicht ‚schöne Arbeiten', sondern ‚Launenarbeiten' (fancy-work) heißen, viertens das unwürdige Jagen nach Versorgung, das sich in dem Umhertreiben auf Bällen usw. zeigt, und das nebst diesem Hauptpunkt auch das Ausfüllen ihrer inneren peinlichen Leere zum Zweck hat. — Räumt diese vier Hindernisse weg, und ihr habt alles gewonnen.

Nicht daß ich die Mädchen zum einsiedlerischen Leben verurteilen möchte; nein! Sie sollen mit Maß der Geselligkeit genießen, aber einer geistig lebenden; denn mehr lehrt ein geistreich Gespräch als hundert Bücher. Nicht daß ich den Wert der Musik verkenne; nein! Die Musik, die in jedem Menschen wohnt, wenn sie nur zeitig genug hervorgerufen wird, die der Stimme, soll im Gesange sogar ein ebenso allgemeiner Gegenstand des Volksunterrichts werden als das Lesen und Sprechen, und wo es möglich ist, sollen die Mädchen so viel auf dem Klavier lernen, um die Stimmen zu begleiten; aber täglich mehrere Stunden beim Klavier zu versitzen, soll nur ausgezeichneten Talenten gestattet werden. Nicht daß ich die Wichtigkeit fremder Sprachen für die literarische Bildung verkenne. Nein! Sie sollen so gelehrt werden, daß das Mädchen zum Verständnis ihrer Schriftsteller gelange; aber sie sollen nur Mittel-, nicht Selbstzweck sein; man lerne sie, um ihre Klassiker zu lesen, statt daß man jetzt bloß ihre Pfuscher liest, um die Sprache derselben zu üben. Nicht daß ich den Mädchen

die Launenarbeiten verwehren wollte, durch die sie andre erfreuen könnten; sie mögen immerhin Börsen, Taschen, Uhrketten usw. verfertigen, unter der Bedingung, daß Geist und Auge dabei geschont und wenig Zeit darauf verwendet werde. Was gemalt werden kann, z. B. Tassen, Brieftaschen, Körbchen und dergleichen, das sollen sie lieber malen als sticken; es wird schöner und kostet weniger Zeit und Anstrengung des Gesichts; was besser durch Maschinen gemacht wird, das sollen sie gar nicht machen: wie Teppiche nach Mustern, da man weit schönere gewirkt hat; was auf eine leichte Art hergestellt werden kann, das sollen sie nicht auf eine schwierige machen.

Doch genug hiervon. Alles kommt darauf an, daß man bei den Mädchen Licht und Wärme fördere; was nicht zur ersten Bildung dient, wozu ist es nütze? Sie sollen sich selbst und ihre Aufgabe in der Gegenwart klar erkennen, sie sollen Gott kräftig lieben und in ihm die Menschen!"

Auch ob die Frauen politische Meinungen haben sollten, bewegte Josefas Geist und Herz. Sie kam zu dem Schlusse:

„Soweit diese Meinungen den sozialen Standpunkt berühren und in der gehörigen Unterordnung unter die Idee der christlichen Weltordnung: ja! weil sie sonst das Leben nicht verstehen würden; — bis zum Urteilen über die Verwicklungen der Kabinette und über Kammerdebatten, oder gar bis zum Vergessen oder Hintansetzen der Religion und der Nächstenliebe: nein! weil das erste ohne das ernste Studium vieler Jahre eben nur ein Reden des Blinden von der Farbe sein kann, und das zweite aus gänzlicher Verkennung ihres und des allgemeinen Weltzweckes hervorgeht.

Diejenigen Frauen, die nie zum Bewußtsein ihrer freien Persönlichkeit gelangt sind, erkennen auch nicht, daß ihre Aufgabe als selbständige Geisteswesen eben auch keine andre sein kann als die Erkenntnis und lebendige Darstellung der Wahrheit; sie erniedrigen sich zum Echo der Männer, deren herrschende Meinungen sie daher als ihre Autorität verehren. Demgemäß befolgen solche den Ausspruch Rousseaus, daß der Mann

rede, wie er überzeugt sei, das Weib aber, wie es den Leuten gefällt oder beliebt. Nur ist zu bemerken, daß dies keineswegs eine Naturnotwendigkeit, sondern nur die Folge der Gedankenlosigkeit ist, in der die Frauen erzogen werden. Da sie also unfähig sind, eine Ansicht nach ihrer Wahrheit zu untersuchen, so probieren sie dieselbe vor dem Spiegel der Mode, um zu sehen, wie sie ihnen lasse, wie sie damit gefallen. Als die Meinung es so wollte, waren sie mäuschenstill über Politik, jetzt (1848) schwatzen sie davon unaufhörlich in die Nacht hinein und meinen: eben daß sie dabei nicht wissen, was sie reden, sei das Niedliche an der Sache; denn das zeige ja gerade, daß sie dabei keinen andern Anspruch machen als den, sich damit aufzuputzen. Bei einigen freilich ist es im Ernst ein falscher Enthusiasmus, den die Neuheit der Ereignisse in der Leere ihres Geistes hervorrief. Daran ist also wieder Gedankenlosigkeit schuld. Und hiermit bewährt es sich, daß dem wahren, persönlichen Sein das wahre Denken vorangehen müsse. Sie denken nicht; darum sind sie nicht als Personen, sondern sie existieren nur als Individuen. Daher fehlt es ihnen auch allenthalben an Überzeugung; sie haben nur entweder individuelle Ansichten oder nachgeplapperte Meinungen."

Kein Wunder, daß eine Frau mit diesen Gedanken, diesen Einsichten die Blicke der gebildeten Welt auf sich zog. Tief angelegte, strebende Menschen bemühten sich, mit Josefa in Verkehr zu treten. Den bedeutenden Gelehrten Veith gewann sie so zum Freunde. Unter seiner direkten Führung bildete sie weiter ihren Geist, ihr Wissen. Nur das Beste, das Bedeutendste lernte sie durch ihn kennen, Wertloses blieb ihr fern.

So floß ihr Leben schön dahin, verklärt von Kunst und Wissenschaft. Das Bewußtsein, von edlen Menschen geliebt und geachtet zu werden, dem verehrten Vater täglich, stündlich eine Stütze sein zu können, erfüllte sie mit Glück. Und wer hatte sie erst fähig gemacht, dieses Glück zu verstehen, das Leben so anzusehen, wie sie es jetzt ansah? — Dante. Dank-

bar kam sie immer wieder auf diesen Genius zurück, diesen Meister des Irdischen und des Himmlischen. Wo sie auch sein mochte, er war ihr Begleiter. In der Stille der Häuslichkeit lag sein erhabenes Werk neben ihr, bei einsamen Ausflügen in die schöne Umgebung von Wien trug sie es bei sich. Hin und wieder hatte sie wohl eine Stelle, die ihr besonders schön dünkte, ins Deutsche übertragen, doch hatte sie es eben nur für sich selbst getan, getrieben vom Augenblick. Da träumte ihr eines Nachts, sie habe die „Göttliche Komödie" übersetzt. Als sie erwachte, erschrak sie ordentlich vor diesem Traum. Wie hatte ihr nur ein solcher Gedanke kommen können! Am folgenden Tage erschien sie ihrer Umgebung besonders still. Als ihre Schwester teilnehmend nach dem Grunde fragte, erzählte sie ihr stockend, errötend den Traum.

„Das wäre ja herrlich," rief die Schwester. „Versuch's, Josefa, es wird dir gelingen."

„Wo denkst du hin!" Josefa trat zurück, ihr Antlitz wurde bleich. „Das wäre ich doch nie imstande; überdies gehört meine ganze Zeit unserm lieben Vater."

Mit diesen Worten hatte Josefa äußerlich das Erlebnis des Traumes erledigt, innerlich blieb er ihr nah.

Im Frühling 1863 starb Regierungsrat von Hoffinger. An seinem Totenbette hatte Josefa das schöne Bewußtsein, ihm das gewesen zu sein, was eine Tochter dem Vater sein kann. Dieses Bewußtsein machte sie stark, den großen Schmerz zu tragen. Und dann stand sie ja auch nicht einsam in der Welt. Voll inniger Liebe öffnete der Bruder ihr sein Haus, in dem sie von nun ab lebte. Und schön war dieses Leben in harmonischem Familienkreise. Josefa dünkte es, sie sei wieder ein Kind geworden und wohne wieder im Elternhause. Denn bei ihrem Bruder lebten schon seit einiger Zeit ihre beiden Schwestern Anna und Henrika. Und täglich war der zweite Bruder, der sich dem Militärstande gewidmet hatte, hier ein lieber, gern gesehener Gast. So waren sie denn alle wieder beisammen wie in den schönen Tagen der Kindheit. Ihre Liebe

zueinander war dieselbe geblieben, ihr Streben, in dem sie sich schon damals gegenseitig ermunterten, hatte sich vertieft und durch das Leben vervollkommnet. Von Herzen nahmen alle an Josefas Schaffen teil. Ihr ältester Bruder hatte von dem Vater das feine Verständnis für Poesie und Kunst geerbt, die Schwestern das innige Aufnehmen alles Schönen und Guten von der Mutter. So flossen Josefas Lieder jetzt reichlicher als zuvor. Ihrer Schwester Anna widmete sie eine Liedersammlung mit den Versen:

Geliebte Schwester, meines Frühlings Rose,
dem sonst nur Dornen sproßten überall,
du heller Stern in meinem düstern Lose,
mein Trost, mein Liebes- und mein Freudenall,
nimm diese Lieder, die du sahst entstehen,
dir dank' ich sie, du riefest sie hervor;
sonst mußten ungeboren sie verwehen
und niemals dringen in ein Menschenohr
und nie bewegen eine Menschenseele,
als Funken löschen, eh' sie Licht entfacht;
drum nimm sie hin, gedenke nicht der Fehler,
nimm hin das Werk, das selber du vollbracht.

Wenn etwas einen Schatten auf das schöne Leben dieses Kreises hätte werfen können, so wäre es das Leiden der Schwester Henrika gewesen, die seit Jahren auf dem Krankenbette lag. Doch die stille freudige Hingabe, mit der die edle Dulderin ihr Leiden trug, machte sie jedem besonders lieb, wirkte als erhebendes Vorbild auf die Geschwister, auf die Frau des ältesten Bruders, die voller Treue die Cousine pflegte, und auf die heranwachsenden Kinder, die gerade diese Tante mit besonderer Verehrung und Sorgfalt umgaben. Und groß war auch Josefas Bewunderung für die leidende Schwester, an deren Seite sie manche Stunde zubrachte, an deren Schmerzenslager ihr manch großer Gedanke kam.



Henriette Herz
Büste von Gottfried Schadow
(Mit Genehmigung von Bruno Cassirer Berlin W)

In meiner Kindheit frohen Spielen
waren stets wir eng vereint,
auch vereint, nach dem zu zielen,
was des Strebens würdig scheint.

Jetzt, wo dich aufs Krankenbette
schweres Siechtum warf dahin,
bist du auf der Leidensstätte
fröhlich noch im Kindersinn.

Spielen kannst du mit den Schmerzen,
weil du lebst in sel'gem Licht,
kannst in bittern Qualen scherzen
mit verklärtem Angesicht.

Sieg errang im höchsten Streben,
wer noch lächelt in der Pein;
wär' es mir wie einst gegeben,
dir im Spiel gesellt zu sein!

Wohl hatte Josefa damals die Verwirklichung ihres Traumes von sich gewiesen in edler Bescheidenheit und im Hinblick auf die Pflichten, die sie ihrem alten Vater gegenüber zu erfüllen hatte. Doch jetzt, da sie ungestört sich und ihrem Schaffen leben konnte, trat der Traum wieder zu ihr, und nicht wies sie ihn mehr von sich. War doch auch zu der inneren Vervollkommnung ihres Wesens eine äußere in Beherrschung der Form gekommen, da sie bereits viel übersetzt hatte. Was sie zu diesen Übersetzungen getrieben, war der Wunsch, erhabene göttliche Gedanken, die sie in fremden Zungen gefunden, ihrem Volke zugänglich zu machen. So hatte sie nur wertvolle Dichtungen übersetzt, nur an Großem ihre Kraft erprobt. In diesem Schaffen war sie gewachsen, würdig geworden der Arbeit, die sie nun begann.

Darum erfüllte sie auch kein Zweifel mehr; „wie zum Gebet" ging sie daran, Dantes „Göttliche Komödie" ins Deutsche zu übertragen. Sie begann mit dem Fegefeuer. Über alles Er-

warten gut gelang ihr diese Übersetzung. Unendliches Glück erfüllte sie. Oft war es ihr, als ob eine fremde Hand ihre Feder führte, ihre Gedanken leitete. Eine fremde Hand...! Unwillig schüttelte die Dichterin das Haupt. Arbeitete sie doch im Dienst des Ewigen, wollte sie doch dieses „ewige" Werk ihrem Volke zum Geschenk darbringen. Und war jetzt nicht ein großer Augenblick dafür? Im September 1865 wurde in Dresden die 600jährige Jubelfeier Dantes begangen. Da mußte ihre Arbeit fertig sein. Und doppelt strengte Josefa ihre Kraft an.

So schaffte sie anderthalb Jahre: Unermüdlich war sie in dieser Zeit gewesen, ganz dem großen Werke hingegeben. Nun war es vollbracht, wozu die Seele sie getrieben hatte. Ob die Arbeit gelungen war? Bei dem heißen Schaffen hatte die Dichterin selbst wenig Zeit gehabt, sich mit diesem Gedanken zu beschäftigen. Ganz hatte sie in der Arbeit gelebt; alles Äußerliche, was mit der Arbeit verbunden war, hatte sie außer acht gelassen. Doch treu war der Bruder auch jetzt nicht von ihrer Seite gewichen. Proben ihrer Übersetzung hatte er Fachmännern und Kunstrichtern eingeschickt, ohne den Autor zu nennen. Und überall war ihm nur eine Antwort geworden: höchstes Lob. Kaum hörte Josefa auf diese Nachrichten, die ihr der Bruder beglückt zutrug. Nur weiter, immer weiter schaffen! Das höchste, reinste Glück lag doch in der Arbeit selbst.

Im Herbst 1864 machte Josefas Bruder eine Reise nach Wernigerode. Dort suchte er Viktor A. Huber auf, der Professor der romanischen Literatur und Erklärer Dantes an der Berliner Universität gewesen war. Die Ruhe, die der bedeutende Gelehrte jetzt genoß, benutzte er, um sich sozialen Fragen zu widmen. Diese Fragen hatten die beiden Herren schon schriftlich zusammengeführt, so daß sie sich nicht als Fremde gegenübertraten. In ihrem Gespräch kamen sie auch auf Dante und seine Übersetzer. Da erzählte Hoffinger, daß demnächst eine neue Übertragung der „Göttlichen Komödie" ins Deutsche erscheinen werde. Huber erfüllte dies mit Interesse, und er

sprach den Wunsch aus, einige Proben davon kennen zu lernen. Gern kam Hoffinger diesem Wunsche nach, vermied es aber, den Autor zu nennen. Unverzüglich antwortete der bedeutende Danteforscher:

„Ich stehe nicht an, Sie aufrichtig zu versichern, daß ich durch diese Probe der Lösung einer der schwierigsten literarischen Aufgaben wahrhaft und auf das freudigste überrascht worden bin; über alle Erwartung. Wenn ich den Punkt hervorheben soll, der hauptsächlich diese Wirkung bedingt, so ist es die Verbindung eines so hohen Grades von Treue in der Reproduktion des Sinnes mit einer Behandlung der Form, welche alles leistet, was die deutsche Sprache in dieser so außerordentlich schwierigen Terzina zu leisten vermag, und das mit einer scheinbaren Abwesenheit aller Anstrengung und daraus hervorgehenden Schwerfälligkeit oder Härte, daß man wirklich meinen könnte, es wäre gar keine Kunst. — Teilen Sie dies dem Verfasser nicht nur mit, sondern wollen Sie ihn auch meiner aufrichtigen Hochachtung versichern. Ich spreche das letztere nicht leichthin konventionell aus, sondern bin sehr ernstlich der Meinung, daß jemand, der sich in solcher Weise und Tiefe und solchem Ernst mit Dante beschäftigt hat, eine sittlich und geistig respektable, bedeutende Persönlichkeit — ein Charakter sein muß; Glück auf! von Herzen zur Arbeit dem trefflichen unbekannten Nachdichter des Dichterriesen!"

So konnte Josefa denn getrost ihr Werk in die Welt senden. Im März 1865 erschien der erste Band: „Die Hölle". Auf dem Titelblatt stand als Übersetzer: Jos. von Hoffinger. Nur der Verleger, dem strenges Stillschweigen auferlegt war, wußte, daß der Übersetzer eine Übersetzerin war. Die erste große äußere Freude, die Josefa durch ihr Werk erfuhr, war, daß sie von dem größten Dantekenner Deutschlands, von Professor Carl Witte aus Halle, eine Einladung zu der Feier in Dresden erhielt. Bei dieser Feier sollte eine deutsche Dante-Gesellschaft gegründet werden.

Die Anerkennung ihrer Arbeit, die aus dieser Einladung

sprach, beglückte Josefa sehr. Hielt man sie doch für würdig, an den Beratungen ernster bedeutender Männer teilzunehmen. Nicht ließ es sich der treue Bruder nehmen, die Schwester auf der Reise zu begleiten. Alle Dante-Kenner aus Deutschland und Italien waren nach Dresden gekommen. Am Vorabend des eigentlichen Festes fand eine Vorversammlung statt. In dem großen Saale hatten sich bereits alle Teilnehmer eingefunden, da öffnete sich die Tür — Josefa trat ein am Arm ihres Bruders.

Eine Frau! — Eine Frau in diesem Kreise! — Durch die Reihen lief ein Murmeln des Staunens. Dieses Staunen wuchs, als man hörte, daß der vermeintliche Josef von Hoffinger, dieser treffliche Dante-Übersetzer, eben jene Frau war, die so bescheiden vor all den Männern stand. Gern räumte man ihr einen Ehrenplatz ein, fragte bei den Beratungen nach ihrer Meinung. Und rasch gewann Josefa alle Herzen durch die Güte ihres Wesens, durch die Tiefe des Geistes, die aus jedem ihrer Worte sprach. Dabei erschien sie jung, frisch; in weiblicher Anmut lächelten ihre Lippen, während aus ihren Augen tiefes, ernstes Denken sprach.

In der Festversammlung trug Professor Witte einen Gesang ihrer Übersetzung vor. Niemand konnte sich dem großen Eindruck entziehen. Besonders war der König Johann von Sachsen, der ja auch Dante übersetzt hatte, ergriffen. Wiederholt sprach er der Dichterin seine Anerkennung und Bewunderung aus. Und wie er fühlten auch die andern. Bei dem Festmahl trank man auf Josefas Wohl: in deutscher und italienischer Zunge klang ihr Lob durch den Saal.

Und Josefa, die stille, bescheidene Josefa! Wie war ihr Streben, ihr Kämpfen belohnt! Wohl freute sie sich der Anerkennung all dieser bedeutenden, gelehrten Männer, doch am meisten beglückte es sie, daß Professor Huber, den sie nun persönlich kennen gelernt hatte, ganz erfüllt war von ihrem Werke, es in jedem Worte schätzte. Der an Herz und Geist gleich fein gebildete Mann machte einen tiefen Eindruck auf

sie. Jede freie Stunde verbrachte sie in seiner Gesellschaft. Schön war der Verkehr dieser beiden geistesverwandten Menschen, die einander so viel zu sagen hatten, und denen doch so bald wieder die Trennungsstunde schlug. Im Herzen beglückt und doch voll geheimer Wehmut nahmen sie voneinander Abschied. Ihre Lippen sprachen „Auf Wiedersehen", aber ihre Seelen ahnten, daß dieser Wunsch nicht in Erfüllung gehen werde.

So verließ Josefa Dresden, im Herzen unverlöschliche Eindrücke. Kaum nach Wien zurückgekehrt, wurde sie krank: die große Arbeit, die anstrengende Reise, all diese Bewegungen des Gemüts waren wohl zu viel gewesen für den schwächlichen Körper.

Und dann kam das Jahr 1866. Mit Schrecken erfüllte dieser Krieg Josefas zarte Seele. Schwer litt sie unter dem Gedanken, daß Deutsche gegen Deutsche kämpften. In dieser Zeit entstanden eine Reihe von Gedichten, die zeigten, wie sehr sich Josefa als deutsche Frau fühlte.

Besorgt blickten die Geschwister sie an. Wie still sie war und wie bleich!

„Josefa," sagte der Bruder, „es wird dir gut tun, dich eine Weile von dem geräuschvollen Leben der Stadt zurückzuziehen. Ich habe dir einen kleinen ländlichen Ort ausgesucht, in dessen Stille du bald wieder genesen wirst."

Josefa lächelte. Sie wußte, warum man sie aus Wien zu entfernen suchte: glaubte man doch, daß der Lärm des Krieges nicht bis in die Abgeschiedenheit jenes kleinen Ortes dränge. Gehorsam, um die Geschwister zu beruhigen, unternahm sie denn auch die vorgeschlagene Reise.

Das Wetter war schön. Die Berge, die ihr mit jeder Stunde näher rückten, erfüllten sie mit inniger Freude. Immer schon hatte sie sich zu den blauen Höhen hingezogen gefühlt, doch diesmal beglückte es sie ganz besonders, dem Erhabenen so nahe zu sein. Ihre Brust weitete sich, ihr Herz schlug lauter. Sie fühlte ordentlich, wie das träge fließende Blut wieder rascher

durch ihre Adern eilte. Ihr war es, als erwartete sie etwas Besonderes. In diesem Gefühle durchschritt sie die stillen Wege des Feldes. Ja, hier würde sie genesen, fern dem Geräusche der Welt.

Doch...was war das? — Lauschend blieb sie stehen. Drangen nicht Schmerzenslaute an ihr Ohr? — Und dort...? Mühsam schleppte sich an Krücken ein Jüngling dahin. Vor jener Tür saß ein bleicher Mann, der rechte Arm hing in einer Binde.

Josefa erzitterte. Weiter schritt sie. Jetzt kam sie dicht an einem Hause vorüber. Unwillkürlich blickte sie durch das Fenster. Sie erbleichte...

Der kleine Ort, in dem sie ihren schwachen Körper erfrischen sollte, war ganz angefüllt von Verwundeten. Sie sah die Leiden andrer, nicht mehr dachte sie an die ihren. Wo Hilfe not tat, eilte sie hin, pflegte, stärkte, ermunterte. Wenn ihre geringen Mittel erschöpft waren, ging sie von Haus zu Haus, um Speise zu erbitten und Trank für die Kranken. Unermüdlich war sie an den Schmerzenslagern; die Sanftheit ihres Wesens, die Größe ihres Gemüts wirkten Wunder. Jeder wollte ihre helfende, sorgende Hand fühlen. Und sie half und sorgte, wie es der Augenblick erheischte. Hier kühlte sie Wunden, dort las sie den Genesenden vor, schrieb für sie Briefe in die Heimat. Überall hatte sie die Freude, die Leidenden durch ihr Wort, ihre Tat gestärkt zu sehen.

Doch sie selbst? Was tat's, daß von Tag zu Tag ihre Kräfte schwanden, sah sie doch die Kräfte andrer wachsen. Nicht eher kehrte sie heim, als bis der letzte Verwundete geheilt den Ort verlassen hatte. Nun war ihre Arbeit erfüllt. Beglückt lächelnd trat sie wieder zu den Geschwistern. Diese erschraken. Welche Veränderung war mit der geliebten Schwester vor sich gegangen! Josefa suchte ihre Angst zu zerstreuen! Obgleich sie täglich, stündlich litt, erschien sie stark und freudig. Nie müßig, setzte sie ihre Übersetzungen von Dante und andern italienischen Dichtern fort. Wenn man sie ermahnte, sich nicht so anzustrengen, der Ruhe zu pflegen, lächelte sie still vor sich hin. Immer

hatte sie Zeit für ihre Freunde, für das Wohl und Wehe andrer. Stärkung war ihr der Verkehr edler geistesverwandter Menschen. Oft eilten ihre Gedanken zu jenen schönen Tagen in Dresden, zu dem Freunde, den sie dort für ihre Seele gewonnen hatte. Der Erinnerung an ihn ist das Gedicht geweiht:

Die zwei Pilger.

Zwei Pilger auf des Lebens Wüstenpfaden
begegnen sich an einer Quelle Rand,
wo grüne Palmen zur Erquickung laden,
ersehnte Ruh' schon mancher Wandrer fand.

Ein jeder kommt von einer andern Küste,
mit einer andern Schar zieht jeder fort;
doch jeden labt derselbe Quell der Wüste,
und jeden schirmt derselbe Palmenhort.

Sie sprechen beide in verschiedenen Zungen,
doch jeder meint, er hör' der Heimat Laut;
sie haben in verschiedenem Streit gerungen,
doch jeder hat demselben Stern vertraut.

Sie reden beid' von Kämpfen und von Siegen
Und von Erquickung nach des Tages Last;
sie möchten sich in frohen Träumen wiegen,
da scholl der Ruf zum Aufbruch aus der Rast.

So spät gefunden und so früh geschieden,
doch jeder folgt dem Ruf, der ihm ertönt,
und in Jerusalem, im Tempelfrieden,
da sehen sie sich wieder sieggekrönt.

„So spät gefunden und so früh geschieden ..." schmerzlich zucken Josefas Lippen. Doch dann lächelt sie selig:

„Und in Jerusalem, im Tempelfrieden,
Da sehen sie sich wieder sieggekrönt."

In diesen Worten wird die Dichterin Prophetin: wenige Monate nachdem Josefa gestorben war, schied auch Huber aus dieser Welt.

Körperlich litt Josefa, doch geistig und seelisch wurden ihr reine Freuden zuteil. Immer harmonischer gestaltete sich ihr inneres Leben. Alles Gute, alles Schöne beglückte sie. Doch streng war sie gegen sich selbst, gegen das, was sie geschaffen hatte. Oft fanden die Geschwister sie in alten Papieren ordnend. In dem Kamin vor ihr knisterte es. Immer wieder warf ihre Hand ein Blatt hinein, das die Flamme gierig verzehrte.

„Um Gottes willen, Josefa!" rief der Bruder, „du verbrennst ja Gedichte."

Sie lächelte: „Unnützer Ballast, von dem man sich freimachen muß."

So strebte sie überhaupt danach, sich von allem ihr lästig Erscheinenden zu befreien. Das Einkommen, das sie hatte, war nur bescheiden, doch verlangte sie nie nach mehr. Streng wachte sie über ihren Ausgaben. Für sich verbrauchte sie nur das Notwendigste, behielt eine kleine Summe für unvorhergesehene Fälle zurück, und das übrige verschenkte sie. In diesem Geben war sie oft rasch, was die Schwestern zuweilen rügten. Doch die Dichterin zuckte dann lächelnd mit den Achseln: „Dieser unnütze Ballast geniert mich nur."

Immer freier machte sie sich von allem Irdischen, die Seele ganz dem Ewigen geöffnet. Ahnte sie doch, daß sie nun bald zurückkehren werde zu dem Großen, Erhabenen, der sie ausgesandt, dem sie ihr ganzes Leben gedient hatte. In der Stille des kleinen Gebirgsdorfes Spital am südlichen Abhang des Semmerings, in dem sie ihren letzten Sommer verlebte, bereitete sie sich auf die Wandlung vor, der sie entgegenging. Nicht erschien ihr der Tod gleich einem Feinde, der sie von süßen Gewohnheiten losreißen wollte; nein, wie einen Boten der Liebe sah sie den unbekannten Genius nahen, gesandt, sie zu befreien von allem Dunkel, sie zu führen ins ewige Licht.

Was ihrem ganzen Leben Trost und Kraft gegeben hatte, das stärkte auch ihre letzten Stunden: der göttliche Sänger und sein ewiges Lied blieben bei ihr. Schon unter den Schauern des Todes sang sie noch:

Trost.

Ich habe doch vergebens nicht gerungen,
es ward des Glaubens herrlichstes Gedicht
von meinen schwachen Lippen nachgesungen
mit jener Treu', der Schönheit nicht gebricht.

Wie sehr man mir das edle Bild des Wissens
mit einem Zaun von Dornen rings umwand,
ich schwang mich auf der Leiter des Gewissens
so hoch, daß ich den Schatz der Wahrheit fand.

Die Wahrheit, die im ew'gen Lied enthalten,
der Hörer Sinn mit mächt'ger Hand ergreift,
ihn bindet mit verborgenen Gewalten,
daß er nicht irrend hin und wider schweift.

Der eignen Zunge schwaches Kinderlallen
und was ich nach den andern Dichtern sang,
es wird der Zeit bald in die Strömung fallen
und spurlos finden sichern Untergang.

Doch wird die Form Jahrhunderte bestehen,
in welche ich des Meisters Wort gebracht,
und Licht und Trost in manche Herzen wehen,
wenn längst ich schlummre in des Grabes Nacht.

Sie söhnt mich aus mit meinem armen Leben,
wenn mir's erscheinet wie ein Zufallsspiel,
sie macht, daß ich vertrauend und ergeben
die stillen Pfade geh' nach meinem Ziel.

So kam der 25. September des Jahres 1868 heran. Wie gewöhnlich stand Josefa des Morgens auf, kleidete sich an und

ging zu ihrer Schwägerin. Obgleich sie sich sehr unwohl fühlte, ließ sie ihre Umgebung dies nicht merken. Herzlich unterhielt sie sich mit der lieben Cousine und setzte sich dann an das Krankenlager ihrer Schwester Henrika. Das Gespräch der Dichterin war heiter, ihr Wesen ruhig. Plötzlich stand sie auf und ging nach der Tür. Auf der Schwelle wandte sie sich noch einmal um, nickte der Kranken freundlich zu und winkte ihrer Schwester Anna. Kaum waren die beiden in dem Nebenzimmer angelangt, so sank Josefa zu Boden. Ein leichter Seufzer ... befreit war die Dichterin von dem Leben.

Tief trauerten die Geschwister, die Freunde der edlen Frau, die Bewunderer der begabten Dichterin. Wohl war sie von ihnen gegangen, doch ihr Wesen, ihr Wort blieb unter ihnen.

Als der Arzt den entseelten Körper untersuchte, fand sich, daß der letzte Tropfen Blutes verbraucht war. Also hatte Josefa große Qualen erduldet. Und doch hatte sie trotz diesen Qualen unermüdlich geschafft, geschafft für das Heil ihrer Seele wie für das Heil andrer.

Sieg errang im höchsten Streben,
wer noch lächelt in der Pein.

Ein Liebling des Himmels war sie durch das Leben gegangen, beschenkt mit der himmlischen Gabe der Poesie.

So strahlet lieblich an des Lebens Rande
mir meiner Jugend lichter Morgenstern
als Abendstern, der von dem Erdenlande
mir heimwärts leuchtet zu des Himmels Herrn!

Als Quellenwerke wurden für dieses Buch benutzt:

F. Arndt, Die deutschen Frauen in den Befreiungskriegen, in den Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Potsdams.

Die „große Landgräfin“ Caroline von Hessen. Ein Lebensbild von Dr. Ph. A. F. Walther. Darmstadt 1873.

Briefwechsel der „großen Landgräfin“ Caroline von Hessen. Von Dr. Ph. A. F. Walther. 2 Bände. Wien 1877.

Luise von Preußen, Fürstin Anton Radziwill: Fünfundvierzig Jahre aus meinem Leben. (1770—1815). Herausgegeben von der Fürstin Radziwill, geb. von Castellane. Aus dem Französischen übertragen von E. von Kraatz. Braunschweig 1912.

